This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

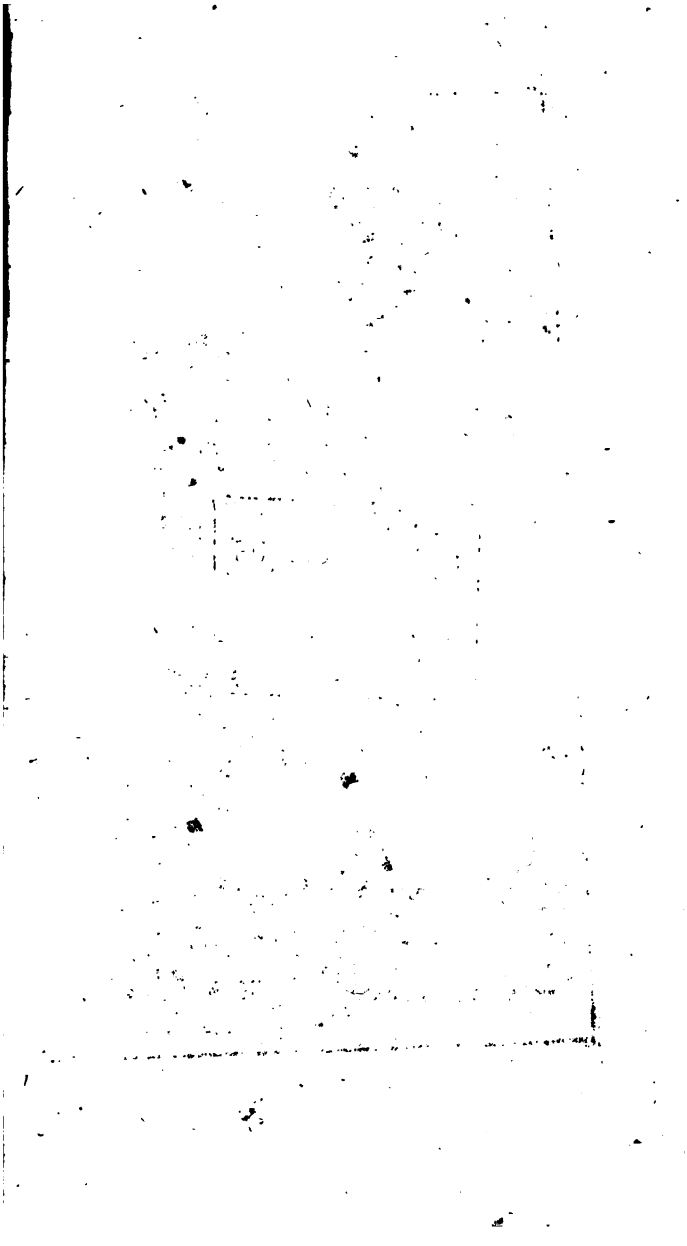
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Thos. A. Janvier
April 11, 1869
Odd volume $1.50

S-NNI
Buccaneer



Kern der lustigen und scherzhaften Erzählungen des Bocaz

aus dem Italiänischen übersetzt mit Kupfern.

Erster Theil.

1772.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
564900
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1916 L

Ein Roßkamm kommt nach Neapolis, daſelbſt Pferde zu kaufen, hat in einer Nacht drey verdrüßliche Zufälle, wickelt ſich aus allen heraus, und erobert dabey einen Rubin von groſſen Werthe.

Vor dieſen war zu Peruſe ein junger Pferdehändler, Namens Andres; dieſer hatte erfahren, daß die Pferde zu Neapolis wohlfeil wären, dahero reiſete er mit 500 Thl. in Golde dahin, welche zu kaufen. Weil er nun niemahls weggekommen war, ſo reiſete er mit andern Kaufleuten von ſeiner Bekanntſchaft, und kam einen Sontag

Abends zu Neapel an. Den Morgen darauf gieng er auf den Pferdemarkt, besahe sehr viel Pferde, welche ihm gefielen. Er feilschte sie alle und kaufte keines davon, weil man des Preises wegen nicht konte einig werden. Er setzte sich als ein junger einfältiger Mensch in den Kopf, daß man glaube, er habe kein Geld, die Pferde, die er feilschte, zu bezahlen; um nun das Gegentheil davon zu zeigen, so zog er seine Gold-Börse alle Augenblicke heraus. Eine junge Sicilianische Curtisane, die sehr schön und vor eine Wenigkeit zu jedermans Diensten bereit war, sahe im vorbey gehen diese volle Börse, sie dachte sogleich bey sich, daß ihr diese recht wohl würde zu statten kommen, und ging vorbey, ohne daß Andres darauf acht gab. Die junge Curtisane war von einer alten begleitet, welche, da sie den Andres sahe, sogleich lief, ihn zu umarmen, und ihm tausend Höflichkeiten zu erzeigen. Andres wunderte sich anfangs über die Anrede der alten Sicilianerin, da er sich aber besonnen, daß er sie kennete, so erwieß er ihr auf ihre Freundschafts-Bezeigungen ein gleiches, versprach auch sie zu besuchen, und nachdem er sich bey ihr entschuldiget, daß er nicht länger mit ihr reden könte, so gieng er zurück, Pferde zu feilschen. Da die Alte wieder zu der Jungen, der die Börse so sehr am Herzen hing, kam, so fragte sie diese, wer der Mensch wäre, wo er her käme, was er in der Stadt machte, und woher sie ihn kennete? Die Alte, die sich nichts besorgte, antwortete auf alle ihre Fragen; und nachdem sie ihr von seinem Vater erzählet hatte, bey welchem sie, wie sie sagte, in Sicilien, und hernach auch zu Peruse gewohnet

wohnet hatte, so fiel sie auf sein Geschlechts-Register. Gleichwie nun alte Leute gerne reden, so nennete sie ihr seine ganze Freundschaft her. Die Verschlagene hatte allzu vielen Antheil daran, daß sie alle diese Nahmen nicht behalten, oder einen davon hätte vergessen sollen; denn sie hatte schon im voraus überleget, wie sie sich deren bedienen wolte. Da sie wieder nach Hause gekommen waren, so war das erste, was sie that, daß sie der Alten auf den ganzen Tag zu thun gab, damit sie nicht Zeit hätte, den Andres zu besuchen. Sie hatte eine kleine Magd, welche sie wohl zu unterrichten Sorge getragen hatte, und die sich auf dergleichen Bothschaften vortreflich verstund. Sie sagte ihr ihre Meynung, und schickte sie gegen Abend in Andresen sein Quartier. Da sie dahin kam, so war Andres ganz allein an der Thür. Sie redete ihn an, und fragte ihn, ob er nicht einen Menschen von Perusse kennete. Nachdem er ihr geantwortet, daß er es selbst wäre, so sagte sie ihm ganz sachte: Mein Herr, es wolte gern eine Jungfer in dieser Stadt einen Augenblick mit ihnen sprechen, wenn es ihnen gefällig wäre. Als Andres diese Anrede gehöret hatte, so schöpfte er die beste Meynung von sich, hielt sich vor sehr schön, und bildete sich sogleich ein, daß die Dame in ihn verliebt sey, gleich als wenn er der schönste Mensch von Neapel gewesen wäre, und antwortete augenblicklich, daß er bereit wäre, zu ihr zu kommen, wenn er nur wüste, wenn, und wo. Anjezo gleich, wenn es ihnen gefällt, versetzte die Magd. Andres sagte zur Magd, daß sie nur fortgehen solte, und daß er ihr sogleich nachfolgen wolte,

ohne daß er seinem Wirth erst etwas davon sagte. Durch eine so gute Wegweiserin geleitet, kam er in der Straße von Maupertius, wo die Schöne wohnete, an; ein Nahme, welcher an sich schon anzeigete, wie ehrlich die Straße wäre. Andres, der sich nichts übels vermuthete, glaubte an einen ganz ehrbahren Ort zu gehen, und mit einer galanten Frau zu thun zu haben, gieng ohne Widerwillen hinein. So bald die Magd gerufen hatte, daß Andres da wäre, so erschien die Frau oben an der Treppe, ihn zu empfangen. Diese Frau war jung, schön, von vortreflicher Leibesgestalt, und ziemlich wohl gekleidet. Sie fiel dem Andres um den Hals, und redete lange Zeit kein Wort, gleich als wenn sie ihre übermäßige Liebe verhindert hätte zu reden: Hierauf fing sie an zu weinen und umarmete ihn von neuen: Seyd willkommen, mein lieber Andres, sagte sie mit einer entzückenden Stimme zu ihm: Hierauf nahm sie ihn bey der Hand, führete ihn in einen hohen Saal, und ließ ihn, ohne weiter ein Wort zu reden, in ihr Zimmer gehen. Dieses war mit Rosen und Orange-Blüthen bestreuet, und mit allerhand wohlriechenden Sachen ausgeräuchert. Es war daselbst ein so prächtiges Bette und so kostbahre Meublen und Kleider, daß Andres, der nicht gewohnt war so schön ausgezierte Zimmer zu sehen, nicht zweifelte, daß er mit einer vornehmen Dame zu thun habe. Kaum hatten sie sich niedergesetzt, so redete sie ihn folgender gestalt an:

Ich zweifele nicht, mein lieber Andres, daß ihr euch über meine Liebkosungen und Thränen wundert, weil

weil ihr mich nicht kennet, und vielleicht auch von mir niemals habt reden hören. Ihr werdet euch aber noch mehr wundern, wenn ich euch werde gesaget haben, daß ich eure Schwester bin. Ich habe mit dem gröſten Verlangen gewünschet alle meine Brüder zu sehen; da mir nun Gott die Gnade erzeiget, einen davon zu sehen, so will ich nunmehro vergnügt sterben, wenn es Gott gefallen wird mich abzufordern. Und weil ihr vielleicht niemahls davon habet reden hören, so erlaubet mir, euch davon zu unterhalten. Peter, mein und euer Vater, wohnete lange Zeit zu Palermo, weil er nun gut und höflich war, so machte er sich daselbst viel Freunde. Unter andern hatte meine Mutter, welche eine Frau von Ansehen und damahls eine Wittwe war, viel Liebe vor ihn. Sie wurden endlich so gute Freunde, daß meine Mutter schwanger ward, und mich gebahr. Einige Zeit hernach sahe sich unser Vater genöthiget Palermo zu verlassen und nach Peruse zurück zu kehren, er ließ also meine Mutter und mich, da ich nur noch ein Kind war, in Sicilien, und ich weiß nicht, ob er jemahls wieder an die Mutter und an das Kind gedacht hat. Er verfuhr hierinne ein wenig hart, jedoch will ich dieses mit aller Hochachtung, welche ich seinem Andenken schuldig bin, gesagt haben; denn ohne von der Liebe zu reden, welche er vor mich als seine Tochter hätte haben sollen, hätte er doch die Mutter, welche ihn, ohne ihn viel zu kennen, zum Herrn von ihrer Person und Gütern gemacht hatte, auf diese Art nicht verlassen sollen. Aber, was ist zu machen? Es ist viel leichter ein vergangenes Unglück zu verachten, als

zu verbeſſern. Da ich gros worden war, ſo verheirathete mich meine Mutter, die Vermögen hatte, an einen reichen Edelmann von dem Hauſe der Gergenten, welcher aus Liebe zu meiner Mutter und zu mir nach Palermo zog. Weil er nun ein eyfriger Anhänger des Hauſes der Guelphen war, ſo war er kaum zu Palermo angelanget, als er anfing mit dem König Carl ein geheimes Bündnis zu machen. Friedrich, der König von Arragonien, erhielt von allem Nachricht, ehe man noch etwas ausführen konte, und mein Mann ſahe ſich genöthiget, Sicilien zu der Zeit zu verlaſſen, da ich mich vor die vornehmſte Frau dieſer Inſel hielt. Wir nahmen mit, was wir konten, welches in Vergleichung deſſen, was wir zurück lieſſen, gewiß wenig war, und flohen hieher, da der König Carl wegen des Verluſts, den wir um ſeinet Willen erlitten haben, uns einigermaſſen ſchadlos zu halten, die Gütigkeit gehabt hat. Er hat uns ein Haus in der Stadt und eins auf dem Lande gegeben, und überdieſes hat er meinem Manne eine gute Penſion angewieſen. Sehet, mein lieber Bruder, dieſes iſt die Urſache, warum ich hier bin, wo ich, Gott ſey Dank, das Vergnügen habe, euch anjetzo zu ſehen. Indem ſie dieſes ſagte, ſo fiel ſie ihm nochmals um den Hals, und fing an ihn von neuen zu umarmen. Andres, der eine Fabel mit ſo viel Ordnung von einer Perſon, welche fertig und anmuthig redete, erzählen hörete, überdies ſich erinnerte, daß ſein Vater zu Palermo gewohnet hatte, und vielleicht auch von den Liebkoſungen und Freundſchafts-Bewegungen dieſer Frau gerühret war, zweifelte gar nicht an der

Wahr-

Wahrheit deſſen, was ſie ſagte. Nehmet nicht übel, Madame, ſagte er in dieſer Meynung zu ihr, wenn ich mich über alles dieſes wundere. Ich kenne euch eben ſo wenig, als wenn ihr niemals geweſen wäret: Mein Vater hat niemals weder von eurer Mutter, noch von euch geredet, oder wenn er es ja gethan hat, ſo habe ich nichts davon gehöret. Dieſer unvermuthete Zufall iſt mir um ſo viel angenehmer, daß ich eine Schweſter antreffe, welche ich mir gar nicht vermuthete. Aber, helfet mir doch aus einer Sache. Woher habt ihr gewuſt, daß ich in der Stadt ſey? Eine gute Frau, welche offt hierher kommt, antwortete ſie, hat mirs geſagt. Sie hat mir erzählet, daß ſie lange bey eurem Vater zu Palermo und zu Peruſe gewohnet hätte. Im übrigen würde ich zu euch gekommen ſeyn, euch zu beſuchen, wenn ich nicht vor anſtändiger gehalten hätte, euch zu mir kommen zu laſſen, als euch bey einem Fremden zu beſuchen. Hierauf fragte ſie nach allen ihren Verwandten, was ſie machten, welche ſie auch, einen nach dem andern nennete. Andres antwortete auf alles, und blieb mehr als jemals überzeugt, daß kein Betrug darhinter ſtecke. Weil nun die Unterredung lange gewähret hatte, und die Hitze gros war, ſo wurde Andres mit griechiſchem Weine und mit Gebackenen bewirthet. Nach dieſer Gaſterey ſchickte er ſich an, ins Wirthshaus ſpeiſen zu gehen: ſie ſtellete ſich aber darüber ſehr aufgebracht zu ſeyn, und ſagte zu ihm gleichſam Vorwurfs-weiſe: Ihr gebet nur allzuwohl zu erkennen, daß ihr euch nicht viel aus mir machet. Ihr ſeyd bey einer Schweſter, welche ihr niemahls geſehen

hattet, und bey welcher, wenn ihr in die Stadt kommet, ihr hättet abtreten sollen, und ihr wollet in das Wirthshaus essen gehen. Mit eurer Erlaubnis, das wird nicht geschehen, und ihr sollet mit mir speisen. Mein Mann ist nicht zu Hause, ich werde aber dennoch nicht unterlassen, euch eine kleine Weiber-Mahlzeit zu geben. Sie nöthigte ihn sehr stark, und Andres entschuldigte sich mit nichts anders, als daß er sagte, daß sein Wirth, welcher nicht wüste wo er wäre, mit dem Abendessen auf ihn wartete. Wenn es weiter nichts ist als dieses, antwortete sie, ich will ihm sagen lassen, daß er nicht auf euch warte. Aber habet ihr nicht, setzte sie hinzu, etwa einen guten Freund, welchen ihr hier haben wollet? Dieses würde eine Gesellschaft bey Tische und beym Weggehen seyn. Andres antwortet, daß er auf diesen Abend niemand anders als sie allein verlangete; und weil sie sich entschlossen hätte ihn bey Tische zu behalten, so wäre er auch entschlossen alles zu thun, was sie verlangte. Nach einem langen Gespräche setzte man sich zu Tische. Die Schöne stellete es so an, daß die Mahlzeit bis in die späte Nacht verzögert wurde. Nachdem man abgetragen hatte, so wolte Andres weggehen; seine liebreiche Schwester aber setzte sich stark darwider, und sagte, daß Neapel keine Stadt wäre, da ein Fremder des Nachts herum gehen müsse; und daß er sich im übrigen seines Wirths wegen nicht bekümmern solte, weil sie hätte sagen lassen, daß er weder zum Abendessen kommen noch da schlafen würde. Andres ließ sich fangen, wie er das erstemahl gethan hatte, und redete nicht mehr vom

weggehen. Da nun ein guter Theil der Nacht mit Reden von verschiedenen Sachen vergangen war, so hies sie den Andres im Zimmer mit einem Knaben, der ihn bedienen solte, und gieng mit ihren Weibern weg. Es war heiß, deswegen zog Andres, da er sich alleine befand, seine Hosen aus und legte sie hinter das Kopf-Küssen, und behielt weiter nichts als seinen Latz an. Da er nun in diesem Zustande war, so wolte er gern seine Nothdurfft verrichten, und fragte den Knaben, wo das heimliche Gemach wäre. Da drinnen, mein Herr, antwortete der Knabe; indem er ihm eine Thür zeigete, welche in einem Winkel war. Andres machte auf, ging hinein, und indem er sich auf den Sitz setzen wolte, so trat er auf eine Fall-Thüre und fiel in die Gold-Grube hinunter. Ob er nun gleich hoch genug fiel, so that es ihm doch nichts, sondern er kam mit ein wenig Geschmiere davon. Andres rufte den Knaben; bekam aber keine Antwort. Er hatte ihn fallen hören, und war augenblicklich hingelaufen, die Dame davon zu benachrichtigen. Sie lief in die Kammer, suchte die Kleider ihres vermeintlichen Bruders, und fand sie mit der Börse, welche er aus Mistrauen beständig bey sich trug, und welche die Ursache dieser nunmehro geendigten Comödie gewesen war; und schloß die Thür des Secrets wieder zu. Andres, welcher anfing verdrießlich zu werden, ruffete immer noch seinen Knaben: weil ihm aber niemand antwortete, so fing er an, wiewohl ein wenig zu späte, zu glauben, daß er betrogen wäre. Um sich nun aus einem solchen garstigen Ort weg zu machen, so stieß er einige Bre-

ter ein, und kam in einen kleinen Gang zwiſchen den Häuſern, an deſſen Ende eine kleine Mauer war, auf welche er ſtieg, und von da auf die Gaſſe ſprang. Er kannte das Haus ſehr wohl, rufte und pochte aus allen ſeinen Kräften: aber das war alles vergebens. Da er nun endlich an der Betrügerey nicht mehr zweifelte, ſo ſtieß er verſchiedene Klagen über den geſchwinden Verluſt ſeines Geldes und ſeiner Schweſter aus, und fing wieder von neuen an zu ſchreyen und zu pochen. Der Lärm war ſo gros, daß die Nachbarn erwachten und aufſtunden. Unter andern kam auch eine Magd von der Dame auf den Lärm ans Fenſter, ſtellete ſich ſchläfrig und ſagte mit einer heiſern Stimme: Wer iſt es, wer iſt unten. Hela, kenneſt du mich nicht, antwortete Andres? Ich bin Andres, der Bruder der Madame Fleuer de Lis. Guter Menſch, du haſt zu viel getrunken, antwortete die Magd. Geh ſchlafen, und komm morgen wieder. Ich weiß nicht, wer Andres iſt; das weiß ich aber wohl, daß du Thorheiten begeheſt. Geh fort, ich bitte dich, und laß uns ſchlafen. Du ſtelleſt dich ſehr unwiſſend, antwortete Andres. Wenn die Freunde von Sicilien ſo handeln, und in ſo kurzer Zeit verſchwinden, ſo gib mir meine Kleider, und ich will gerne gehen. Du träumeſt, guter Menſch, du träumeſt, antwortete ſie lächelnd, und machte das Fenſter wieder zu. Andres, der keine Hülfe mehr ſahe, dachte zu verzweifeln, und machte noch mehr Lärm als zuvor. Die Nachbarn, welche ſich wieder nieder geleget, und geglaubet hatten, daß man der Dame einen Poſſen erweiſen wolte, ſtunden auf dieſen zweyten

Lärm

lärm wieder auf, kamen ans Fenſter und ſagten: Das iſt doch ſchändlich, um dieſe Zeit zu kommen und eine ehrliche Frau beſchimpfen zu wollen. Guter Menſch, geh in Gottes Nahmen fort und laß uns ſchlafen. Wenn du mit dieſer Frau was auszumachen haſt, ſo komm morgen wieder und ſpare uns den Verdruß über dein Schreyen auf dieſe Nacht. Zu gleicher Zeit kam ein Prahlhans und Liebſter von der Dame, welchen Andres weder geſehen noch gehöret hatte, ans Fenſter, und fragte mit donnernder Stimme, wer unten wäre? Ich bin der Bruder der Frau dieſes Hauſes, antwortete Andres ganz erſchrocken. Was hält mich ab, verſetzte der Prahlhans, dich ſo lange zu prügeln, bis du dich fortpackeſt? Schelm, Saufaus, Kobolt, biſt du nur da, andere Leute in der Ruhe zu ſtören? Und indem er dieſes ſagte, machte er das Fenſter wieder zu. Andres, welchen eine ſo erſchreckliche Stimme erſchrecket hatte, ging fort, und glaubte den Nachbarn, welche ihm riethen, ſich nicht umbringen zu laſſen. Er gieng alſo zurück, wo er hergekommen war, und weil er ſelbſt vor Geſtank nicht bleiben konte, ſo wollte er nach dem Meer zugehen und ſich waſchen. Kaum war er zweyhundert Schritte weit, als er zwey Menſchen wahrnahm, welche mit einer Diebes-Laterne gerade auf ihn loskamen. Er hielt ſie vor Leute von der Nachtwache, und da er nicht in ihre Hände fallen wolte, ſo entdeckte er eben zu rechter Zeit ein verfallenes Gebäude, wo er hinlief, ſich zu verbergen. Einen Augenblick darauf kamen die zwey Menſchen auch dahin, und blieben ganz nahe bey ihm ſtehen. Sie hatten, ich weiß nicht wie viel

Brech-

Brecheisen bey sich, und fingen an selbige bey dem Schein der Laterne zu durchsuchen. Indem sie von ein und den andern Dinge redeten, so sagte einer von ihnen zu seinem Camerad: Riechest du nichts? Es ist hier ein entsetzlicher Gestank. Da er das gesagt hatte, so sahen sie hier und da hin, und sahen endlich diesen Unglücklichen, der sich so klein machte, als es ihm möglich war. Sie redeten ihn an, fragten ihn, wo er herkäme, und wer ihn in diesen Zustand gesetzet hätte? Andres erhöhlte sich ein wenig, und erzählete ihnen seine ganze Begebenheit. Man muß sich über alles trösten, guter Freund, sagten sie zu ihm, und sich seines Schadens zu erhohlen suchen. Du bist glücklich genug, mit deinem Gelde nicht das Leben verlohren zu haben. Hierauf giengen sie weg, um mit einander insgeheim zu reden, und da sie zurück kamen, so sagten sie: Du daurest uns. Wir haben diese Nacht einen Streich auszuführen, wenn du mit gehen wilt, so wirst du dich vor das, was du verlohren, wohl bezahlt machen. Andres, der in Verzweifelung war, und nicht wuste, wo er sich hinwenden solte, antwortete ohne Bedenken, daß er alles thun wolte, was sie verlangten. Den Tag vorher hatte man den Erzbischof von Neapel mit reichen Kleidern und einem Rubin am Finger, welcher mehr als 500. Ducaten werth war, begraben. Ihre Absicht war, das Grab zu berauben. Sie nahmen also ihr Werkzeug wieder, und gingen auf die Cathedral-Kirche los. Auf dem Wege sagte einer von ihnen zum Andres: Du stinkst so sehr: Solte man kein Mittel finden, dich zu waschen? Da sind

wir

wir ja bey einem Brunnen, antwortete der andere. Ich habe jederzeit ein Seil mit einem Eymer daran gesehen, wir wollen ihn bald gewaschen haben. Da sie zum Brunnen kamen, so fanden sie wohl das Seil, aber keinen Eymer. Es ward also beschlossen, daß er sich an das Seil anhalten solte, um in den Brunnen gelassen zu werden; und wenn er sich gewaschen hätte, solte er an dem Seile schütteln, so wolten sie ihn wieder heraufziehen. Sie hatten ihn kaum hinunter gelassen, so sahen sie Leute von der Stadtwache, welche just auf sie los kamen. Sie erschracken und nahmen die Flucht. Einer von denen, welche kamen, war durstig, und wolte Wasser schöpfen. Der Widerstand, welchen er fand, machte ihn glaubend, daß dieses der Eymer wäre, welchen er voll Wasser herauf zöge. Andres war kaum herauf, so ließ er das Seil los und hielt sich an dem Rande des Brunnens an. Die andern erschracken entsetzlich, und glaubten den Teufel herauf gezogen zu haben und nahmen geschwind die Flucht. Da Andres heraus war, so sahe er sich überall um, sahe aber nichts: Da er aber ein wenig fortgegangen war, so begegnete er seinen Cammeraden, welche ihm zu helfen zurück kamen. Als sie ihn gefraget, wer ihn aus dem Brunnen gezogen hätte, so antwortete er, daß er es nicht wüste, und erzählete ihnen, wie die Sache zugegangen wäre. Die andern sagten ihm gleichfals die Ursache ihrer Flucht, und durch wen er wäre aus dem Brunnen gezogen worden.

Weil es schon Mitternacht war, so machten sie sich geschwinde fort, und gingen gerade auf die große Kirche loß, und kamen ohne sonderlich viele Mühe hin-

ein. Das Grab des Erzbischofs war von grossen Marmor-Steinen. Vermittelst ihrer Brecheisen und Handanlegung aber fanden sie ein Mittel, das oberste wegzunehmen, und es auf die Art zu stützen, daß ein Mensch ganz leicht hineinkommen konte. Nun war nur noch die Frage, wer es thun solte. Weil es aber ein jeder von sich ablehnete, so sagten die zwey zum Andres, Hund du sollt es thun, oder wir wollen dir den Hals brechen. Andres fürchtete, sie möchten ihr Wort halten, daher entschloß er sich und kroch hinein. Andres dachte bey sich selbst, diese Galgendiebe könnten mich doch wohl betrügen. Wenn ich so närrisch bin ihnen alles zu geben, so werden sie sich gewis fortmachen, und werden mir zur Belohnung weiter nichts, als die kleine Ehre ihnen gedienet zu haben, lassen. Man muß hier seinen Verstand brauchen, und sich selbst bezahlt machen. Hier erinnerte er sich eben zu rechter Zeit an den Ring des Erzbischofs, welchen er nahm und wohl verwahrete. Hierauf nahm er den Bischofs-Huth, den Bischofs-Stab, und alle seine andern Sachen bis aufs Hemde, gab alles seinen Cameraden, und sagte ihnen, daß dieses alles wäre. Diese fluchten wie die Teufel, daß der Ring da seyn müste, und ermahneten ihn sehr, alles wohl durchzusuchen. Da sie endlich über das viele unnütze Suchen verdrüßlich geworden waren, so nahmen sie boshafter weise die Stütze, welche den Stein aufhielte, weg, und liessen ihn im Grabe eingesperret stecken. Er bemühete sich, wiewohl vergebens, den Stein mit dem Kopfe aufzuheben. Da er nun von Arbeit ermüdet und von Furcht halb todt war, auch in diesem Grabe elendiglich umzukommen vermuthete, so hörete er in der Kirche reden.

Dieses

Dieſes waren Leute, welche auch den Todten zu beſtehlen herkamen. Andres hielt ſich vor verlohren; da er aber ein wenig wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſo entſchloß er ſich, das Ende ſeines Schickſals geduldig abzuwarten. Dieſe letztern hoben den Stein in die Höhe, wie die vorigen gethan hatten, und erregten über das hinein kriechen gleiche Schwierigkeiten, wie die vorigen. Nach vielen Streiten ſagte endlich ein Prieſter: Ha! ihr ſeyd wohl herzhafte Leute. Glaubet ihr, daß die Todten die Leute freſſen? Ich will wohl hinein kriechen. Und indem er dieſes ſagte, ſteckte er die Füſſe in das Grab, um ſich nachgehends vollends hinein zu laſſen. Da Andres dieſes ſahe, ſo ſtund er auf, nahm den Prieſter bey dem Fuſſe, und wollte ihn herunter ziehen. Der Prieſter fing an zu ſchreyen und rafte alle ſeine Kräfte, welche die Furcht zerſtreuet hatte, zuſammen, um ſich von den Händen des Teufels los zu reiſſen. Die andern erſchracken darüber und nahmen die Flucht, als wenn ihnen hundert Teufel nachgelaufen wären. Der Prieſter folgte ihnen, ohne an das Thür zu machen zu gedenken, ſogleich nach. Andres wunderte ſich darüber, ging aus dem Grabe und aus der Kirche, auf eben dem Wege, als er dahin gekommen war. Er lief durch die Stadt, ohne zu wiſſen, wohin; und da der Tag angebrochen war, ſo beſann er ſich, und fand ſich in ſeinem Quartiere wieder ein, wo ein jeder ſeinetwegen in Sorgen ſtund, da man nicht wuſte, wo er hingekommen war. Er erzählete ſeine Zufälle, und der Wirth rieth ihm, ohne Verzug nach Peruſe zurück zu kehren; welches er auch mit ſeinem Rubin that.

Mazet von Lamporechio ſtellet ſich ſtumm, wird Gärtner in einem Nonnen-Cloſter, und die Nonnen wollen alle von ihm bedienet ſeyn.

Es iſt ein groſſer Irthum, wenn man ſich einbildet, daß ein Mädgen, ſo bald ſie eine Nonne geworden, weder Leidenſchaften noch Begierden mehr habe, und von nichts als Gottesfurcht voll ſey. Der Müßiggang und der Zwang bringen oft in einem Cloſter traurigere Würkungen hervor, als in der Welt. Da einem in der Welt mehr daran liegt, ſeinen guten Nahmen zu erhalten, ſo iſt man auch ſorgfältiger, alles

les, das zu vermeiden, was ihn verletzen kan; und es ist gewiß sehr übel gesprochen, wenn man sagt, meine Tochter ist eine Nonne, folglich ist sie auch heilig. Vor diesem war, und es ist auch noch anjetzo, in diesem Lande ein Nonnen-Closter, welches seiner Heiligkeit wegen berühmt genug war, und welches ich um dessen guten Ruf zu schonen, nicht nennen will. In diesem Closter waren dazumal in allem acht Nonnen, die Aebtißin mit darunter begriffen. Sie hatten einen alten Gärtner, welcher ihnen nicht mehr dienen wolte, weil ihm der Lohn zu schlecht war. Er rechnete also mit ihrem Haus-Verwalter zusammen, und begab sich in das Dorf Lamporechio, wo er her war. Alle seine Nachbarn erwiesen sich höflich gegen ihn, und unter andern auch Mazet, ein junger lustiger Pursche, der stark, dicke und vor einem Menschen vom Lande noch ziemlich wohl gebildet war, dieser fragte ihn, wo er so lange gewesen wäre. Nuto (dieses ist der Nahme des Alten) antwortete, daß er bey diesen Nonnen gewohnet hätte. Und was hattet ihr denn da zu thun, erwiederte Mazet? Nuto antwortete wieder, in einem schönen und grossen Garten, welchen sie haben, zu arbeiten, und bisweilen Holz zu tragen. Mit meiner Arbeit war ich noch so ziemlich zufrieden, mit dem Lohne aber, daß ich bekam, ganz und gar nicht, denn es war würklich so geringe, daß es kaum hinreichend war, mir Schuhe zu kaufen. Ueber dieses waren alle diese Nonnen jung und verteufelt wilde. Ich habe wohl zwanzigmahl gedacht, ich müste närrisch werden. Eine jede wolte befehlen, und was der einen recht war, war der andern wiederum nicht gelegen; kurz, sie

machten mich beſtändig böſe. Ihr Haus-Verwalter bath mich, da ich wegging, ihnen jemand zuzuweiſen, wenn ich jemanden fände; Aber Gott bewahre mich, daß ich jemanden an einen ſo üblen Ort ſchicken ſollte. Da Mazet dieſes hörete, ſo dachte er bey ſich, das wäre was vor dich, und ich würde mich ſehr betrügen, wenn ich meine Sachen nicht gut machen wolte. Unterdeſſen hielt er doch davor, daß er dem Nuto ſeinen Vorſatz verhehlen müſſe, und ſagte zu ihm, daß er ſehr wohl gethan hätte, daß er weggegangen wäre; daß man niemals mit den Frauensleuten zurechte käme, weil ſie die meiſte Zeit nicht wüſten, was ſie haben wollten. Da Nuto weg war, ſo fieng Mazet an Mittel ausfündig zu machen, die Sache auszuführen. Der Dienſt machte ihm keine Sorge, er war im Stande, demſelben vollkommen Genüge zu leiſten. Er befürchtete nur, daß er nicht möchte angenommen werden, und daß man ihn vor allzu jung und munter halten möchte. Er machte endlich ein Mittel ausfündig, welches ihm glückte. Das Cloſter war von ſeinem Orte weit entfernet, und weil ihn da niemand kennete, ſo beſchloß er ſich zu zeigen, und ſich ſtumm zu ſtellen. Da er angekommen war, ging er mit ſeiner Axt hinein, und fand zu ſeinem Glück den Haus-Verwalter im Hofe, von welchem er durch Zeichen zu eſſen verlangte, und zu verſtehen gab, daß wenn man Holz vor ihn zu machen hätte, er gerne arbeiten wolte. Der Haus-Verwalter gab ihm zu eſſen, und zeigete ihm alte Stöcke, welche er gar bald in Stücken zerhauen hatte. Da dieſes geſchehen war, ſo führete er ihn ins Holz, und gab ihm zu

ver-

verſtehen, daß er welches hauen und ins Cloſter tragen ſolte. Weil der Haus-Verwalter beſtändig Arbeit hatte, und mit dem Stummen ziemlich wohl zufrieden war, ſo ließ er ihn verſchiedene Tage arbeiten. Da ihn die Aebtißin geſehen hatte, ſo fragte ſie, was das vor ein Menſch wäre. Es iſt ein armer Stummer, antwortete der Haus-Verwalter, welcher letzthin hieher kam, Almoſen zu bitten, und welchem ich allerhand im Hauſe nöthige Sachen zu thun gegeben habe. Ich bin mit ſeiner Arbeit wohl zu frieden. Wenn er im Garten arbeiten könte und hier bleiben wolte, ſo glaube ich, daß man gute Dienſte von ihm zu gewarten hätte; denn er ſcheinet gar willig zu ſeyn, und überdieſes haben wir einen Gärtner nöthig. Ich finde, daß er ein ganz guter Menſch iſt, und man wird nicht zu befürchten haben, daß er ſich mit unſern Nonnen zu ſprechen aufhalten wird. Ihr habt recht, antwortete die Aebtißin. Sehet zu, ob er im Garten arbeiten kan, und bemühet euch, ihn hier zu behalten: Man kan ihm etwa ein paar alte Schuhe und andere alte Sachen geben. Man war mit der Garten-Arbeit des Mazets eben ſo zufrieden, als man es mit den übrigen geweſen war. Der Haus-Verwalter fragte ihn durch Zeichen, ob er im Cloſter bleiben wolte, und Mazet gab ihm gleichfals durch Zeichen zu verſtehen, daß er es nicht beſſer wünſchete.

Waren die Nonnen nicht alle ſchön, ſo waren ſie doch zum wenigſten alle jung und luſtig. Sie gingen oft, den Mazet arbeiten zu ſehen und machten ſich ein Vergnügen, ihm einige kleine Poſſen anzuthun. Die Aebtißin, welche glaubte, daß weiter nichts als

die Sprache zu befürchten wäre, machte sich nicht viel daraus. Als er nun eines Tages viel gearbeitet, und auszuruhen sich niedergeleget hatte, und sich stellete, als wenn er schliefe, so blieben zwey junge Nonnen, welche spatzieren gingen, ihn zu betrachten, bey ihm stehen. Ihr wisset wohl nicht, mein liebes Schwesterchen, was mir einfält, sagte die eine? wir wollen diesen Geck in das Häuschen führen, um zu erfahren, wie wir sind gemacht worden. Was saget ihr, Schwesterchen, versetzte die andere? Wisset ihr nicht, daß wir das Gelübde der Keuschheit gethan haben? O man thut so viel andere Gelübde, die man nicht hält, antwortete die erste. Aber wenn wir nun schwanger würden, fing die andere wieder an. Ach Schwestergen, fuhr die erste fort, daß heißt sich vor der Zeit in Unruhe setzen. Wenn dieses geschehen solte, so werden wir Zeit genug haben auf Mittel zu denken. Wir wollen uns nur die Gelegenheit zu Nutze machen. Wir haben mit einem Menschen zu thun, der wider seinen Willen verschwiegen seyn wird, und wenn wir es nur auch sind, so haben wir kein Aufsehen zu befürchten. Es schläft alles im Closter: das Häuschen ist dichte und finster; aus Furcht aber von ohngefähr überfallen zu werden, muß die eine auf der Schildwache bleiben, während daß die andere bey diesem Gecken seyn wird. Da sich nun eine von den Schwestern auf Schildwache gestellet hatte, so weckte die andere den Mazet, der mit Ungedult schon darauf wartete, auf, und führete ihn in das Häuschen, alwo er ohne sich viel bitten zu lassen, dasjenige that, was sie verlangte. Bald darauf nahm die andere den Platz

ein,

an, und alle beyde befanden ſich ſo wohl bey dem Stummen, daß kein Tag vergieng, daß ſie nicht ins Häuschen zurück gekehret wären. Einige andere hatten dieſen Handel gemerket, und beſchloſſen, die Aebtißin alſobald davon zu benachrichtigen; ſie änderten aber ihren Vorſatz, und wolten lieber ihren Theil auch davon haben. Kurz, es war keine einzige, welche der Mazet nicht bedienete. Die Aebtißin war die letzte, welche ſeine liebreiche Dienſte empfing. Sie nahm wahr, wie beſorgt der Stumme vor ihre Nonnen war; und da ſie ihren Theil davon haben wolte, weil ſie es eben ſo nöthig hatte als die andern, ſo führete ſie ihn in ihre Zelle und behielt ihn viele Tage daſelbſt, worüber die andern einen groſſen Lärm erregten. Weil nun eine beſchaffen war wie die andere, ſo wollte auch eine jede, ohne es zu verbergen, den Mazet haben; Die Aebtißin bedienete ſich aber oft ihrer Gewalt, und nahm ihn mit ſich, und ließ den andern nur das, was ſie nicht ſelbſt ausſaugen konte. Endlich wurde Mazet der Arbeit müde, und hielt davor, daß er ſich nicht mehr ſtumm ſtellen müſte. Und als er eines Tages bey der Aebtißin war, und dieſe mehr von ihm verlangte als er geben konnte, ſo ſagte er ihr auf einmahl: Madam, ein Hahn kan zehen Hühner bedienen, ſchwehrlich aber können zehen Männer einer Frau genug thun. Wie iſt es denn mir alſo möglich, da ich deren achte zu befriedigen habe? Ich kan es nicht aushalten, Madam. Machet eine Ordnung, oder erlaubet mir, daß ich mich wegbegebe. Die Aebtißin, die verwundert war, einen Menſchen reden zu hö-

ren, welchen sie vor stumm gehalten, schrie Miracul, und ließ das ganze Closter zusammen kommen. Und anstatt dem Mazet den Abschied zu geben, wurde auszusprengen beschlossen, daß er durch ihr Beten und Fasten die Sprache wieder erlanget hätte. Sie machten ihn hierauf zu ihrem Haus-Verwalter an die Stelle des andern, welcher eben zu rechter Zeit gestorben war. Eine jede bekamte freywillig dasjenige, was sie nicht mehr verheelen konte, und man setzte feste, was Mazet thun solte, welcher auch, da er wohl bewirthet, und gut bezahlet wurde, alles that was er konte, und andern alles das übrige zu thun überließ.

Bernhard wettet auf die Treue ſeiner Frau fünf tauſend Ducaten, und verlieret ſie durch die Betrügerey des Ambroſius. Bernhard giebt aus Verzweifelung Befehl, ſeine Frau umzubringen, die ſich aber davon macht. Sie kömt nach Alexandria, rechtfertigt ihre Unſchuld, läſt den Betrüger ſtrafen, und kehret mit ihrem Manne und Gütern wohl verſehen, nach Genua zurück.

Die Einbildungen ſind gefährlich, vornehmlich aber, wenn ſie Sachen betreffen, woran die Ehre einen Antheil hat. Wenn man zu ſehr vor ſich eingenommen iſt, und hernach entweder durch die Wahrheit, oder durch den Betrug eines andern belehret wird, ſo iſt oft kein Elend, in welches man ſich zu ſtürzen nicht fähig iſt. Es logirten einſt Italieniſche

Kauf-

Kaufleute, welche verſchiedene Geſchäfte zu Paris hatten, in einem Wirths-Hauſe beyſammen. Als ſie nun eines Abends mit einander geſpeiſet hatten, ſo fiel das Geſpräch unvermerkt auf die Weiber; und weil ſie alle welche hatten, ſo fieng ein jeder an von der ſeinigen zu reden. Die Weiber, fing einer an, ſind gar falſche Thiere. Ich weis nicht, was meine macht; ich weiß aber wohl, daß, wenn ich Gelegenheit finde ein fremdes Gerüchte zu koſten, ich mir es mit Vergnügen zu Nutzen mache. Ich mache es auch ſo, ſagte der andere, und ich glaube, daß unſere Weiber es nicht weniger thun. Der dritte ſagte faſt eben daſſelbe, und ein jeder ſchien genung überzeuget zu ſeyn, daß die Weiber nicht gern ihre Zeit übel anwendeten, und daß ſie die Gelegenheiten, die ihnen vorkämen, nicht vorbey lieſſen, ſich wegen der Abweſenheit ihrer Männer ſchadlos zu halten. Ein einziger, Bernhard Lomelin genannt, von Genua, war einer ganz andern Meynung, und behauptete, daß er durch Gottes Gnade die allervollkommenſte Frau von Italien hätte. Er lobte ihre ſchöne LeibesGeſtalt, ihre Jugend, ihre Behendigkeit, ihre Geſchicklichkeit in allen Weiber-Handthierungen, und endlich ihren Verſtand und Sittſamkeit. Und um auf die Frage zu kommen, worauf es ankam, ſo ſagte er mit einem zuverſichtlichen Tone, daß er völlig überzeuget wäre, daß ſie niemals daran denken würde, an ihm eine Untreue zu begehen, und wenn er auch während ſeines ganzen Lebens abweſend wäre. Ambroſius von Plazenz, welches ein junger luſtiger Menſch war, fing über das Lob, womit Bernhard ſeine Frau beehret hatte, laut an zu lachen,

und

und fragte ihn ſcherzend, wer ihm ein ſo ſonderbares Privilegium gegeben hätte. Bernhard antwortete ganz zornig, daß ihm Gott dieſe Gnade erzeiget hätte. Ich zweifele gar nicht daran, erwiederte Ambroſius, daß ihr dieſes glaubet; aber erlaubet mir, euch zu ſagen, daß wenn ihr ein wenig auf die Natur der Sache acht gegeben hättet, ihr von der Materie mit mehrerer Richtigkeit reden würdet, als ihr thut. Wir haben eben ſo wenig Urſache, uns über unſre Weiber zu beſchweren, als ihr, und das, was wir davon ſagen, geſchicht nur, weil es das Geſpräch ſo mit ſich bringet. Wir wollen aber doch ein wenig über die Materie raiſoniren. Die ganze Welt kommt darinne überein, wie ihr ſelbſt wiſſet, daß der Mann das Meiſterſtück Gottes iſt, und daß er ihn, in Anſehung der Vollkommenheiten, über die Frau ſetzet. Dieſes iſt eine Wahrheit, welche die Erfahrung lehret. Wenn alſo der Mann vollkommener iſt als die Frau, ſo folget daraus, daß er auch ſtandhaftiger iſt. Und die Weiber ſind würklich ſchwächer und veränderlicher als die Männer. Dieſes iſt eine Wahrheit, welche keines Beweiſes nöthig hat. Wenn demnach der Mann mit allen ſeinen Vorzügen ſich wider die Reitzungen einer Frau nicht vertheidigen kan, von welcher er Gunſt zu erhalten hoffet; wie wird eine Frau, die von Natur ſchwach iſt, den Schmeicheleyen, Geſchenken und fleiſſigen Bemühungen eines Menſchen, der ſie liebet, widerſtehen können? Dieſes iſt ſchwer zu begreifen. Ihr möget von eurer Frau ſagen, was ihr wollet, ſo glaube ich doch ſchwerlich, daß ihr ſelbſt davon überzeugt ſeyd. Sie iſt eine Frau wie die andern, und iſt

eben den Leidenschaften und Begierden unterworfen. Hat sie aber ein besonderes Privilegium erhalten, so hätte man uns zuvor davon überzeugen müssen, ehe man ihr zum Besten hätte schliessen und eine Sache, welche doch wenigstens sehr möglich scheinet, so zuversichtlich verneinen wollen. Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph, versetzte Bernhard; und als Kaufmann antwortete ich euch, daß das, was ihr saget, denen wiederfahren kan, die auf keine Ehre halten; ich behaupte aber, daß diejenigen, die darauf halten, standhafter sind als die Männer, welche sich aus dieser Schand-That eine Ehre machen: Und ich bin überzeuget, daß die meinige unter dieser Anzahl ist. In Wahrheit, fing Ambrosius wieder an, wenn denen, die diese Gefälligkeiten haben, ein Horn aus der Stirne wüchse, so würde die Anzahl der Gefälligen sehr klein seyn: weil es aber kein äuserliches Zeichen giebt, welches die Vernünftigen von denen, die es nicht sind, unterscheidet, so bestehet die Schande und Unehre blos darinnen, wenn es ruchtbar wird. Hieraus folget, daß diejenigen, welche versichert sind, daß es geheim bleibe, ihrer natürlichen Neigung folgen, und diejenigen, die es nicht thun, ganz und gar einfältig sind. Ich habe ganz und gar keinen Nutzen davon, wenn ich das Frauenzimmer verkleinere; aber ich sage nur, aus tausendfacher Erfahrung, daß die Scheinheiligen diejenigen sind, die sich niemals bitten lassen, oder wenn ihr wollet, welche selbst inständig gebethen haben, und welchen man es abgeschlagen hat. Ich habe oft die Probe davon gemacht; und ich sage kühnlich, daß,

wenn

wenn ich mich an eure Frau machen wolte, ich sie in kurzer Zeit dahin bringen wollte, wozu ich so viele andere gebracht habe. Der ganze Streit läuft auf nichts hinaus, fuhr Beruhard ganz aufgebracht fort; weil ihr aber von der Gefälligkeit aller Weiber so überzeugt seyd, und ihr euch vor einen so grossen Conqueranten haltet, so will ich meinen Kopf verwetten, daß alle eure Bemühungen bey der Meinigen fehl schlagen werden, und wenn ihr verlieret, so sollet ihr tausend Ducaten bezahlen. Ambrosius, welcher gleichfals hitzig wurde, antwortete: Was solte ich mit eurem Kopf machen, wenn ich gewönne? Wenn ihr aber fünf tausend Ducaten wetten wollet, welches weniger ist, als euer Kopf gegen tausend, so wolte ich die Wette wohl annehmen. Und ob ihr mir schon keine Zeit vorgeschrieben habt, so verlange ich doch nur drey Monathe darzu, von dem Tage angerechnet, da ich von Paris wegreisen werde. Ich mache mich auch noch anheischig, euch von dem glücklichen Ausschlage meiner Reise so gute Proben zu geben, daß ihr davon vollkommen sollet überzeuget seyn: Ich verlange aber auch von euch, daß ihr nicht nach Genua kommet, und daß ihr eurer Frau von allem diesem weder schreibet noch etwas wissen lasset. Bernhard antwortete, daß er dieses thun wolte, die andern, welche befürchteten, diese Wette möchte traurige Folgen haben, wendeten alles mögliche an, sie zu brechen: Aber die Wettenden waren so erhitzt, daß sie es ordentlich zu Papiere brachten, ohne daß man sie daran hindern konte.

Als nun Ambrosius von Paris abgereiset war,

ſo begab er ſich auf das geſchwindeſte nach Genua. Er erkundigte ſich nach der Straſſe und nach dem Caracter der Dame, und da er vernahm, daß ſie noch viel ſchüchterner wäre, als ihr Mann geſagt hatte, ſo glaubte er um ſeine tauſend Ducaten zu ſeyn. Unterdeſſen entſchloß er ſich doch, die Sache aufs höchſte zu treiben, und da er im hin und her gehen merkete, daß eine alte Frau oft zu der Dame ging, ſo glaubte er von derſelben groſſe Dienſte zu erhalten. Er fand aber auch da mehr Schwürigkeit, als er geglaubet hatte. Nichts deſtoweniger ließ ſich die gute Frau auf das ihr geſchehene Anerbieten beſtechen, weil das Geld eine mächtige Reitzung iſt, vornehmlich aber vor diejenigen, welche arm ſind. Es wurde ausgemacht, daß Ambroſius einen Kaſten nach ſeinem Gutdünken ſolte machen laſſen, daß er ſich darinne einſchlieſſen ſolte, und daß die gute Frau unter dem Vorwande einer Reiſe, die Dame bitten wolte, ihr dieſen Kaſten auf einige Tage zu verwahren, und ihn, zu deſto gröſſerer Sicherheit, in eine Ecke ihrer Schlafkammer ſetzen zu laſſen. Die Dame wolte wohl den Kaſten dieſer guten Frau verwahren, ſie glaubte aber nicht, daß es unumgänglich nöthig wäre, ihn in ihre Kammer zu ſtellen. Unterdeſſen da die Frau fortfuhr, ſie zu bitten, daß ſie ihr dieſen Gefallen erweiſen möchte, ſo glaubte ſie, daß es eine Würkung des Mißtrauens der alten Leute ſey, und ſagte ihr, um ſie nur zu befriedigen, daß ſie ihn könte herbringen laſſen. Das Schloß dieſes Kaſtens war auf die Art gemacht, daß man es auswendig und inwendig eröffnen konte. Da nun Ambroſius glaubte, daß die Dame einge-

ſchla-

ſchlafen wäre, ſo gieng er aus ſeinem Kaſten heraus, und fand ein Licht angezündet, weil man es des Nachts bey der Frau Genevre (ſo nennte ſich Bernharden ſeine Frau) nicht auslöſchete. Dieſes Licht dienete ihm darzu, daß er die Gemählde betrachten, und anmerken konte, wie das Zimmer eingerichtet war. Hierauf nahete er ſich zum Bette, und da er ſahe, daß die Frau Genevre ſehr feſt ſchlief, ſo deckte er ſie ganz ſachte auf, und weil ſie ganz nackend war, ſo hatte er gar keine Hindernis, ſie auf allen Seiten zu betrachten, um zu ſehen, ob er nicht was ſonderbares wahrnehmen würde. Endlich bemerkte er, daß ſie unter der linken Bruſt ein Zeichen mit Haaren umgeben hatte, und welches ſo gelb als Gold war. Dieſer Anblick verurſachte bey ihm einige Bewegung; weil er aber wuſte, daß die Schöne ſehr wunderlich war, und leicht aufwachen konte, ſo unterſtund er ſich nicht, etwas zu unternehmen. Er deckte ſie alſo eben ſo ſachte wieder zu, als er ſie aufgedecket hatte, und da er auf ihrem Nacht-Tiſche ihre Börſe und Leibbinde ſahe, nahm er ſie, und ſchloß ſich in ſeinen Kaſten wieder ein, wo er noch zwey Tage blieb. Da der dritte Tag gekommen war, ſo that die gute Frau ganz ungedultig, und ließ ihren Kaſten wieder zu ſich tragen, wie man es abgeredet hatte. Da Ambroſius aus ſeinem Neſte heraus war, ſo nahm er mit den Sachen von der Frau Genevre den Rückweg nach Paris, und kam daſelbſt einige Tage vor Ablauf der beſtimmten 3 Monate an. Er fand ſeine Cameraden im Wirthshauſe, und ſagte, indem er hinein trat, zum Bernhard, daß er ihm nun fünf tauſend Ducaten vor die Wette, die

er gewonnen hätte, zahlen solte. Um nun zu zeigen, daß er die Wahrheit sagte, so beschrieb er, wie das Zimmer eingerichtet wäre, was vor Gemählde sich daselbst befänden, und brachte endlich die Börse und die Leibbinde der Frau Genevre, welche er mitgebracht hatte, hervor. Bernhard räumete ein, daß das Zimmer und die Gemählde so beschaffen wären, wie er gesagt hätte; er erkannte so gar, daß die Börse und die Leibbinde seiner Frau gewesen wären; er behauptete aber auch, daß man grössere Proben haben müste; weil ihn die Bedienten von der Beschaffenheit des Zimmers und von den Gemählden, womit es gezieret wäre, könnten unterrichtet haben, und obschon die Sachen, welche er vorzeigete, seiner Frau gewesen wären, so könnte sie dieselben vielleicht seit der Zeit abgeleget haben. Dieses müste hinlänglich seyn, antwortete Ambrosius: weil ihr aber überzeugendere Proben verlanget, so muß ich euch sagen, daß eure Frau unter der linken Brust ein ziemliches grosses Zeichen hat, um welches ohngefähr fünf oder sechs blonde Haare sind. Bernhard erschrack darüber, gleich als wenn er vom Blitz wäre gerühret worden. Er redete eine Weile nicht; die Verwirrung aber, worinne er sich befand, redete genug ohne ihm. Nachdem er seiner ein wenig wieder mächtig war, so sagte er, ich habe verlohren, meine Herren. Das, was er saget, ist wahr, und ich will bezahlen, wenn man es verlanget; welches er auch den Morgen darauf that. So bald er gezahlet hatte, reisete er vor Schmerz und Zorn ganz ausser sich von Paris nach Genua. Er hielt nicht für rathsam, ganz bis nach Genua zu gehen, und blieb auf einem von seinen Landhäu-

häuſern, welches nur zehen Meilen davon entfernet war. Von da ſchrieb er an ſeine Frau, daß ſie zu ihm kommen ſolte, und ſchickte ihr einen Knecht, auf welchen er ein groſſes Vertrauen geſetzt hatte, mit zwey Pferden, und befahl dem Knechte, ſie auf dem Wege ohne alle Barmherzigkeit umzubringen, ſo bald er an einen darzu gelegenen Ort würde gekommen ſeyn, und hierauf, auf das geſchwindeſte zu ihm zurückzukommen. Der Knecht ward von der Frau Genevre mit vielen Freuden empfangen, und ſie reiſete gleich des andern Tages ab, um zu ihrem Manne zu kommen. Sie kamen endlich, indem ſie mit einander redeten, bis an einen ſehr einſamen und von Bäumen wohl bedeckten Thal. Der Knecht, welcher nur dieſen Ort, welchen er zu Ausführung ſeiner Befehle ſehr bequem fand, erwartete, ſagte auf einmahl zu ſeiner Frau, daß ſie ihre Seele Gott befehlen ſolte, und daß ſie ſterben müſte; und indem er dieſes ſagte, ſo zog er ſeinen Degen aus. Die Frau Genevre hatte ein dergleichen Compliment nicht erwartet, und ſagte ganz erſchrocken: Was habe ich dir gethan, daß du mich umbringen wilſt? Ihr habt mir nichts gethan, Madam, antwortete der Knecht; ihr habt aber eurem Manne was gethan, weil er mir befohlen hat, euch das Leben zu nehmen. Ihr wiſſet, wie verpflichtet ich ihm bin. Und ich mache mir eine Pflicht daraus, ihm ohne Unterſuchung zu gehorchen. Ihr dauret mich, aber was hilfts, ich muß meine Befehle vollbringen. Ich weiß, erwiederte die Frau Genevre weinend darauf, daß ich meinem Manne niemahls etwas gethan habe, das ein ſo barbariſches Bezeigen verdienet. Ich bitte dich um mein Leben, und ich beſchwöre

ſchwöre dich, deine Hände nicht mit unſchuldigem Blute zu beflecken, um ungerechten Befehlen Genüge zu leiſten. Du kanſt mich erhalten, und deinen Herrn auch befriedigen. Nimm meine Kleider, und gieb mir einen Theil von den deinigen: Ich will mich ſo weit von hier begeben, daß niemand jemahls von mir ſoll reden hören; und alsdenn kanſt du zu deinem Herrn ſagen, daß du mich umgebracht haſt. Der Knecht, der eben keine groſſe Luſt hatte ſie umzubringen, ließ ſich ganz leichte bereden. Er nahm ihre Kleider, und gab ihr ſeinen Latz, ließ ihr verſprechen, daß ſie weit von hier gehen wolte, und überließ ſich ihrem guten oder böſen Schickſaale, da er ihr das wenige Geld noch ließ, welches ſie bey ſich hatte. Da der Knecht wieder zu ſeinem Herrn kam, ſo ſagte er ihm, daß er ſeine Frau umgebracht, und Wölfe geſehen hätte, welche ſchon anfingen vor ihr Begräbniß Sorge zu tragen.

Einige Zeit darnach kam Bernhard nach Genua, nachdem er ſeinen Knecht nach Smirna geſchicket hatte, unter dem Schein, ſeine Geſchäfte daſelbſt wahrzunehmen. Um nun das Laſter, welches er begangen zu haben glaubte, zu verbergen, ſo war er der erſte, der ſtarke Nachfrage nach ſeiner Frau hielt. Man vermuthete zwar was vorgegangen war: weil aber keine Zeugen dabey geweſen waren, ſo war er zwar vor den Verfolgungen der Juſtiz, aber nicht vor ſeinem Gewiſſen und vor dem Verdachte rechtſchaffener Leute ſicher.

Die Frau Genevre verbarg ſich bis auf die Nacht, ſo gut ſie konte: als dieſe endlich eingebrochen war,

ſo

ſo gieng ſie in ein kleines benachbartes Dorf. Eine gute Frau, zu welcher ſie hinein gieng, gab ihr eine Nehnadel und Zwirn, womit ſie ihren Latz zurecht machte, und fertigte aus ihrem Hemde ein paar Hoſen, nach Art der Matroſen. Da ſie nach Finale gekommen war, ſo begegnete ſie einem Catalonier, deſſen Schiff auf der Rhede lag. Er fragte ſie, fand ſie nach ſeinem Sinn, und nahm ſie unter dem Nahmen Sicuran von Finale in ſeinen Dienſt. Der Catalonier ließ ſeinen neuen Bedienten in beſſere Equipage ſetzen, und ward ſo wohl von ihm bedienet, daß er ſich Glück wünſchete ihn angetroffen zu haben. Das Schiff war nach Alexandria beſtimmt, wo es auch ſehr glücklich ankam. Der Capitain hatte gewiſſe Sachen am Bord, womit er dem Sultan ein Geſchenk machen wolte, welches er auch ſehr wohl aufnahm. Dieſer Prinz liebte die Fremden, und vornehmlich diejenigen, welche Verdienſt hatten. Und weil er bey dem Catalonier welche fand, ſo ließ er ihn bisweilen mit an ſeiner Tafel ſpeiſen. Das Anſehen des Sicurans und die Art, mit welcher er ſeinen Herrn bedienete, gefiel dem Sultan ſo wohl, daß er ihn von dem Catalonier ſich ausbat, welcher es ihm abzuſchlagen ſich nicht unterſtund. In kurzem wurde der Sicuran vom Sultan eben ſo ſehr geliebet, als er es von ſeinem Capitain geweſen war. Er lernete in ſehr kurzer Zeit die Landes-Sprache, und empfing alle Tage von ſeinem Herrn einige neue Wohlthaten.

Aire iſt eine berühmte Stadt, unter die Herrſchafft des Sultans gehörig, wo alle Jahr zu einer gewiſſen Jahres-Zeit ein groſſer Zuſammenlauf von

Kaufleuten von allen Nationen war, welches faſt eine Art von Meſſe ausmachte. Auſſer der ordentlichen Beſatzung ſchickte der Prinz, während der Meſſe, um das Commercium beſſer zu decken, ein Corps auserleſener Truppen dahin, welches durch einen vertrauten Mann commandiret wurde, und welcher einzig und allein zur Bedeckung der Kaufleute Waaren beſtimmt war. Da nun die Zeit dieſer Meſſe kam, ſo erhielt Sicuran Befehl, ſich dahin zu begeben. Er richtete ſeine Commißion ſehr wohl aus, und ſahe daſelbſt verſchiedene Italieniſche Kaufleute. Da er eines Tages in das Comtoir der Venetianer gegangen war, ſo ſahe er eine Börſe und eine Leibbinde, welche er erkannte, daß ſie ſein geweſen waren. Er fragte, ohne ſich etwas merken zu laſſen, wem dieſes gehörte, und ob es zu verkaufen wäre? Als Ambroſius von Plazenze, welcher auf dieſe Meſſe mit Waaren auf einem Venetianiſchen Schiffe gekommen war, den Capitain der Wache reden hörete, ſo trat er hervor und ſagte, daß es ihm gehörete, und daß es nicht zu verkaufen wäre; wenn er es aber annehmen wollte, ſo wolte er ihm gern ein Geſchenk damit machen. Sicuran, welcher gemerket, daß ihm Ambroſius dieſes lachend geſaget hatte, glaubte, daß er etwa eine Miene gemacht hätte, welche der Perſon, die er vorſtellete, nicht natürlich wäre. Lachet ihr, ſagte er zu ihm, daß ich als ein Kriegsmann mich bey ſolchem Spielzeuge der Weiber aufhalte? Nein, mein Herr! Ich lache über die Art, womit ich ſie gewonnen habe, antwortete Ambroſius. Kann man denn wiſſen, wie ihr ſie gewonnen habt, fing Sicuran wieder an? Es iſt ein

Geſchenk,

Geſchenk, mein Herr, verſetzte Ambroſius, von einer Frau in Genua, bey welcher ich vor dieſem einmahl ſchlief. Ich kann dieſe Sache nicht anſehen, ohne über die Thorheit ihres Mannes zu lachen, welcher närriſch genug war, fünf tauſend Ducaten gegen tauſend zu wetten, daß ich von ſeiner Frau die Gunſt nicht erhalten ſollte, welche ſie, wie er glaubte, niemand anders als ihm alleine, genieſſen lieſſe. Er beging noch eine andere Thorheit: Denn man hat mir nach der Zeit geſagt, daß er ſeine Frau hätte umbringen laſſen, ob ſie ſchon weiter nichts gethan hatte, als was die andern alle thun.

Sicuran konnte nunmehro ohne Mühe die Urſache des Befehls, welchen ihr Mann, ſie umzubringen, gegeben hatte, errathen, und ſahe deutlich ein, daß Ambroſius die einzige Urſache alles deſſen ſey, was ihr wiederfahren wäre. Als er beſchloſſen hatte, ſich deswegen zu rächen, ſo lachte er über die Begebenheit, gleich als wenn er gar keinen Theil daran genommen hätte, ging mit dem Ambroſius vertraut um, und machte, daß er nach Alexandria zog, allwo er um ſo viel lieber wohnete, weil er ſein Auskommen daſelbſt wohl fand. Sicuran, welcher vorhatte, ſich bey ihrem Manne zu rechtfertigen, bediente ſich verſchiedener Genueſiſcher Kaufleute, welche zu Alexandria waren, und ließ ihn dahin kommen, ohne daß es ſchiene, daß er ſich darein gemenget hätte. Bernhard kam in ziemlich ſchlechter Equipage an, und ward heimlich von einem Freunde des Sicurans empfangen, welcher nur einen günſtigen Augenblick ſich zu rechtfertigen erwartete. Um nun die Sache recht klug

anzufangen, ſo hatte er dem Sultan die Begebenheit des Ambroſius ſchon erzählen laſſen, welcher ſich darüber vergnüget hatte. Sicuran ſtund ſo gut bey dem Sultan, daß alles, was er vorbrachte, angehöret wurde. Er ſtellte alſo dem Sultan vor, daß die Begebenheit des Ambroſius, viel natürlicher ſeyn würde, wenn ſie in Gegenwart des Mannes der Genueſiſchen Frau erzählet werden würde; daß er in der Stadt wäre; daß er ein Mittel gefunden hätte, ihn ausfündig zu machen, und wenn es Seiner Hoheit gefiele, ſo möchte er ihm das Vergnügen machen, daß man den Ambroſius, die Wahrheit dieſer Begebenheit zu ſagen, zwingen möchte, wenn er es nicht im Guten thun wollte. Der Sultan, welcher dem Sicuran nichts abſchlug, willigte alſobald darein. Als die Theilhabenden herbeygekommen waren, ſo befahl der Sultan dem Ambroſius, in Gegenwart faſt des ganzen Hofes zu erzählen, wie er die fünf tauſend Ducaten vom Bernhard gewonnen hätte, und die ganze Wahrheit der Begebenheit zu ſagen. Die Gegenwart des Bernhards war dem Ambroſius beſchwerlich, und wolte ſich beswegen entſchuldigen; er glaubte, daß Sicuran, welchen er vor ſeinen Freund hielt, ihn aus dieſem ſchlimmen Handel ziehen würde; dieſer aber redete auf eine ſolche Art mit ihm, woraus er leicht merken konnte, daß er gar weit entfernet wäre, ihm dieſen Dienſt zu erweiſen. Da er alſo ſahe, daß kein Mittel wäre, ſich davon los zu machen, ſo gehorchete er, und glaubte, mit Wiedererſtattung des Geldes und der Sachen, davon los zu kommen. Als

Ambro-

Ambroſius ausgeredet hatte, ſo fragte der Sultan den Bernhard, wie er nach einer ſolchen Lüge mit ſeiner Frau umgegangen wäre? Ich ließ ſie durch meinen Knecht umbringen, antwortete er, und die Wölfe haben ihren Leib gefreſſen. Sikuran, der dem Sultan die wahre Urſache, die ihn angetrieben, dieſe Erzählung thun zu laſſen, nicht geſagt hatte, nahm hierauf das Wort, und ſagte zu ihm: Mein Herr, ihr ſehet hier den Caracter des Galans und des Mannes dieſer Frau ganz deutlich: der erſte bringet ſie durch eine Unwahrheit um ihren guten Nahmen, und der andere, der allzu leichtgläubig iſt, läſt ſie auf einen ſo übelgegründeten Bericht, deſſen Falſchheit ihn die Erfahrung hätte überführen ſollen, wenn er nur ein klein wenig darauf Achtung gegeben hätte, umbringen, und die Wölffe freſſen. Ihr ſeyd billig, mein Herr, und ich nehme mir die Freyheit, euch um eine beſondere Gnade zu bitten: den Betrüger nach ſeinem Verbrechen ſtrafen zu laſſen, und dieſem, welcher nur aus allzugroſſer Leichtgläubigkeit geſündiget, zu verzeihen. Ich bin die Frau des Bernhards, die unglückliche Genevre, die nun ſeit ſechs Jahren, in eine Manns-Perſon verkleidet, herum gezogen und in der Welt eines Laſters wegen, woran ich niemahls gedacht hatte, verunehret worden bin. Hierauf wendete ſie ſich zum Ambroſius und verwieß ihm ſeine wenige Redlichkeit. Er wußte nichts darauf zu ſagen: Seine Gewiſſensbiſſe ſtopften ihm das Maul, und der Schreck fing an ſich ſeiner laſterhaften Seele zu bemächtigen.

Der Sultan war über dieſe ſonderbahre Begebenheit ſo verwundert, daß er es für einen Traum hielt. Er ließ Weiber kommen, den Sicuran zu beſehen. Ihr Bericht traf mit dem ein, was er geſaget hatte. Und da er die Beſtändigkeit und Tugend des Sicurans, der nunmehro wieder zur Frau Genevre geworden war, nicht genug bewundern konnte, ſo vergab er dem Bernhard, ihrem Manne, welcher in der gröſten Beſtürzung war, den Ambroſius aber ließ er ſpieſſen. Das Vermögen dieſes Unglücklichen wurde zum Vortheil der Unſchuldigen eingezogen. Der Hof redete viele Tage lang von nichts als von dieſer Begebenheit. Der Sultan erzeigte dem Bernhard und ſeiner Frau groſſe Ehre, und nachdem er ſie mit vielen koſtbahren Geſchenken begnadiget hatte, ſo ließ er ihnen ein Schiff geben, daß ſie nach Genua zurück kehren konten. Sie kamen mit Reichthümern überhäufft an, und wurden mit öffentlichem Freudengeſchrey bewillkommet. Die Frau Genevre, welche man vor todt gehalten hatte, wurde durch und durch von jedermann gelobet, und als eine Frau von einer exemplariſchen Tugend betrachtet.

Eine galante Frau, die ſich andächtig und ſcheinheilig ſtellete, bedienete ſich eines Mönchs, um ihre Liebe ihrem Galan zu entdecken.

Vor dieſem war zu Florenz eine vornehme Frau, welche ich nicht nennen will, weil ſie anſehnliche Freunde hat, die noch leben. Die Natur hatte dieſe Frau mit allen Vorzügen begabet, welche eine Perſon liebenswürdig machen; das Glück aber hatte vor ihre Verſorgung nicht gleiche Sorge angewendet, und ihr Unglücks-Stern hatte gewolt, daß ſie an einen Künſtler verheyrathet wurde, welcher kein ander

Ver-

Verdienſt, als viel Geld hatte. Weil ſie von ihrem Stande ſehr eingenommen war, ſo glaubte ſie, daß es etwas ſehr ſchändliches vor ſie wäre, einen Mann von einer ſo geringen Geburt zu haben. Ja ihr Verdruß ging ſo weit, daß ſie beſchloß, ihm keine Gunſt mehr zu bewilligen, als wenn ſie, ohne öffentlich mit ihm zu brechen, ſich nicht losmachen konte, und jemand zu ſuchen, bey [illegible] ſie ſich ihres Schadens erhohlen könnte, und der ihrer Liebkoſungen würdiger wäre. Sie warf ihre Augen auf einen ehrbahren Menſchen von Florenz, worein ſie ſich hefftig verliebte, daß ſie des Nachts nicht ſchlafen konnte, wenn ſie ihn am Tage zum wenigſten nicht geſehen hatte. Weil nun der Cavalier von dem guten Willen, welchen die Schöne vor ihn hatte, nichts wuſte, ſo war ſeine Ruhe ſo gut, als der Dame ihre ſchlecht war. Sie unterſtund ſich nicht, ihn weder durch Briefe, noch durch jemand abgeſchicktes, aus Furcht eines ohngefähren Zufalls, davon benachrichtigen zu laſſen, weil ſie gleichwol einen ganz beſondern Vortheil dabey hatte, ihren Mann zu ſchonen, ob ſie ihn ſchon nicht liebte. Ob nun wohl nichts ſinnreicher als die Liebe iſt, ſo konte man doch ſagen, daß dieſe Schöne von Natur liſtig war: Denn ſie bedienete ſich eines Mittels, woran eine andere vielleicht niemahls würde gedacht haben. Sie hatte bemerket, daß ihr Liebſter offt zu einem Mönch gienge, welcher, weil er vor einen heiligen Menſchen gehalten wurde, ihr bey ihrer Liebe wohl einen Dienſt erweiſen könte.

Nachdem ſie nun über die Art, wie ſie es geſchickt angreifen ſolte, gerathſchlaget hatte, ſo erwählete ſie

eine

eine gelegene Stunde, ins Closter zu gehen, verlangte mit dem Pater zu sprechen, und bath ihn, ihre Beichte zu hören. Nach der Beichte sagte sie zum Pater, daß sie ihm was vertrauen müste, und bath ihn um einen Gefallen. Ihr wisset, wer ich bin, mein ehrwürdiger Pater, und ihr kennet meinen Mann, welcher mich mehr, als sein Leben liebet, und der mir nichts abschläget. Ich bezeige mich seiner Liebe gemäß, wie es meine Schuldigkeit ist. Ich würde die undankbarste Person von der Welt seyn, wenn ich es nicht thäte, und wenn ich nur an die geringste Sache dächte, welche seiner Ehre einen Schandflecken anhängen, oder sein Vergnügen stöhren könte. Wisset demnach, mein ehrwürdiger Pater, daß ein gewisser Mensch, dessen Nahmen ich nicht weiß, und der mich eben nicht sonderlich kennet, mir dermassen beschwerlich ist, daß ich ihn überall finde, ich mag mich an die Thüre oder ans Fenster stellen, oder ausser dem Hause seyn. Er hat das Ansehen eines ehrbaren Menschen, er ist groß, wohlgebildet, ziemlich wohl gekleidet, und ich glaube ihn offt bey euch gesehen zu haben. Weil dergleichen Sachen eine ehrliche Frau gemeiniglich einer übeln Nachrede, wozu sie doch nichts beygetragen hat, aussetzen, so bin ich bisweilen willens gewesen, ihm durch meine Brüder sagen zu lassen, daß ich sehr übel nähme, daß er sich so aufführete; jedoch, da ich überlegte, daß offt harte Antworten folgen, und daß man gemeiniglich von Scheltworten zu Schlägen kommt, so habe ich mich aus Furcht für dem Schimpf lieber an euch wenden wollen, da ihr vielleicht sein Freund seyd, und vermöge eures Standes ihn zu strafen

berechtiget seyd, um euch zu bitten, ihm in Guten zu sagen, daß er seine Aufführung ins künftige ändern und mich in Ruhe lassen solle. Er wird mir ein Vergnügen machen, sich an andre zu wenden, wenn er Lust hat, verliebte Händel anzufangen. Er wird vielleicht welche finden, denen es ein grosser Gefalle seyn wird, an statt daß er mich dadurch entsetzlich beleidiget. Der Mönch merkte sogleich aus der Beschreibung, welche sie ihm von der Person machte, daß es sein Freund sey, wovon die Rede wäre. Er lobte die Tugend seiner Beicht-Tochter, und versprach ihr, dasjenige zu thun, was sie verlangte; und weil er wuste, daß sie reich war, so unterließ er nicht, ihr das Allmosengeben anzupreisen. Nachdem sie die Absolution erhalten, so ging sie wieder nach Hause, und sagte im Weggehen zum Pater: Wenn er es läugnet, mein ehrwürdiger Pater, so dürfet ihr nur sagen, daß ihr es von mir erfahren habt, und daß ich mich deswegen bey euch beschwehret habe.

Der junge Mensch kam denselben Tag, noch den Pater zu besuchen, welcher ihm nach einem langen Gespräche eine sehr scharfe Gesetz-Predigt über die vermeintlichen Verfolgungen, die er der Dame anthäte, hielte. Der junge Mensch antwortete ganz aufrichtig, daß er nicht wüste, was er damit sagen wolte, und bath ihn, deutlicher zu reden, oder ihm zum wenigsten zu sagen, von welcher Dame die Rede wäre. Sie wohnet da und da, versetzte der Pater, und es dient euch zu nichts, euch unwissend zu stellen. Sie hat sich selbst bey mir über euer Ueberlaufen beschweret, und diese Thorheiten sind euch unanständig. Im

übrigen

übrigen will ich euch nur ſagen, daß ihr von eurer übeln Abſicht keinen Nutzen haben werdet, und daß dieſe Frau die Tugend und die Weißheit ſelbſt iſt: Alſo bitte ich euch um eurer Ehre willen, ſie mit Frieden zu laſſen. Der junge Menſch, welcher witziger war als der gute Pater, merkte ſogleich, daß ein Geheimniß dahinter ſtecke, ſtellte ſich, als wenn er ſich ſchämete, und verſprach, daß er ins künftige keine Urſache zu klagen geben wolte. Da er wegging, ſo gieng er vor dem Hauſe der Schönen vorbey, welche ſich ans Fenſter geſtellet hatte, und als ſie ihn ſahe, ſich ſo vergnügt und luſtig ſtellete, daß er von der Wahrheit ſeiner Muthmaſſung vollends überzeuget wurde. Er gieng alle Tage die Straſſe hin und her, und ſahe die Schöne jederzeit, die ihn durch ihre Mienen in ſeinem Urtheil immer mehr und mehr beſtärkte.

Die Schöne, welche nicht weniger ſcharfſinnig war als der Cavalier, hatte mit Vergnügen wahrgenommen, daß ſie ihn verliebt gemacht hätte: Um ihn aber noch verliebter zu machen und ihn von der Liebe, welche ſie gegen ihn hatte, deſto beſſer zu überzeugen, ſo gieng ſie zu eben dem Pater wieder zu beichten, und fing ihre Beichte mit Thränen an. Der gute Pater fragte ſie, ob ihr etwa was übles begegnet wäre. Mein ehrwürdiger Pater, ſagte ſie, ich muß abermahls über den Menſchen, wovon ich euch letzthin ſagte, klagen; Er iſt ärger als jemahls; und damit iſt er noch nicht zufrieden, ſondern geſtern hatte er die Verwegenheit, mir eine Börſe und eine Leibbinde zu ſchicken, auf welcher dieſe Deviſe iſt: Ich liebe euch, und kann es euch doch nicht ſagen. Ich war über dieſe Unbeſchämtheit

ſchämtheit ſo zornig, daß ich die Börſe und Leibbinde, der Frau, die ſie mir gebracht, gelaſſen hätte, mit Bitte, es ihm wieder zuzuſtellen: Da ich aber nachdachte, daß dieſe Art Leute mit allen Händen zugreifen, und daß ſie die Sachen wohl behalten und ihn überreden könnte, daß ich ſie angenommen hätte, ſo habe ich ſie wieder zurückgenommen, und bringe ſie euch, mit Bitte, ihm ſolche wieder zuzuſtellen. Ich bitte euch nochmals, mein ehrwürdiger Pater, ihm in Guten zu ſagen, daß wenn er nicht aufhören werde mich zu verfolgen, ich es meinem Manne und meinen Brüdern ſagen würde; es mag auch daraus entſtehen, was es wolle. Und indem ſie dieſes ſagte, ſo gab ſie ihm die Börſe und die Leibbinde, welche auſſerordentlich koſtbar waren. Ich wundere mich nicht über euren Zorn, meine Frau, antwortete der Mönch, indem er die Geſchenke nahm. Er iſt ohne Zweifel gerecht und einer tugendhaften Frau würdig. Er hat mir ſein Wort nicht gehalten: Ich verſpreche euch aber, daß ich dermaßen mit ihm reden will, daß er euch nicht mehr beſchwerlich fallen ſoll. Unterdeſſen hütet euch, Madame, eurem Manne und euren Brüdern etwas davon zu ſagen. Ihr könnet Urſache eines Unglücks ſeyn. Fürchtet böſe Nachrede nicht: Ich werde vor Gott und den Menſchen ein Zeugniß eurer Tugend ablegen. Sie ſchien durch ein ſo verbindliches Geſpräche getröſtet zu ſeyn; und weil ſie den Geitz der Mönche kannte, ſo gab ſie ihm eine Hand voll Geld, und bath ihn, vor die Seele ihrer Mutter 50 Meſſen zu leſen. Der gute Pater nahm das Geld, gab ihr die Abſolution, und ließ ſie gehen.

So

So bald ſie weggegangen war, ſo ſchickte er nach ſeinem Freunde. Da war nichts, was er ihm nicht ſagte, und in ſeiner Wuth kam er ſo gar bis zu Scheltworten. Ihr hattet mir feyerlich verſprochen, ſagte er zu ihm, die ehrliche Frau nicht mehr zu verfolgen, und ihr ſeyd ſo ehrvergeſſen, ihr Geſchenke zu ſchicken, welche ſie mit Abſcheu anſiehet, und welche ſie mir, euch ſolche wieder zuzuſtellen, gegeben hat. Er läugnete die That, jedoch ſo kaltſinnig, daß der Mönch mehr als jemahls glaubte, daß das, was ihm die Dame geſaget, die Wahrheit ſey. Seyd ihr noch ſo verwegen, die Sache zu läugnen, verſetzte der Mönch mit mehrerm Eyfer. Da iſt es, was ihr geſchickt habt. Kennet ihr es wohl? Ich kan weiter nichts ſagen, mein Vater, antwortete der Cavalier, der ſich beſchämt zu ſeyn ſtellete. Ich erkenne meinen Fehler und verſpreche euch, daß ich der Dame nicht mehr beſchwerlich fallen will, weil ſie ſo denket. Als ihn nun der gute Pater ſo gut, als er gekonnt, ermahnet hatte, ſein Wort heiliger zu halten als er bisher gethan hätte, ſo gab er ihm die Börſe und die Leibbinde wieder. Er gieng mit auſſerordentlicher Freude über die von ſeiner Liebſte empfangene Liebes-Verſicherung, und koſtbaren Geſchenke hinweg; und ging ſogleich an einen Ort, wo er ihr deutlich zeigen konnte, daß er alles erhalten hätte. Es war ein groſſes Vergnügen vor ſie, zu vernehmen, daß man ſie wohl verſtanden hätte, und daß ihre Sachen gut von ſtatten gehen würden, und nun fehlete ihr weiter nichts als die Abweſenheit ihres Mannes. Sie wartete nicht lange auf die Abweſenheit; denn wenig

Tage hernach muſte er, Handlungs-Sachen halber, nach Genua reiſen. Er war kaum abgereiſet, ſo gieng die Schöne zu dem Mönch, und ſagte ihm nach vielen Klagen: Ich komme wieder, mein Vater, euch zu ſagen, daß ich nunmehro ausbrechen werde, und daß ich den Muthwillen eures Freundes nicht länger ertragen kan. Ihr werdet euch verwundern, wenn ihr vernehmet, daß, da er erfahren, daß mein Mann nach Genua gereiſet, er dieſe Nacht in unſern Garten gegangen, auf einen Baum geſtiegen, und von da in mein Cammer-Fenſter, und im Begriff war hinein zu ſteigen, als ich aufwachete. Ich ſtund in dem Augenblick auf, und wollte an zu ſchreyen fangen, wenn er mich nicht um Verzeihung gebethen und geſaget hätte, daß ihr mir dieſe Gnade, welche ich ihm erzeigete, gern wieder vergelten würdet. Ich begnügte mich alſo, in Betrachtung eurer, im Hemde aufzuſtehen, und das Fenſter wieder zuzumachen. Nun frage ich euch ſelbſt, mein ehrwürdiger Pater, ob ich eine Beſchimpfung von der Art leiden ſoll? Wenn ihr mich meinen erſten Vorſatz hättet ausführen laſſen, ſo würde mir dieſes nicht begegnet ſeyn. Aber, Madame, antwortete der gute Pater ganz beſtürzt, habt ihr euch nicht etwa geirret, und habt ihr nicht einen andern vor ihn angeſehen? Ganz und gar nicht, verſetzte ſie, mein Vater; er hat mir ſelbſten geſaget, wer er wäre. Iſt das nicht eine auſſerordentliche Unverſchämtheit, fuhr der Pater fort: Ihr habt eure Pflicht beobachtet, Madame, und ich muß eure Tugend loben: Weil ihr aber angefangen habt meinen Rathſchlägen zu folgen, ſo bitte ich euch, Madame,

me, zu erlauben, daß ich erſtlich noch einmahl mit ihm rede, ehe eure Freunde davon Nachricht bekommen. Kann ich ihn klüger machen, ſo iſt es gut: wo nicht, ſo könnet ihr thun was euch gefällig iſt. Ich willige nochmahls darein, verſetzte die Schöne, und verſichere euch, daß dieſes das letztemahl ſeyn ſoll, daß ich mit euch von dieſer Sache ſprechen werde. Und indem ſie dieſes ſagte, ſtellete ſie ſich zornig und ging weg.

Sie war kaum weg, ſo kam der Cavalier. Der Pater zog ihn auf die Seite, und ſagte ihm tauſenderley Dinge über die wenige Achtung, welche er vor ihn hätte, und daß er ſo wenig auf ſein Wort, welches er ihm gegeben, und auf ſeine Ehre hielte. Was habe ich denn wieder gethan, mein ehrwürdiger Vater, ſagte der Cavalier darauf? habe ich JEſum Chriſtum gecreutziget? Böſewicht! verſetzte der Mönch ganz aufgebracht, ihr habt ihn würklich durch eure unkeuſche Begierden gecreutziget. Habt ihr die ſchändliche That ſchon vergeſſen, welche ihr dieſe Nacht begangen habt? Wenn ich etwas ſchändliches begangen habe, verſetzte der Cavalier lächelnd, ſo ſeyd ihr gewiß gleich davon benachrichtiget worden. Unterſtehet ihr euch noch, einen Ruhm aus euret Schandthat zu machen, fing der Mönch wieder an? Euer ſtrafbarer Vorſatz iſt euch nicht gelungen. Soltet ihr euch eingebildet haben, daß, da der Mann dieſer ehrlichen Frau abweſend iſt, ſie euch willig aufnehmen würde? Ich glaube aber gewiß, mein Vater, ſagte der Cavalier, daß ihr euch dieſe Hirngeſpinſte ausſinnet, um mich durchzuziehen Urſache zu haben.

Ha, Nichtswürdiger! versetzte der Mönch ganz auſſer ſich; das ſind keine Hirngeſpinſte, das ſind Wahrheiten, welche man mir geſaget hat. Es iſt ſehr rühmlich von einem ehrbaren Menſchen, oder der zum wenigſten davor gehalten ſeyn will, über die Mauren eines Gartens zu ſteigen und auf die Bäume zu klettern, um durch die Fenſter einer ehrbaren Frau einzubrechen. Ihre Tugend hält gegen eure Ungeſtümigkeiten die Probe: Ihr ſeyd der Gegenſtand ihres Haſſes, und gleichwohl wollet ihr mit Gewalt von ihr geliebet ſeyn. Wenn ſie euch die Verachtung, welche ſie vor euch hat, nicht hätte zu erkennen gegeben, ſo ſolten euch doch meine Vorſtellungen und das Wort, welches ihr mir gegeben hattet, zurück gehalten haben. Ich habe ſie bis hieher abgehalten, ihren Freunden davon Nachricht zu geben, welche euch vielleicht den Augenblick hätten ums Leben bringen laſſen: Aber nunmehro habe ich ihr alles zu thun erlaubet, was ihr gefällig iſt, wenn ihr fortfahret ihr beſchwehrlich zu fallen. Man muß in ſeinem Leben einmahl eine Thorheit begehen, mein ehrwürdiger Vater, antwortete der Cavalier mit einer verſtellten Scham. Ich gebe mich alles deſſen, was ihr ſaget, ſchuldig, und ich verſpreche euch als ein ehrlicher Mann, daß ihr von dieſer Sache nicht mehr werdet reden hören. Ihr ſeyd gütiger gegen mich, als ich verdiene, und ich bin euch davor ſehr verbunden. Ich werde mir eure Warnung zu Nutze machen, ihr könnet euch darauf verlaſſen. Er machte es ſich auch würklich zu Nutze; Denn da er ſehr wohl einſahe, daß dieſes eine Nachricht wäre, welche die Schöne ihm geben ließ, ſo unterließ er die folgende

de Nacht nicht, in den Garten und von dem Baume, welchen man ihm angezeiget hatte, ins Fenster zu ſteigen. Die Schöne, welche, wie man ſich leicht einbilden kan, nicht ſchlief, empfing ihn ganz willig. Nachdem man nun das nöthigſte zu Stande gebracht hatte, ſo beluſtigte man ſich über die Einfalt des guten Paters, welcher ihnen, ohne es zu wiſſen, in ihrer Liebe ſo behülflich geweſen war, und ſie ſtelleten ihre Sachen ſo an, daß ſie ins künftige einander ſehen konten, ohne zu ihm zurück zu kommen, nöthig zu haben.

Don Felix ſagte dem Bruder Pucio die Art, in kurzer Zeit ſelig zu werden, und machte ihn, während daß er die Buſſe that, die er ihm aufgeleget hatte, zum Hahnrey.

Man hat mir geſaget, daß vor dieſem bey Sanct Brancaſſe ein guter und reicher Mann, Nahmens Pucio, wohnete. Dieſer Mann, der in die Andacht und Scheinheiligkeit gefallen war, begab ſich unter dem Nahmen Bruder Pucio in die Brüderſchaft des heiligen Franciſcus. Er ſtund ziemlich wohl, und da er weiter nichts, als ſeine Frau und einen Knecht um ſich hatte, ſo war er beſtändig in der Kirche: Weil er aber einfältig und ſehr unwiſſend war, ſo beſtund ſeine ganze Andacht in Paternoſter beten,

und

und Predigten und Messen hören. Mit einem Worte, er war ein grosser Heiligenfresser, der sich so oft geisselte, daß man von ihm sagte, er wäre von einer sehr andächtigen Brüderschaft, welche man Besenbinder nennete. Seine Frau, welche Isabelle hieß, war schön, munter, kwabelicht und nur 28. Jahr alt. Die Andacht ihres Mannes, und vielleicht auch sein Alter, machte, daß sie sich mehr enthalten muste, als sie wohl wünschete. Der gute Mann unterhielt sie im Bette von nichts, als von den Predigten des Bruders Nastasius, oder von den Klagen der Magdalene, oder andern dergleichen Sachen.

Ein Mönch, Nahmens Don Felix, der in das Closter Sanct Brancasse gehörete, und jung, schön, munter von Verstande und sehr gelehrt war, kam damahls von Paris. Bruder Putio machte Bekantschaft mit ihm. Der Mönch erkannte sogleich den Carakter dieser Person, und weil er ihm in allen seinen Zweifeln, welche er ihm vorlegte, ein Genügen leistete, so hielt er viel auf ihn, und bewirthete ihn oft in seinem Hause. Wie nun die Mönche sich überall beliebt machen können, so hatte er mit der Frau gar bald Bekanntschaft gemacht, welche ihn aus Hochachtung für ihren Mann auf die beste Art von der Welt empfing. Der Mönch merkte gleich, was ihr fehlte, und ihre Augen, die einander oft begegneten, gaben gar bald zu verstehen, daß ihre Denkungs-Arten nicht weit von einander entfernet wären. Don Felix fand Gelegenheit mit ihr zu reden, und fand sie sehr geneigt, aber auch entschlossen, nirgends anders einen Besuch anzunehmen, als in ihrem Hau-

ſe, wo es unmöglich war, etwas zu thun, weil der Mann, welcher eine unendliche Anzahl beſonderer Andachten verrichtete, faſt beſtändig zu Hauſe war. Der Mönch, der nicht wuſte, was er machen ſolte, erdächte ein Mittel, welches der Frömmigkeit eines Mönchs würdig iſt. Als er eines Tages mit dem Pucio ſpatzieren ging, ſo ſagte er zu ihm; Ich ſehe wohl, Bruder, daß ihr an nichts als an die Heiligung denket, ich finde aber, daß ihr, dahin zu gelangen, einen weiten Weg nehmet. Der Pabſt, die Cardinäle und andere Prälaten der Kirche haben einen, der viel kürzer iſt. Sie wollen aber nicht, daß man ihn lehren ſoll, weil dieſes den Prieſtern, welche nur von Almoſen der Leute leben, Schaden thun würde. Weil ihr aber mein Freund ſeyd, ſo will ich euch ſelbigen herzlich gern lehren, jedoch mit der Bedingung, daß ihr niemanden etwas davon ſaget. Pucio, der in äuſerſter Ungedult war, dieſes ſchöne Geheimnis zu wiſſen, beſchwor den Felix, es ihm zu ſagen, und verſprach ihm bey alle dem, was nur heilig iſt, niemahls als mit ſeiner Bewilligung etwas davon zu ſagen. Unter dieſen Bedingungen kan ich euch nichts abſchlagen, antwortete der Mönch. Wiſſet demnach, daß die heiligen Lehrer der Kirche glauben, daß man die Buſſe, welche ich euch ſagen werde, thun müſſe, wenn man unter die Anzahl der Seligen gehören wolle. Ihr dürfet euch aber nicht einbilden, daß ihr nach gethaner Buſſe kein Sünder mehr ſeyd, denn man ſündiget, ſo lange man in der Welt iſt: Ihr könnet aber verſichert ſeyn, daß die Sünden, welche ihr bis hieher gethan habt, euch nicht zugerechnet werden,

und

und die, welche ihr ins künftige thun werdet, werden nur als erläßliche Sünden betrachtet, welche folglich nicht vermögend sind, euch zu verdammen, weil nichts als ein wenig Weyh-Wasser dieselben von euch abzuwaschen nöthig ist. Der Bußfertige muß demnach durch sorgfältiges Beichten den Anfang machen. Hierauf muß er fasten, und sich 40. Tage lang enthalten, während welcher Zeit er nicht nur keine andere Frau, sondern auch nicht einmahl seine eigene berühren darf. Ferner muß er einen unbedeckten Ort haben, wo man, ohne aus dem Hause zu gehen, den Himmel sehen kan. Zur Zeit des Vesper-Gebets muß er an diesen Ort gehen, und daselbst eine hohe und breite Tafel haben, so daß er sich mit den Lenden darauf lehnen könne: Hernach müssen die Füsse auf der Erde hängen, oder wenn ihr wollet, solche auf einen Nagel lehnen, die Arm ausgestreckt, in Form eines Crucifixes, und die Augen gen Himmel gerichtet, in dieser Stellung muß er bis den andern Morgen bleiben, ohne einige Bewegung zu machen. Wenn ihr ein Gelehrter wäret, so müstet ihr gewisse Gebete sagen, welche ich euch geben wolte; Da ihr es aber nicht seyd, so ist es genug, wenn ihr nur dreyhundert Paternosters und eben so viel Ave Maria zu Ehren der Dreyeinigkeit saget, und indem ihr gen Himmel sehet, so müsset ihr beständig im Gedächtniß haben, daß Gott Himmel und Erde erschaffen, ingleichen müsset ihr euch auch des Leidens Jesu Christi erinnern, da ihr eben so ausgestrecket seyd als er, da er gecreutziget ward. Wenn nun in die Metten gelautet wird, so könnet ihr euch wegbegeben, wenn ihr wollet, und

euch in euer Bette ſchlafen legen. Hierauf müſſet ihr zum wenigſten drey Meſſen hören, funfzig Paternoſter und eben ſo viel Ave Maria beten. Wenn ihr Zeit übrig und etwas zu thun habt, ſo könnet ihr es wie gewöhnlich verrichten und hernach eſſen. Ihr müſſet auch nicht unterlaſſen in die Veſper zu gehen, woſelbſt ihr 50. Gebeter, welche ich euch geſchrieben geben will, beten müſſet, ohne welche alle das übrige vergeblich ſeyn würde. Zur Zeit des Veſper-Gebets gehet ihr nach Hauſe zurück. Ich habe dieſes alles vor dieſem gethan, und wenn ihr es mit Andacht thut, ſo hoffe ich, daß ihr, ehe ihr zu Ende kommet, die unausſprechlichen Freuden des ewigen Lebens ſchmecken werdet. Pucio ſagte ihm tauſendfachen Dank, und verſicherte ihn, daß er nichts zu lang und zu ſchwer fände, und daß er auf folgenden Sonntag den Anfang machen wolte.

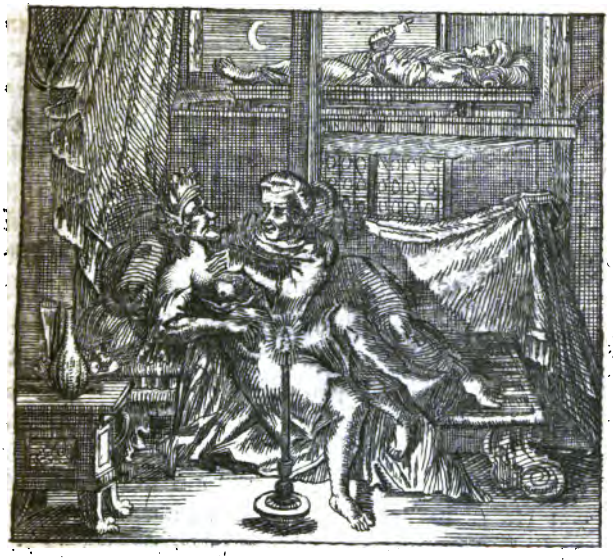
Er war kaum zu Hauſe, ſo erzählete er ſeiner Frau alles, welche ſo gleich merkte, daß es eine Liſt von dem Mönche wäre, und hatte keine Mühe, zu errathen, wie er ſich dieſes zu Nutze machen wolle. Die Erfindung war ziemlich nach ihrem Sinn, und ſie ſagte zu ihrem Manne, daß ſie über das Wachsthum, welches er in ſeiner Seligkeit machen würde, ſehr erfreuet wäre, und, um an ſeiner Buſſe Theil zu haben, wolte ſie mit ihm faſten, weiter aber könne ſie nichts thun. Da nun Pucio ſeine Buſſe angefangen hatte, und Don Felix ſich mit ſeiner Liebſte beredet hatte, ſo kam er allezeit zu der Zeit zu ihr, wenn der Mann in ſeinen Betrachtungen begriffen war, und nahm den Platz faſt eben ſo bald ein, als ihn jener verlaſſen hatte.

Weil

Weil der Ort, welchen Pucio seine Busse zu thun erwählet hatte, nahe bey der Kammer war, wo seine Frau schlief, und nur durch eine kleine Scheidewand abgesondert war, so geschahe es, als in einer Nacht die Verliebten lustig waren, und sich ein wenig zu sehr bewegten, daß Pucio, welcher seine Paternoster betete, und das Bette knacken hörete, sogleich inne hielte, und seine Frau fragete, woher es käme, daß sie so viel Lärm machte. Sie, weil sie gern lachte, und auch damahls Ursache hatte zu lachen, antwortete ihm, daß sie sich so viel als möglich wäre, bewegte. Aber woher kommt es denn, daß ihr euch so sehr beweget, versetzte der Mann? Ich habe euch tausendmahl sagen hören, sagte Isabelle wieder, indem sie in ihrem Herzen dazu lachte, daß, wenn man des Abends nicht esse, man sich die ganze Nacht bewege. Pucio, welcher glaubte, daß das Fasten sie am Schlafe hinderte, und diese Bewegung verursachte, sagte er zu ihr: Ich habe es euch wohl gesaget, daß ihr nicht fasten soltet; Weil es aber euer Wille gewesen ist, so schlafet, und höret euch auf zu bewegen; denn ihr machet manchmal, daß nicht nur das Bette, sondern auch alles, was darinnen ist, bebet. Die Frau sagte wieder darauf: bekümmert euch darum nicht: Ich weiß wohl was ich thue. Thut ihr nur eure Sachen, ich will meine schon machen. Der Bruder Pucio schwieg, und fing seine Gebeter wieder an. Die Verliebten wolten doch nicht mehr so nahe bey dem Bussethuenden seyn, suchten also ein entfernteres Lager, und vergnügten sich, so lange die Pönitenz währete. So bald der Mönch weg war, so begab sich Isabelle wieder

in

in ihr Bette, wohin ihr Mann von seiner beschwerlichen Uebung auszuruhen gleichfals kam. Dieses Spiel währete die ganze Zeit des Bussethuens über, und Isabelle sagte zu ihrem Liebsten, daß er dem Pucio eine Busse thun liesse, wovon sie die Früchte genösse. Die Schöne lernete also, daß einem Mönche nichts zu vergleichen sey, und befand sich so wohl dabey, daß, da sie nicht mehr so furchtsam war, sie es dermassen anstellete, daß sie mit ihm, nach des Mannes geendigter Pönitenz, an einem andern Orte zusammen kommen konnte.



Feronde nimmt ein Pulver ein, welches machet, daß er ſo lange ſchläfet, daß man ihn vor todt hält und begräbet. Ein Abt, der in ſeine Frau verliebt iſt, nimmt ihn aus dem Grabe, und leget ihn ins Gefängniß, da er ihm weiß machet, daß er im Fegefeuer ſey. Endlich weckt er ihn wieder auf, und macht, daß er das Kind, welches er mit ſeiner Frau gezeuget hat, für das ſeinige erkennet.

In Toſcana war eine ziemlich einſame Abtey, wovon der Abt, welches ein Mönch von mittelmäſſigem Alter war, vor einen heiligen Mann, die Hurerey mit den Weibern ausgenommen, gehalten wurde:

de: Er that es aber so heimlich, daß es dem Ruſe ſeiner Heiligkeit im geringſten nicht ſchadete. In der Nachbarſchaft dieſer Abtey wohnete ein Bauer, Nahmens Feronde, welches ein unvernünftiger und tummer Kerl war. Er machte Bekantſchaft mit dem Abt, welcher ihn blos darum empfing, um ſich auf ſeine Unkoſten luſtig zu machen. Feronde hatte eine ſchöne Frau, in welche ſich der Abt verliebte. Weil aber der Mann auſſerordentlich eyferſüchtig war, und ſeine Frau faſt niemahls aus den Augen ließ, ſo gab der Mönch alle Hoffnung auf, daß ihm ſein Vorhaben gelingen würde. Unterdeſſen unterhielt er ſich doch jederzeit mit dem Feronde, welcher ſeine Frau bisweilen mit in die Abtey brachte. Der Abt führete ſie in den Garten ſpatzieren, und unterhielt ſie von heiligen Sachen. Er wuſte ſich ſo gut zu ſtellen, daß ihn die Frau vor einen groſſen Heiligen hielt, und da ſie Luſt hatte bey ihm zu beichten, ſo bath ſie ihren Mann um Erlaubnis dazu und erhielt ſie. Der Abt war erfreuet, ein ſolches Beichtkind zu haben, und glaubte, daß er dieſe Gelegenheit nicht müſte vorbey gehen laſſen, etwas vor ſeine Liebe zu thun. Das Regiſter der groſſen Sünden war bald abgethan, die häußlichen Angelegenheiten brauchten mehrere Ueberlegung. Der Mönch fragte ſie, ob ſie ſich mit ihrem Manne wohl vertrüge. Sie antwortete, daß ſie ſich nichts vorzuwerfen hätte: ihr Mann aber ein harter und unbilliger Mann wäre, welcher ſie durch ſeine Eyferſucht aufs äuſerſte brächte. Der Mönch antwortete, daß es ihm leid ſey, daß eine ſolche Frau, wie ſie wäre, mit einem eyferſüchtigen und böſen Manne umgehen müſte: Daß er gar wohl glaubte, daß eine ſo lächerliche

liche Einbildung ihr viele verdrüßliche Tage verurſachte; daß die Eyferſucht aber kein unheilbares Uebel ſey, und daß es blos auf ſie ankäme, ihren Mann davon heilen zu laſſen, und daß er ihr ein unfehlbares Mittel davor verſchaffen wolte, wenn ſie verſchwiegen ſeyn wolte. Die Beichtende verſprach alles, was man verlangte. Aber mein ehrwürdiger Pater, ſagte ſie, wie könnet ihr meinen Mann von ſeiner Eyferſucht befreyen? Man muß ihn nothwendiger Weiſe, antwortete der Mönch, ins Fegefeuer ſchicken. Ueberlegetihr es aber auch, mein Vater? Kann man auch lebendig ins Fegefeuer gehen, verſetzte ſie wieder? Nein, ſagte er. Ehe er dahin gehet, muß er ſterben, und wenn er lange genug wird darinne geweſen und von ſeiner Eyferſucht geheilet ſeyn, ſo werden wir Gott für ihn bitten, und ihn wieder auferwecken. Aber, fuhr ſie fort, muß ich eine Wittwe bleiben, bis er wieder auferwecket iſt? Ohne Zweifel, antwortete der Pater, denn wenn er euch, wenn er wieder auferwecket worden, bey einem andern Manne finden würde, ſo würde er mehr als jemahls eyferſüchtig werden. Um meinen Mann von der Eyferſucht zu heilen, ſetzte ſie noch hinzu, und mir mehr Freyheit als ich habe, zu verſchaffen, will ich alles in der Welt thun: Das iſt ſehr gut, fing der Abt wieder an: Was werdet ihr mir aber vor eine Belohnung davor geben. Alles, was ihr verlanget, mein Vater, antwortete ſie, daferne es in meinem Vermögen ſtehet. Ihr könnet eben ſo viel vor mich thun, ſagte er darauf zu ihr, als ich vor euch thun kann. Ich will euch die Ruhe wieder geben, und ihr müſſet mir das Leben wieder geben. Lie-

bet mich ſo ſehr, als ich euch liebe; und da ich euch nichts vorbehalte, ſo behaltet mir auch nichts vor, auch euer Bette nicht. Die Frau, welche von der Heiligkeit des Abts kein ſolches Compliment erwartete, bezeugte ihm ihre Verwunderung darüber. Der Mönch antwortete, ſie ſolte vielmehr über die Würkung, welche ihre Schönheit hervorgebracht hätte, verwundert ſeyn, welche bey einem Menſchen, der nur die himmliſchen Schönheiten zu ſehen gewohnt wäre, Begierden erwecket hätte: Daß er, ob er ſchon ein Mönch wäre, dennoch wie die andern Menſchen auch gemacht wäre, und daß er ihr unterdeſſen, da Feronde im Fegfeuer ſeyn würde, Geſellſchaft leiſten, und ihr ſtatt eines Ehemannes dienen wolte. Er ſtellete ihr auch überdieſes vor, daß, da die Seele der Sitz der Heiligkeit wäre, die Handlungen, welche nur den Leib angingen, der Heiligkeit ganz und gar nicht ſchädlich wäre, und daß ſie dasjenige zu thun, was er von ihr verlangte, um ſo weniger Widerwillen haben ſolte, weil ſie verſichert ſeyn könte, daß es heimlich gehalten werden ſolte, und daß er ſchöne Diamanten hätte, welche er ihr zu geben gedächte. Da nun die Frau die Augen niedergeſchlagen hatte, und weder ja noch nein antwortete, ſo glaubte der Mönch, daß ſie beweget wäre, und überredete ſie vollends durch Gründe, welche er aus ſeiner groſſen Heiligkeit nahm, daß er nichts ſtrafbares von ihr verlangte, und daß ſie durch die Gewährung ſeiner Bitte ein gutes Werk verrichten würde. Sie antwortete endlich ganz beſchämt, daß ſie alles thun wolte, was er verlangete; Feronde müſte aber erſt im Fegefeuer ſeyn. Da ſoll

er

er gar bald seyn, sagte der Abt; schicket ihn nur, so bald als möglich, in die Abtey: Und indem er dieses sagte, so steckte er ihr einen Ring am Finger, welches gar viel beytrug, die Sache zu beschleunigen.

Als Feronde einige Tage hernach ins Closter kam, so beschloß der Abt, ihn vermittelst eines Pulvers, welches nach Proportion, da die Dosis stark oder schwach war, auch mehr oder weniger Zeit schlafen machte, ins Fegefeuer zu schicken. Dieses Pulver war so ausserordentlich, daß so lange es würkte, man hätte sagen sollen, der Schlafende wäre todt. Man gab dem Feronde so viel, daß er drey Tage schlafen muste. Hierauf ging man mit ihm in dem Closter herum, bis daß er einzuschlafen anfing. Endlich fiel er auf einmal hin. Man schrie um Hülfe, einige brachten Wasser, andere Wein-Eßig, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen: Das half aber alles nichts, und da Feronde kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, so zweifelte man nicht mehr, daß er gestorben wäre. Man ließ sogleich seiner Frau und seinen Freunden davon Nachricht geben, welche kamen, und ihn beweineten. Man begrub ihn endlich mit den gewöhnlichen Ceremonien, jedoch legte man ihn ganz geräumig in seinen Sarg und in sein Grab. Die Nacht war kaum angebrochen, so nahm der Abt und ein Bolognesischer Mönch, welcher sein Vertrauter war, den Feronde aus seinem Sarge heraus, und trugen ihn in einen finstern Keller, welcher den Mönchen, die etwas verbrochen hatten, zum Gefängniß dienete. Während daß Feronde schlief, so nahm der Abt seine Kleider, und ging seine Liebste zu besuchen, welche, da sie

ſich in Freyheit und wohl belohnet ſahe, ihm alles vergönnete. Weil nun der Mönch oft hin und her ging, ſo begegneten ihm bisweilen Leute, und das Gerüchte breitete ſich gar bald aus, daß Feronde wieder käme; Seine Frau aber, die beſſer als jemand wuſte, was daran war, machte ſich deswegen keine groſſe Sorge. Da nun Feronde wieder erwachet war, ſo wuſte er nicht, wo er war, und da der Bologneſiſche Mönch, unter der Geſtalt eines Engels, mit Ruthen in der Hand, hinein kam, ſo gab er ihm 5. oder 6. Streiche, worüber er Thränen vergoß. Hela! Wo bin ich denn, fragte Feronde beſtändig? Im Fegefeuer, antwortete der Mönch. Ich bin alſo geſtorben, fuhr Feronde fort? Ohne Zweifel, verſetzte der Mönch. Auf dieſe Nachricht fing Feronde an, ſich, ſeine Frau und ſeinen Sohn zu beweinen, und redete die gröſten Thorheiten von der Welt. Da iſt Brod und Wein, ſagte der Mönch hierauf, welches dir deine Frau geſchickt, und welches der Herr, dir zu geben, mir befohlen hat. Ey was! fing Feronde wieder an, eſſen denn die Todten? Ohne Zweifel, verſetzte der Mönch wieder. Ich hatte eine gute Frau, fuhr Feronde fort: Aber Hela! man kennet den Werth der Sachen nicht eher, als wenn man ſie verlohren hat. Da ihn der Hunger quälete, ſo aß und trunk er, und beklagte ſich, daß ihm ſeine Frau eben nicht vom beſten Weine geſchicket hätte. Hierauf fing der Mönch wieder an ihn zu geiſſeln, Feronde ſchrie deswegen, und fragte ihn, warum er ihn ſo ſchlüge. Der Herr hat mir befohlen, antwortete der Mönch, dir des Tages zweymahl ſo viel zu geben, um dich zu ſtra-

fen,

ſen, daß du eyferſüchtig geweſen biſt, und deine Frau, welche ſo wohl mit dir umgieng, übel gehalten haſt. Es iſt wahr, ſagte Feronde, meine Frau war die beſte Frau von der Welt; aber ich wußte nicht, daß die Eyferſucht eine Sünde wäre; und wenn ich es gewußt hätte, ſo würde ich nicht eyferſüchtig geweſen ſeyn. Dieſes ſoll dich lehren, fuhr der Mönch fort, daß du es ins künftige, wenn du wieder auf die Welt zurück kehreſt, nicht mehr ſeyſt. Aber, fuhr Feronde fort, kehret man denn auf die Welt zurück, wenn man einmal geſtorben iſt? In tauſend Jahren wirſt du von hier zurück kehren, antwortete der Mönch. Tauſend Jahr, ſagte Feronde, das iſt eine lange Zeit: Unterdeſſen wenn ich wieder dahin zurück kehre, ſo verſpreche ich dir, daß ich niemals mehr eyferſüchtig ſeyn, und mich niemals mehr über ſie beſchweren will, als über den ſchlechten Wein, den ſie mir dieſen Morgen geſchickt hat. Sie hätte mir auch wohl ein Bette und ein Licht ſchicken können, denn man ſiehet hier keinen Stich. Sie hat dir alles dieſes geſchickt, verſetzte der Mönch: man hat aber das Licht bey den Meſſen, welche man vor deine Seele geleſen hat, verbrannt, und was das Bette anlanget, ſo ſollſt du es nach einigen Tagen, wenn du Buße gethan haſt, haben; denn wir haben hier alle welche. Aber, ey lieber, ſage mir, wer du biſt, fieng Feronde wieder an. Ich bin auch ein Todter, wie du, antwortete der Mönch: und weil ich, wie du, eyferſüchtig geweſen bin, ſo hat mich Gott dazu verdammet, dich zu ſchlagen, bis er über unſer Schickſaal ein anderes beſchlieſſen wird. Aber, fuhr Feronde fort, ſind wir beyde

denn alleine nur hier? Wir sind unser Millionen, versetzte der Mönch; aber du kannst sie weder sehen noch hören, und sie hören und sehen dich auch nicht.

Während daß Feronde im Fegefeuer war, so war der Abt mit seiner Frau an einem angenehmen Orte. Aber ein kleiner ziemlich allgemeiner Zufall störete das Fest, und unterbrach ihr Vergnügen. Die Frau wurde schwanger: sie sagte es dem Abt, so bald sie es merkte. Und nun glaubte man, daß es Zeit wäre, den Mann wieder aufzuwecken. Dieserwegen gab man ihm von eben dem Pulver, um ihn nur 4. Stunden schlafen zu lassen, und sagte ihm zuvor, daß das Gebet des Abts, seiner Frau, und seiner übrigen Freunde bey Gott soviel zuwege gebracht hätte, daß er wieder auf die Welt zurück kehren sollte. Indem er schlief, so zog man ihm seine Kleider wieder an, und trug ihn in sein Grab zurück. Da Feronde aufgewachet war, und durch die Ritzen des Grabes ein wenig Tageslicht sahe, so fieng er an zu schreyen, machet auf, machet auf. Als jemand diese Stimme gehöret hatte, so lief es sogleich, es den Mönchen zu sagen, welche augenblicklich zuliefen, und fanden den Feronde, daß er aus dem Grabe hervor kroch, welches er zu öffnen ein Mittel gefunden hatte. Auf dieses Wunderzeichen nahm ein jeder die Flucht. Die Hurtigsten liefen ganz erschrocken, dem Abt die Neuigkeit zu hinterbringen. Er war kaum heraus gegangen, dieses große Wunder zu sehen, als er den Feronde fand, welcher zu ihm sagte, daß seine und seiner Frauen andächtige Gebete ihn wieder auferwecket hätten, und daß er ihnen deswegen sehr verbunden wäre.

Der

Der Abt antwortete ihm, daß er Gott von ganzem Herzen für ihn gebeten hätte, und daß er sehr erfreuet wäre, daß er es erhöret hätte, und ermahnete ihn, auf das geschwindeste zu seiner Frau zu gehen, und sie zu trösten, weil sie seit seinem Tode beständig geweinet hätte. Der Abt strich seinen Mönchen dieses Wunderwerk sehr heraus, und man sang deswegen das Miserere. Die, welche den Ferond sahen, liefen sogleich davon, gleich als wenn sie ein Gespenst gesehen hätten. Selbst seine Frau fürchtete sich vor ihm, oder stellete sich zum wenigsten nur so. Endlich aber faßte ein jeder wieder Muth, da man ihn reden, und die traurigen Wunder der andern Welt, nebst denen ihm daselbst zugestoßenen Begebenheiten erzählen hörete. Das lustigste dabey war, daß er wirklich zu dem Kinde, womit seine Frau nachgehends niederkam, Vater zu seyn glaubte, es kann seyn, daß er nicht recht rechnete, oder sich einbildete, daß die Geburt dieses Kindes eben so wundervoll wäre, als seine vermeintliche Auferstehung, man mußte sich auch an die ordentlichen Regeln so sorgfältig nicht binden. Weil nun Feronde seine Auferstehung der Kraft des Gebetes des Abts zuschrieb, so wuchs der Ruf von seiner Heiligkeit in den Gemüthern derjenigen, welche von der Wahrheit des Wunders überzeugt waren, gar sehr. Der Auferweckte lebte nachgehends mit seiner Frau ohne Argwohn und Eyfersucht; und die Frau und der Abt kamen so ofte zusammen, als es nur möglich war, wobey sie jederzeit über die Dummheit des Mannes lachten.

Ein Mönch machte einer Venetianiſchen Dame weiß, daß der Engel Gabriel in ſie verliebt wäre, und ſchlief verſchiedenemahl unter der Geſtalt des Engels bey ihr. Da er aber endlich ertappet wurde, ſo ſprang er aus dem Fenſter und begab ſich zu einem armen Manne, welcher ihn Tages drauf, auf dem Sanct Marcus-Platze in einen Wilden verkleidet ausſtellete, worauf er, da er von den Mönchen ſeines Ordens war erkannt worden, ſo gleich ins Gefängniß geleget wurde.

Die Religion iſt das allerheiligſte bey den Menſchen, und dennoch wird ſie am allermeiſten gemißbrauchet. Ob man ſchon überhaupt ſagen

ſagen kann, daß ſie der Mantel ſey, welcher die allerſtrafbareſten Handlungen bedecket, ſo kan man doch insbeſondere auch ſagen, daß dieſer ruchloſe Muthwille die Schoos-Sünde der Geiſtlichen ſey. Vor dieſem war zu Imola ein entſetzlicher Böſewicht, und als ein ſolcher dermaſſen bekannt, daß, wenn er eine gute That zu begehen wäre fähig geweſen, man es vor ein Laſter würde gehalten haben, ſo ſehr war er im übeln Ruffe. Da er alſo ſahe, daß er in ſeinem Vaterlande zu bekannt war, ſo kam er nach Venedig, in der Abſicht, dasjenige in der berühmten Stadt zu thun, was er an andern Orten, da er bekannt war, nicht thun konte. Er ſtellete ſich bußfertig und andächtig, und ward ein Franciſcaner-Mönch, gleich als wenn er ſeine Sünden in der Einſamkeit hätte beweinen wollen, und nahm den Nahmen Bruder Albert von Imola an. Niemahls ſtellete ſich jemand äuſſerlich andächtiger, und niemahls redete ein Franciſcaner-Mönch von der Andacht und Caſteyung des Leibes beſſer, als er. Kurz um, aus einem Böſewicht von Profeßion, wie er war, wurde er auf einmahl ein groſſer Heiliger, aber nur äuſſerlich; denn was das Herz anlangete, ſo war er allezeit noch eben derſelbe. Da er einmahl Prieſter war, ſo laß er niemahls Meſſe, ohne das Leiden Chriſti zu beweinen: und weil ihm die Thränen nichts koſteten, und jederzeit weinen konnte, wenn er es zu Auszierung ſeiner Predigten nöthig hatte, ſo erlangete er in kurzer Zeit einen ſo groſſen Ruff der Heiligkeit, daß man ihn faſt bey allen Teſtamenten zum Executor beſtellete. Der heilige Franciſcus von Aßiſe ſtund

in der Gegend niemahls in so grossem Ansehen, als dieser neue Franciscaner-Mönch, welcher gar bald der Beichtvater von allen Vornehmen so wohl des einen als des andern Geschlechtes wurde. Nun trug es sich zu, daß eine junge Agnes, Nahmens Lisette, die Frau eines reichen Kaufmanns, den Handels-Affairen nach Flandern gezogen hatten, zu dem Bruder Albert beichten kam. Als diese ein ziemlich überflüssiges Register ihrer Sünden gemacht hatte, so fragte sie der Mönch, ob sie keinen Galan hätte. Die Schöne, welche als eine Venetianerin hochmüthig und protzig war, antwortete ihm mit einer verdrüßlichen Mine, zu was dienen euch eure Augen, mein ehrwürdiger Pater? Glaubet ihr, daß meine Schönheiten wie andrer ihre sind? Ich würde mehr Liebhaber haben als ich verlange, wenn ich weniger Schwürigkeiten machte. Weil aber meine Schönheiten ausserordentlich sind, so spare ich sie auch nur vor Leute vom ersten Range. Sie sagte tausenderley närrische Dinge von dieser Art über ihre Schönheit, welche sie mehr als einmahl vor himmlisch ausgab. Bruder Albert merkte sogleich, daß die Schöne ein weniz verrückt im Kopfe wäre, ihre Schönheit aber war dem ohngeachtet sehr reitzend, daher er heftig in sie verliebt wurde. Weil er aber davor hielt, daß er eine günstigere Gelegenheit, sie geschmeidig zu machen, abwarten müste, so begnügete er sich damahls damit, sie ein wenig zu tadeln, und ihr vorzustellen, daß das, was sie vortheilhaftes von sich gesaget hätte, die Würkung eines eiteln Ruhms und eine Eigenliebe wäre, welche zu mäßigen sie sehr wohl thun würde.

Lisette,

Liſette, welche keinen Scherz verſtund, antwortete ihm trotzig, daß er ein Narr wäre, und daß er den Unterſcheid, welcher zwiſchen einer und der andern Schönheit wäre, nicht kennete. Bruder Albert, der ſie nicht mehr erbittern wolte, ertheilete ihr die Abſolution und ſchickte ſie fort. Einige Tage darnach ging er zu ihr, und da er ſie auf die Seite gezogen hatte, ſo warf er ſich zu ihren Füſſen, und bath ſie, ihm das, was er ihr in der Beichte geſagt, zu vergeben, weswegen er, wie er ſagte, ſo grauſam wäre gezüchtiget worden, daß er käme, ſie um Verzeihung zu bitten. Und wer hat euch denn ſo gezüchtiget, ſagte Liſette gleich darauf? Die Nacht darauf, da ihr gebeichtet hattet, erwiederte der Mönch, da ich meiner Gewohnheit nach in meiner Celle im Gebet begriffen war, ſo nahm ich auf einmahl ein groſſes Licht wahr, und kaum hatte ich mich umgewendet zu ſehen, was es wäre, ſo fiel ein ſchöner junger Menſch über mich her, und gab mir ſo viel Stockſchläge, daß ich dachte, er würde mich todt ſchlagen. Nachdem er nun ſo übel mit mir umgegangen war, ſo fragte ich ihn, wer er wäre, und warum er mich ſo ſehr geſchlagen hätte? Er antwortete mir, daß er der Engel Gabriel wäre, und daß er mich deswegen gezüchtiget hätte, weil ich die Verwegenheit gehabt hätte, die himmliſche Schönheit der Frau Liſette, welche er nächſt Gott über alles liebte, zu tadeln. Ich bat ihn um Verzeihung, und ich hatte das Glück, ſie unter der Bedingung zu erhalten, wenn ihr mir auch verzeihen würdet; denn anders drohete er mir Arm und Bein entzwey zu ſchlagen. Ach, Madame, was ſind die Engel hitzig,

wenn ſie zornig ſind! Vergebet mir alſo; und hierauf will ich euch ſagen, was der Engel weiter ſagte. Liſette war erfreuet, ſo was zu hören, das ihrem Abgott auf eine ſo angenehme Art ſchmeichelte, und hielt es vor die Wahrheit ſelbſt. Habe ich es euch nicht geſagt, antwortete ſie hierauf mit einem ernſthaften Tone, daß meine Schönheiten himmliſche wären. Unterdeſſen thut es mir doch leid, daß ihr ſo übel ſeyd behandelt worden, und damit es nicht mehr geſchehe, ſo verzeihe ich euch, mit der Bedingung, daß ihr mir ſaget, was der Engel weiter ſagte. Madame, fing der Franciſcaner wieder an, ihr ſeyd die glücklichſte unter allen Frauen. Der Engel Gabriel liebt euch heftig, und wenn er ſich nicht befürchtet hätte, euch zu mißfallen, ſo würde er ſchon lange gekommen ſeyn, bey euch zu ſchlafen. Wenn ihr aber dieſes Glück lange genüſſen wollet, ſo müſſet ihr es ja niemanden ſagen. Er hat mir befohlen, euch zu ſagen, daß er einen Theil der Nacht bey euch zubringen wolte, wenn ihr es zufrieden wäret, und weil die Engel keinen Leib haben, ſo will er einen entlehnen, und euch in menſchlicher Geſtalt beſuchen. Saget mir alſo, zu was vor einer Zeit, und unter weſſen Geſtalt er kommen ſoll? Die Schöne antwortete ganz einfältig, daß, wenn ſie der Engel liebte, ſie ihn auch lieben wolte, und wenn er ihr die Ehre erzeigen wolte, ſie zu beſuchen, ſo ſolte er willkommen ſeyn, und daß er ſie jederzeit in ihrer Kammer allein finden würde; aber mit der Bedingung, daß er niemahls jemanden auſſer ihr lieben ſolte; und im übrigen könte er, unter was vor Geſtalt er wolte, zu ihr kommen, nur daß

ſie

ſie ſich nicht davor fürchtete. Ich bitte euch, um eine Gnade, Madame, fing der Mönch wieder an, zu Vergeltung des Uebels, welches ich eurentwegen erlitten habe, dieſe iſt, daß ihr erlaubet, daß er meinen Cörper entlehne. Wenn der Engel meinen Cörper beſeelet, ſo wird er meine Seele unterdeſſen ins Paradies ſchicken, und wird ſie daſelbſt ſo lange laſſen, als er bey euch ſeyn wird. Es iſt billig, verſetzte Liſette, euch dieſen Troſt nicht zu verſagen, um euch der Stockſchläge wegen, welche ich euch zugezogen habe, ſchadlos zu halten. Aber, Madame, ſetzte der Franciſcaner hinzu, ihr werdet zu überlegen belieben, daß wenn der Engel euch mit einem Cörper beſuchen wird, ſo kann er nicht anders als durch die Thüre, wie andere Menſchen thun, hinein kommen; alſo werdet ihr Befehl geben, daß er ſie offen finde. Als es Liſette verſprochen, ſo verließ ſie Bruder Albert ſo voller Freude und Ungedult, ihren Engel zu ſehen, daß ihr jeder Augenblick ein Jahrhundert lang wurde.

Bruder Albert, der mit ſeiner Unterhandlung wohl zufrieden war, bereitete ſich durch verſchiedene ſtärkende Mittel, die er zum voraus einnahm, zum Streite, und ſo bald es Nacht worden war, ſo gieng er noch von einem andern Mönch begleitet zur Frau Liſette. Sobald ſie ihn im weiſſen Kleide in ihr Zimmer treten ſahe, ſo kniete ſie vor dem Engel nieder; da ſie der Engel wieder aufgehoben hatte, ſo ertheilete er ihr den Segen, und gab ihr ein Zeichen, ſich zu Bette zu legen. Sie gehorchte augenblicklich, und der Engel folgete ihr gleich

nach. Bruder Albert war ein schöner Mann, und von starker Leibesbeschaffenheit, und da er mit Lisetten allein war, welche frisch und zart war, so hatte er nicht viel Zeit, ihr begreiflich zu machen, daß die Engel von seiner Gestalt mehr könnten, als ihr Mann. Der Auftritt ward so gut vollführet, als es die Schöne nur wünschen konnte, und die Zwischenspiele wurden dazu angewendet, von der himmlischen Herrlichkeit zu reden. Als der Tag anbrechen wollte, so hielt der Engel dafür, daß es Zeit sey, sich wegzubegeben, und ging, seinen Cammeraden, welchen die Hofmeisterin aus Furcht für den Gespenstern hatte zu sich legen lassen, wieder zu suchen. Frau Lisette hatte kaum zu Mittage gespeiset, als sie zu dem Bruder Albert ging, ihm ihre Begebenheiten, und was der Engel von der himmlischen Herrlichkeit gesaget hätte, zu erzählen; wozu sie, ohne jedoch von der Hauptsache zu reden, tausend Lügen setzte. Albert antwortete ihr, daß er nicht wüßte, wie sie mit ihm zufrieden wäre, daß er aber wohl wüßte, daß, da er ihm die vorige Nacht erschienen wäre, um den Ausschlag seiner Sendung zu erfahren, so hätte er seine Seele an einen Ort des Vergnügens gebracht, allwo sie bis an den Morgen geblieben wäre; was aber seinen Leib anbelangete, so wüßte er nicht, was er damit gemacht hätte. Euer Leib, antwortete Frau Lisette, ist die ganze Nacht mit dem Engel Gabriel in meinen Armen gewesen; und um euch davon zu überzeugen, so sehet unter eure linke Brust, ihr werdet daselbst ein Zeichen finden, welches in langer Zeit nicht vergehen wird, und welches nur ein Eindruck von einem feurigen Kusse ist, welchen ich dem Engel gegeben habe. Nach einem

einem ziemlich langen Gespräche begab sich Lisette wieder nach Hause, allwo der englische Franciscaner verschiedene Besuche ohne einige Hinderniß bey ihr ablegete. Endlich aber wurde er durch die große Einfalt der Frau Lisette unglücklich. Da sie eines Tages bey einer ihrer guten Freundinnen war, und das Gespräch auf die Schönheit der Weiber kam, so unterließ sie nicht, die ihrige über alle der andern ihre zu erheben. Wenn ihr wüßtet, meine Liebe, sagte sie zu ihr, wem ich zu gefallen die Ehre habe, so würdet ihr gewiß meiner Schönheit den Vorzug geben. Die Freundinn war erfreuet, dasjenige zu erfahren, was sie sagen wollte, und antwortete, daß dieses wohl wahr seyn könnte, so lange sie aber nicht wüßte, wem sie gefiele, so würde es eine andere, als sie, so leicht nicht glauben. Ich sollte ihn zwar wohl nicht nennen, meine Liebe, sagte hierauf Lisette ganz aufrichtig: weil ich aber vor euch nichts zurück halte, so will ich euch sagen, daß es der Engel Gabriel ist, welcher mich so sehr liebet, als sich selbst, und mich vor die schönste Frau auf der ganzen Welt hält, zum wenigsten hat er mirs gesaget. Die Freundinn hatte Mühe, sich des Lachens zu enthalten; weil sie sie aber wollte schwatzen lassen, so antwortete sie mit einer ernsthaften Mine: Wenn der Engel Gabriel ihr Liebster wäre, und er ihr dieses gesaget hätte, so glaubte sie, daß nichts wahrers sey als dieses: Im übrigen aber könne sie nicht leicht glauben, daß die Engel Sachen von der Art thäten. Ihr irret euch, meine Liebe, versetzte Lisette. Ich versichre euch, daß ist ganz ein anderer Mensch, als mein Mann. Nur letzthin noch, hat er mich versichert, daß man im

Him-

Himmel eben so wohl liebe, als auf der Erde, und daß er nur deßwegen in mich verliebt sey, weil keine himmlische Schönheit der meinigen gleich komme; er schläfet so gar oft bey mir. Begreifet ihr es nun? Die Freundin wünschte, daß sie an einem Orte seyn möchte, wo sie sich über die Einfalt der Liſette recht satt lachen könnte. Da sie auch diesen Abend in eine große Gesellschaft von Weibern kam, so erzählete sie die englische Liebe der Frau Liſette, von Anfang bis zu Ende. Diese Weiber sagten es ihren Männern und andern Weibern, und die Begebenheit gieng endlich durch so viel Hände, daß es in weniger als zwey Tagen jedermann wußte. Als die Schwäger der Frau Liſette davon Nachricht erhalten hatten, so beschlossen sie, zu sehen, wie der Engel beschaffen sey. Da der Bruder Albert Wind davon bekommen hatte, daß die Schöne aus der Schule geschwatzet hätte, so gieng er eine Nacht zu ihr, ihr ihren Unverstand zu erkennen zu geben. Weil aber die Schwäger Schildwache gestanden, und ihn hinein gehen gesehen hatten, so hatte er sich kaum ausgezogen, als er Leute an der Kammer-Thüre hörete. Bruder Albert war gleich bey der Hand, und sprang aus einem Fenster in den grossen Canal, welcher unten war, und schwam durch, ohne daß er sich Schaden that. Er lief in ein Haus, welches er offen fand, und bat einen guten Mann, welcher daselbst wohnete, ihm das Leben zu erhalten. Bruder Albert gab seiner Sache einen so guten Schein, daß der gute Mann gerühret wurde. Da es Tag worden war, so gieng der Mann aus, und ließ den Bruder Albert zu Hause eingeschlossen. Die Schwäger, welche den Engel nicht gefunden hatten,

ten, warffen der Liſetten tauſend Schimpfworte an den Hals, und begaben ſich mit den Sachen des Engels hinweg. Unterdeſſen hatte ſich die Begebenheit ſchon ausgebreitet, und der Mann hörete auf dem Realtus-Platze erzählen, daß der Engel Gabriel, da er bey der Frau Liſette ſchlafend wäre überrumpelt worden, durch den groſſen Canal geſchwommen ſey, und daß man nicht wiſſe, wo er hingekommen wäre. Er dachte ſogleich, daß der Menſch, welcher bey ihm ſey, der Engel ſeyn müſte. Er ging wieder nach Hauſe, fragte ihn aus, und drohete ihn, in die Hände der Freunde der Liſette zu liefern, wenn er ihm nicht 50. Ducaten gäbe. Bruder Albert fand Mittel, die verlangte Summe zu geben, und bat ſeinen Wirth, ihn gehen zu laſſen. Der Wirth ſagte zu ihm, daß nur ein einziges Mittel wäre, dieſes ſicher zu bewerkſtelligen. Es iſt heute auf dem Sanct Marcus-Platze eine Ceremonie, wohin ein jeder einen Menſchen, entweder in einen Bär, oder in einen Wilden verkleidet führen kann. Wenn ihr euch auf eine von dieſen Arten verkleiden wollet, ſo will ich euch dahin führen, und wenn die Ceremonie wird vollbracht ſeyn, ſo will ich euch von da an einen ſichern Ort bringen. Denn damit ihrs wiſſet, ſetzte der Mann hinzu, die Freunde der Frau Liſette, da ſie erfahren, daß ihr bey mir ſeyd, haben ſo viel Leute auf Schildwache geſtellet, daß es unmöglich iſt, daß ihr nicht in ihre Hände fallen ſoltet, wenn ihr euch nicht entſchlieſſet, das zu thun, was ich euch ſage. Die Furcht machte, daß ſich Bruder Albert zu der vorgeſchlagenen Verkleidung entſchloß. Der Mann beſtrich ihn alſo mit Honig, bedeckte ihn mit Pfläum-

federn

federn und ſetzte ihn in den Zuſtand, daß er einem Wilden ähnlich ſahe. Hierauf ließ er durch Trompeten-Schall bekannt machen, daß, wer den Engel Gabriel ſehen wolte, ſich nur auf den Sanct Marcus-Platz begeben dürfte. Er war kaum auf die Straſſe, da er ſeinen Wilden an einer Kette hielt, und vor ſich her gehen ließ, als er ſich mit einer Menge Menſchen umgeben ſahe, welche unter einander ſchrien, gleich als wenn es ein Wunder geweſen wäre. Da er auf den Sanct Marcus-Platze angekommen war, ſo machte er ſeinen Wilden an einem Pfeiler feſte, und ließ ihn viele Stunden lang, den Fliegen ausgeſetzt, ſtehen. Da er nun ſahe, daß der Platz voller Leute war, ſo ſtellete er ſich, als wolte er ſeinen Wilden losmachen, und machte die Pflaumenfedern, welche er über dem Geſichte hatte, weg, und ſchrie aus vollem Halſe darzu, meine Herren, hier iſt der Engel Gabriel, welcher vom Himmel auf die Erde gekommen iſt, um die Venetianiſchen Damen des Nachts zu tröſten. Bruder Albert wurde ſo gleich erkannt, und es erhob ſich ein Geſchrey eine halbe viertel Stunde lang. Da war kein Schimpfwort, welches man ihm nicht ſagte, und ein jeder hielt ſich verpflichtet, ihm Koth ins Geſicht zu werfen. Als die Nachricht davon ins Cloſter gekommen war, ſo ſchickte man 6 Franciſcaner-Mönche aus, welche ihm ein Kleid brachten, und ins Cloſter, von einer Menge Menſchen begleitet, die beſtändig ſchrien, zurück führeten. Bruder Albert wurde ins Gefängniß geworfen, wo er, wie man ſagt,

kurze Zeit darnach vor Verdruß und Elend geſtorben iſt.

Hieronymus wird durch ſeine Freunde gezwungen, ſich von ſeiner Liebſte zu entfernen, und da er wieder kömmt, ſo findet er ſie verheyrathet. Er ſtellet es hierauf ſo an, daß er bey ihr ſchlafen kann, und da er von ihr nichts erhalten kann, ſo ſtirbt er vor Traurigkeit. Die Schöne kömmt zu ſeinem Begräbniß, und ſtirbt auf dem Körper ihres Liebſten.

Es iſt unrecht, die Natur zwingen zu wollen, und ſich der Neigung des Herzens zu widerſetzen. Wenn die Liebe ein Uebel iſt, ſo iſt ſie ein Uebel, welchem durch Rathſchläge nicht abgeholfen werden kann: Im Gegentheil, wenn man ſie auf einmal ausreuten

will, so sind die Mittel, welche man anwendet, schädlich, wie man aus dieser Historie sehen wird. Vor diesem war zu Florenz ein sehr reicher Kaufmann, Nahmens Leonhard Segnier, welcher mit seiner Frau nur einen einzigen Sohn, Hieronymus genannt, gezeuget hatte. Weil der Tod des Vaters gleich nach der Geburt des Sohnes erfolget, und die Familie in guten Umständen war, so ließ die Mutter dem Kinde Vormünder bestellen, welche auch ihr Amt nebst der Mutter mit gröster Treue verwalteten. Als das Kind anfieng groß zu werden, so spielete es oft mit einer Schneiders Tochter, Silvester genannt, welche fast in gleichem Alter war. Je grösser es wurde, je mehr Neigung es vor sie hatte, und aus dieser Neigung wurde endlich Liebe. Sie liebten einander mit gleichem Eyfer, und ihr süssestes Vergnügen bestund darinne, einander wechselsweise zu besuchen. Als des Hieronymus Mutter diese Neigung wahrgenommen, so schalt sie ihn oft deswegen: Da sie aber sahe, daß er immer seinen Gang fortging, und betrachtete, daß eine solche Verbindung dem Glücke ihres Sohnes schädlich seyn könnte, so sprach sie deswegen mit seinen Vormündern, und stellete ihnen vor, daß der Mündel, da er schon sein vierzehendes Jahr erreichet, dieses Mädchen so sehr liebte, daß sie nicht zweifele, er werde sie einsten heyrathen, wenn man nicht in Zeiten vorzubauen suchte. Man glaubte, daß die Abwesenheit ihn von einer Neigung, welche man als eine Würkung der Kindheit ansahe, heilen würde. Derowegen beschloß man, ihn nach Paris zu schicken. Man stellete ihm vor, daß, da er

schon

schon groß wäre, er wohl thun würde, wenn er sich seiner Sachen selbst annähme, und dieserwegen müste er nach Paris gehen, wo der gröste Theil seiner Güter wäre: Daß diese grosse Stadt eine vortrefliche Schule vor die Jugend sey, und wenn er sich durch den Umgang mit ehrbaren Leuten, deren eine grosse Menge daselbst wären, geschickter gemacht hätte, so könnte er wieder zurück kommen. Der junge Mensch hörete sie mit vieler Aufmerksamkeit an, und antwortete ihnen sogleich darauf, daß er alles dieses zu Florenz auch thun könnte, und daß er nicht nach Paris gehen würde. Die Mutter beklagte sich mit Ungestüm über seinen Ungehorsam, und war nicht so böse, daß er nicht nach Paris gehen wollte, als über die Halsstarrigkeit, welche er bezeugte, dieses Mädchen lieben zu wollen. Da sie aber sahe, daß sie ihn durch Zorn nur mehr aufbrachte, so ergriff sie das Mittel der Schmeicheley, und brachte es durch ihre Liebkosungen so weit, daß er einwilligte, nach Paris zu gehen, und ein Jahr daselbst zu verbleiben, jedoch mit dem Versprechen, ihn, wenn diese Zeit verflossen, zurück kommen zu lassen: Man hielt ihm aber nicht Wort, denn man ließ ihn zwey Jahr daselbst. Bey seiner Wiederkunft fand er seine Liebste verheyrathet, und war deßwegen ausserordentlich betrübt; Denn die Abwesenheit hatte seine Liebe verdoppelt. Das Uebel war unheilbar, und er muste Gedult haben. Er erfuhr, wo sie wohnete, und weil er glaubte, daß sie noch eben die Gesinnungen vor ihn, als er vor sie, hegete, so ging er oft vor ihrem Hause vorbey; er muste aber mit Verdruß wahrnehmen, daß sie ihn gänzlich ver-

gessen hatte. Er unterließ nichts, den Platz in ihrem Herzen wieder zu gewinnen, welchen er verlohren hatte. Da er aber endlich sahe, daß ihm alles das, was er thäte, nichts helfen würde, so beschloß er, mit ihr zu reden, und sollte es ihm das Leben kosten. Da er nun Leute gefunden, welche ihm die Gelegenheit des Hauses sagten, so ging er eines Abends, da sie und ihr Mann bey einem Nachbar zu wachen ausgegangen waren, hinein, und versteckte sich hinter die Vorhänge eines Feld-Bettes. Als der Mann eingeschlafen war, so ging er zur Sylvester, und da er ihr die Hand auf die Brust geleget hatte, so fragte er sie leise, ob sie schliefe. Die Schöne, welche noch nicht schlief, wollte Lärm machen; der Cavalier aber machte ihr wieder Muth, indem er ihr sagte, daß er ihr lieber Hieronymus wäre. Was waget ihr, sagte Sylvester ganz erschrocken zu ihm? Ich beschwöre euch, machet euch fort. Wir können einander anjetzo nicht mehr lieben, wie zuvor. Ich bin, wie ihr sehet, verheyrathet, und der Wohlstand verbiethet mir, an keinen andern, als an meinen Mann zu gedenken. Gehet also nur fort, ich bitte euch recht sehr, wenn mein Mann aufwachet, so wird er euch übel begegnen, und ihr werdet vielleicht Ursache seyn, daß wir übel mit einander leben, welches bis hierher noch nicht geschehen ist. Dieses Gespräch war vor den Hieronymus ausserordentlich betrübt. Er mochte seiner Liebste ihre vorige Freundschaft noch so gut vorstellen, so konnte er doch nichts von ihr, weder durch Bitten, noch Versprechen erhalten. Weil er in Verzweifelung war, daß sie in ihrer Pflicht so standhaft verblieb, so

bath er ſie um die einzige Wohlgewogenheit, ihm zu erlauben, daß er ſich neben ihr legen möchte, um ſich ein wenig wieder zu erwärmen, indem er ihr die gräuliche Kälte vorſtellete, welche er, da er auf ſie gewartet, erlitten hätte. Die Schöne erlaubte ihm Mitleidens voll dieſe kleine Gnade, mit der Bedingung, daß er ſie nicht anrühren, und nicht mit ihr reden ſollte. Er genoß aber dieſer kleinen Gunſt nicht lange; denn weil er unter ſeinem Schmerz erliegen muſte, ſo ſtarb er augenblicklich darauf, ohne ein einziges Wort zu ſagen. Die Schöne wunderte ſich über ſein ruhiges Bezeigen, und da ſie ſahe, daß er nicht vom Weggehen redete, ſo bath ſie ihn, es zu thun. Da ſie aber keine Antwort erhielt, ſo glaubte ſie, daß er eingeſchlafen wäre. Da ſie ihn aufwecken wollte, und ſo kalt als Eis fand, ſo war ſie ſehr beſtürzt, zumahl da ſie merkte, daß er todt wäre. Weil ſie nun nicht wuſte, wie ſie ſich aus einem ſo ſchlimmen Handel ziehen ſollte, ſo hielt ſie vor nöthig, ihren Mann deswegen um Rath zu fragen, als wenn es einer andern begegnet wäre: Und da ſie ihm die Sache unter einem andern Namen erzählet hatte, ſo fragte ſie ihn, was ſie wohl thun ſollte, wenn ihr dergleichen begegnete. Der Mann antwortete, daß man den Todten ohne Lärm vor das Haus tragen müſte, ohne auf ſeine Frau böſe zu ſeyn, welche ſeiner Meynung nach gar nicht Unrecht hätte. Dieſes müſſen wir alſo thun, erwiederte die Frau, und nahm ſeine Hand und legte ſie auf den Todten. Der Mann ſtund ganz verdrüßlich auf, ohne ſeiner Frau ein einziges Wort zu ſagen, machte ein Licht an, und trug

den Körper dahin, wo er gesagt hatte. Die Mutter machte über den Tod ihres Sohnes einen grossen Lärm, und weil man an ihm weder Schlag noch Wunde fand, so ließ man ihn durch Medicos besichtigen, welche sagten, daß er vor Kummer gestorben wäre. Da der Begräbniß-Tag gekommen war, so begleiteten die Mutter viele Freundinnen und Nachbarinnen mit dem Körper weinend und heulend, wie gewöhnlich, in die Kirche. Unterdessen, als die Verwandten und Freunde des Hieronymus sein unglückliches Schicksaal beweineten, so wollte der Mann der Silvester wissen, ob man auch einen Verdacht auf ihn hätte, und sagte zu seiner Frau, daß sie sich in eine Kappe verhüllen und unter die Weiber von der Begleitung schleichen sollte, um zu hören, was man sagte, und er wollte es bey den Männern auch so machen. Silvester, welche sich ein wenig zu späte Mitleiden zu haben einfallen ließ, nahm ihre Kappe, und ging denjenigen todt zu sagen, welchem sie, da er noch lebte, auch nicht einmahl einen Kuß hatte geben wollen.

Wie schwer ist es nicht, die Macht der Liebe zu ergründen. Hieronymus hatte in seiner gröſten Glückseligkeit das Herz der Schönen nicht rühren können, und dieses Herz konnte sich nicht halten, da es den Hieronymus in seinem Elende sahe. Ein so traurig er Anblick entzündete auf einmahl die Flamme ihrer Liebe wieder. Sie hatte den Körper kaum wahrgenommen, als sie sich durch den Hauffen drang, bis zu ihm gieng, und sich über ihn her warf. Sie hatte nicht Zeit, lange zu weinen, denn sie hatte ihn kaum

küsset,

geküſſet, als ſie der Schmerz, welcher ihren Liebſten erſticket hatte, gleichfalls erſtickte. Die andern Weiber fingen an ſie zu tröſten, und ſie, ohne ſie zu kennen, zurück zu ziehen: Da ſie ſie aber, die eine bey dem einen, und die andere bey dem andern Arme ergriffen hatten, ſo fanden ſie, daß ſie todt war, und da ſie ſie im Geſichte beſehen hatten, ſo ſahen ſie, daß es Silveſter war. Dieſe doppelte traurige Scene rührete alle Weiber auſſerordentlich, und machte, daß ſie von neuem an zu weinen fingen. Die Neuigkeit dieſes zweiten Zufalls breitete ſich aus, und kam bis zum Manne, welcher deßwegen vor Schmerz dermaſſen auſſer ſich war, daß er niemals von jemanden einigen Troſt annehmen wollte. Und weil ihm ſeine allzugroſſe Traurigkeit den ordentlichen Gebrauch ſeiner Vernunft benahm, ſo erzählete er, was ſeiner Frau und dem Hieronymus die vorige Nacht begegnet wäre, ſo daß ein jeder ſogleich begreiffen konnte, daß dieſes die Urſache ihres Todes ſey. Ein jeder beweinete ihr trauriges Schickſal, und als man die Silveſter ſo, wie man die Todten zu kleiden gewohnt iſt, angekleidet, und die ordentlichen Ceremonien beobachtet hatte, ſo begrub man ſie in eben das Grab: Der Tod machte alſo aus dieſen zwey Liebenden das, was die Liebe bey ihrem Leben nicht hatte zuwege bringen können.

Litio de Valbone überrumpelt den Richard Menard, da er bey ſeiner Tochter ſchlief, und macht, daß er ſie heyrathen muß.

Litio de Valbone, ein Edelmann aus Romanien, zeugete mit ſeiner Frau Jaquemine, da ſie ſchon viele Jahre im Eheſtande gelebet hatten, eine Tochter, welche eine von den liebenswürdigſten Perſonen des Landes wurde, weil ſie mit dem Alter auch an Schönheit zunahm. Und da es die einzige Tochter war, ſo liebten ſie ihre Eltern gar ſehr, und gaben fleißig auf ſie Acht, in der Hoffnung, eines Tages eine vortheilhafte Heyrath vor ſie zu treffen. Ein jun-

ger

ger wohlgewachsener und ansehnlicher Cavalier, Nahmens Richard, aus dem Hause der Menards, ging oft zu dem Litio, und ward von ihm und seiner Frau eben so sehr geliebet, als wenn er ihr eigener Sohn gewesen wäre. Da nun Richard die Schöne, welche schon mannbar war, sahe, so verliebte er sich innigst in sie, that aber alles, was er konnte, seine Liebe zu verbergen. Wie nun das Frauenzimmer in Sachen von dieser Art durchdringend ist, so nahm die Schöne gar bald mit Vergnügen die Eroberung wahr, welche ihre Schönheit gemacht hatte, und war auf ihrer Seite wegen der Verdienste des Cavaliers nicht unempfindlich. Die Gelegenheit, welche er hatte, täglich mit ihr alleine zu reden, hatte ihn schon tausendmahl in Versuchung geführet, einige Worte von seiner Neigung gegen sie fahren zu lassen: Die Furcht aber, daß sie nicht wohl aufgenommen werden möchte, hatte ihn allezeit daran verhindert. Da er endlich müde war, sich nur durch die Augen auszudrücken, so beschloß er, eines Tages mit ihr davon zu reden, und verwunderte sich auf eine angenehme Art, als er vernahm, daß er vor sie nichts fühlete, was sie nicht vor ihm auch empfände. Nach alle dem, was sich in dergleichen Fällen artiges und zärtliches sagen läst, sagte Richard, daß es nur auf sie ankäme, beyderseits vergnügt zu seyn, und wenn sie die Mittel darzu suchen wollte, so würde sie selbige gar leicht finden. Die Schöne antwortete, daß sie nicht einsehen könnte, wie sie, da sie so genau beobachtet würde, Zeit haben könnten, einander ein Genüge zu leisten; wenn er aber ein Mittel finden könnte, so wäre sie bereit, in al-

les zu willigen, was ſie ohne Schande thun könnte. Als Richard ein wenig nachgedacht hatte, ſo erwiederte er, daß es am beſten wäre, wenn ſie ſich in die Gallerie, welche neben dem Garten wäre, bettete: da wollte er ſich bemühen, hinauf zu klettern, ob es ſchon ſehr hoch wäre. Die Schöne verſetzte wieder, wenn er ihr verſprechen könnte, hinauf zu klettern, ſo wäre ſie gewiß überzeugt, die Erlaubniß zu erhalten, ſich dahin betten zu dürfen. Den Morgen darauf beklagte ſich die Schöne bey ihrer Mutter, daß ſie die vorige Nacht vor groſſer Hitze nicht hätte ſchlafen können. Du ſcherzeſt, meine Tochter, daß du das ſageſt, antwortete die Mutter. Es iſt nichts weniger als heiß: Ihr müſſet es meinem Vater ſagen, erwiederte die Tochter, denn die jungen Leute ſind hitziger als die alten. Das iſt wahr, meine Tochter, fing die Mutter wieder an: Aber ich kann nicht die Hitze und Kälte nach meinem Gefallen einrichten. Man muß die Zeit nehmen, wie ſie kommt. Es wird die folgende Nacht vielleicht friſcher ſeyn, und du wirſt beſſer ſchlafen. Ich wünſche es, ſagte die Schöne: es iſt aber nicht gewöhnlich, daß die Nächte friſcher, je weiter man in den Sommer kömmt, werden. Was willſt du denn, fuhr die Mutter fort? Daß mein Vater und ihr mir die Erlaubniß gebet, ein Bette auf die Gallerie des Gartens aufſchlagen zu laſſen. Der Ort iſt friſch, und ich werde das Vergnügen haben, die Nachtigallen ſchlagen zu hören, es wird da viel beſſer ſeyn, als in unſerer Kammer. Die Mutter verſprach, mit ihrem Vater davon zu reden, welches ſie auch dieſen Abend noch that. Litio, welcher

cher alt und wunderlich war, antwortete seiner Frau: Eure Tochter will also bey dem Schlage der Nachtigallen schlafen? Ich will machen, daß sie bey der Heuschrecken ihrem Zischen schlafen soll. Als die Schöne diese Antwort gehöret hatte, so schlief sie die folgende Nacht nicht: Es war aber nicht so wohl die Hitze, als der Verdruß, welcher sie daran verhinderte. Sie rächete sich deswegen an ihrer Mutter, und beklagte sich so oft bey ihr über die Hitze, daß sie kein Auge zuthun konnte. Die gute Frau war kaum aufgestanden, als sie zu ihrem Manne gieng, und zu ihm sagte: Ihr machet euch auch gar nichts aus diesem Mädgen. Was verschlägt es euch, wo sie schlafe? Die Hitze hat sie die ganze Nacht in einer beständigen Bewegung erhalten. Es ist nur ein Kind, muß man sich denn also wundern, wenn sie sich ein Vergnügen machet, die Nachtigall schlagen zu hören? Machen es die Kinder nicht gemeiniglich so? Lasset mich mit der Nachtigall zufrieden, sagte der gute Mann mit einer verdrießlichen Miene, und lasset sie hinlegen, wo ihr wollet. Man ließ ihr also ein Bette auf die Gallerie schlagen, und weil sie hoffete die folgende Nacht daselbst zu schlafen, so machte sie, daß sie den Richard zu sehen bekam, und gab es ihm durch ein Zeichen, welches sie abgeredet hatten, zu verstehen. Da die Schöne zu Bette war, so schloß Lisio eine Thür, welche auf die Gallerie ging, zu, und legte sich auch zu Bette. Als Richard glaubte, daß alles schliefe, so stieg er mit einer Leiter auf die Mauer, von dieser Mauer kletterte er mit vieler Mühe und Gefahr auf eine andere, endlich kam er auf die Gallerie, wo ihn

die

die Schöne, welche noch nicht ſchlief, auf die beſte Art von der Welt empfing. Sie brachten die Nacht ſehr vergnügt zu, und lieſſen verſchiedenemahl die Nachtigall ſchlagen. Weil nun die Nächte im Sommer kurz ſind, und die Verliebten die Zeit wohl angewendet hatten, ſo ſchlieffen ſie gegen Anbruch des Tages entweder vor Hitze oder Müdigkeit ein. Sie lagen ganz nackend auf dem Bette; die Schöne umfaſſete ihren Liebſten mit beyden Armen und hatte mit einer Hand das männliche Glied umfaſſet. Als Litio aufgeſtanden war, und ſich erinnerte, daß ſeine Tochter in der Gallerie geſchlafen hätte, ſo machte er ganz ſachte die Thüre auf, und ſagte bey ſich ſelbſt: Ich muß doch ſehen, wie die Nachtigall die Catharine, (ſo nennete ſich die Schöne) hat ſchlafen laſſen. Als er aber die Vorhänge aufgezogen und die Verliebten in dieſer Lage geſehen hatte, ſo gieng er wieder heraus, rufte ſeine Frau, und ſagte zu ihr: Eure Tochter ſehnete ſich nach der Nachtigall. Sie hat es ſo gut angeſtellet, daß ſie ſolche gar gefangen hat. Kommet, und ſehet, wie ſie ſie hält. Und indem er dieſes ſagte, ſo führete er ſie in die Gallerie, und ließ ihr ihre Tochter ſehen, wie ſie die Nachtigalle hielte, welche ſchlagen zu hören ſie ſo viel Luſt bezeuget hatte. Die Frau Jaquemine, welche dergleichen von dem Richard nicht erwartete, fand ſich ſtark beleidiget, wollte Lärm machen, und ihn ſchelten, ihr Mann aber verhinderte ſolches, und ſagte zu ihr: Nehmet euch in acht, daß ihr keine ſolche Dumheit begehet. Sie hat es haben wollen, ſie ſoll ihn auch haben. Er iſt ein Edelmann, und reich, die Parthey iſt vortheil-

haft

haft genug. Richard ſoll nicht leicht hier wegkommen, wenn er Catharinen nicht heyrathet, und darauf wird ſich weiſen, daß er die Nachtigall in ſeinen eigenen Bauer geſtecket hat. Die Frau Jaquemine gab ſich zufrieden, da ſie ſahe, daß ihr Mann ſo billig war; und dieſes um ſo viel mehr, da ſie betrachtete, daß ihre Tochter eine gute Nacht gehabt, daß ſie noch ſehr gut ſchlief, und daß ſie die Nachtigall gar gefangen hätte. Als nun Richard endlich aufgewachet war, ſo wurde er ſehr beſtürzt, daß es heller Tag war. Was wollen wir anfangen, ſagte er zu der Schöne. Der Tag hat uns überfallen. Da Litio dieſes hörete, und die Vorhänge auf einmahl aufzog, ſo ſagte er zu ihm, wir wollen es wohl machen. Richard hielt ſich vor verlohren, und bath alſobald um Pardon, und um das Leben. Ich habe euch beleidiget und verdiene alle eure Rache. Das verdiente ich nicht, antwortete Litio. Ich liebte euch, und hatte viel Vertrauen auf euch geſetzet. aber ihr bezeuget euch dieſem nicht allzugemäß. Allein weil ihr aus einer Jugend-Hitze dieſen Fehler begangen habt, ſo ſtehet es bey euch, euer Leben zu retten, und die Schande, womit ihr meine Ehre beflecket habt, zuzudecken: Ihr müſſet Catharinen den Augenblick heyrathen. Wo nicht, ſo dörfet ihr eure Seele nur Gott befehlen. Während daß dieſes geredet wurde, ſo deckte ſich die Schöne zu, ließ die Nachtigall fahren, fing vor Schaam an zu weinen, und bath ihren Vater, Richarden zu vergeben, und Richarden, daß er das, was ihr Vater verlangte, thun ſollte. Die Beſtürzung, worinne er über dieſen Fehler war, die Begierde,

gierde, ihn zu verbessern, die Furcht zu sterben, vornehmlich aber die Liebe, welche er zu der Schönen hatte, machten, daß sich Richard nicht lange besann, und sie zu heyrathen versprach. Litio nahm einen Ring von seiner Frau, und der Cavalier heyrathete die Schöne auf der Stelle: Da dieses geschehen war, so giengen der Vater und die Mutter weg und liessen die Verliebten ausruhen, welches sie ihnen nöthig zu seyn glaubten. Richard, und die Schöne, blieben noch lange im Bette, als Eheleute aber thaten sie das nicht, was sie als Liebesleute gethan hatten, ich will sagen, sie verfuhren nicht so geschwinde, wie zuvor. Einige Tage hernach wurde die Hochzeit ordentlich gehalten, und die Verwandten wurden alle darzu gebeten: Die Pracht war dabey groß, und alles dieses geschahe bey Richarden, woselbst die Gäste nicht weniger über die Bewirthung, als die Eheleute über die Heyrath vergnügt waren.

Kern der lustigen und scherzhaften Erzählungen des Bocaz

aus dem Italiänischen übersetzt mit Kupfern.

Zweyter Theil.

Ein Koch, der seinen Herren erzürnet hatte, machte ihn wieder zu lachen, und entgieng dadurch der Strafe, womit er bedrohet wurde.

Der Herr Conrad von Florenz ist jederzeit ein Mann gewesen, der viel aufgehen ließ, der freygebig war, und der die Hunde und Vögel sehr liebte, ohne von seinen übrigen Tugenden etwas zu sagen. Als er nun eines Tages einen Kranich, welcher sehr jung und fett war, gefangen hatte, so schickte er solchen seinem Koch, welcher Quinquibio hieß,

hieß, und von Geburth ein Venetianer war, und ließ ihm zugleich sagen, daß er ihr auf den Abend braten sollte. Der Koch, welcher ein Narr zu seyn schien, und es auch wirklich war, steckte den Kranich ans Spieß und ließ ihn braten. Er war fast gar, und gab einen lieblichen Geruch von sich, als eine Frau aus der Nachbarschaft, die Brunette hieß, und worein der Koch sterblich verliebt war, in die Küche trat, und den Koch gar inständig um eine Keule von dem Kranich bath, der sie aber auslachte und zu ihr sagte: daß sie nichts davon bekommen würde. Wenn ihr mir die Keule nicht gebet, antwortete Brunette, so denket nicht, daß ihr jemals etwas von mir erlangen werdet. Da sie nun einander allerhand harte Reden gegeben, und Quinquibio seine Liebste doch nicht böse machen wollte, so schnitt er die Keule ab, und gab sie ihr. Herr Conrad hatte Gesellschaft mitgebracht, und wunderte sich sehr, als der Kranich aufgetragen wurde, daß er nur eine Keule sahe. Er ließ den Koch ruffen, und fragte ihn, wo die andere Keule hingekommen wäre. Mein Herr, antwortete der Koch, die Kraniche haben nur ein Bein und eine Keule. Was! du Tölpel! versetzte Herr Conrad, ist das der erste Kranich, den ich sehe? Der Koch aber behauptete beständig, daß das, was er sage, wahr sey, und erboth sich, solches durch einen lebendigen Kranich zu beweisen. Herr Conrad wollte wegen der Gesellschaft kein gröss ser Lärmen anfangen, und antwortete ihm blos: Weil du das, was du sagest, so gewis weist, so

wollen wir sehen, ob du Hundsfutt mir morgen das wirst zeigen können, was noch niemand gesehen hat: Wirst du es aber nicht im Stande seyn, so sollst du lange Zeit an deine Dummheit gedenken. Den Morgen darauf ließ der Herr Conrad, dessen Zorn durch den Schlaf nicht vergangen war, zwey Pferde satteln, eines vor sich, und das andere vor den Quinquibio, und ritten mit Anbruch des Tages an einen Fluß, an dessen Ufer zu dieser Zeit gemeiniglich Kraniche sassen. Quinquibio war sehr erschrocken, und wuste nicht, wie er es anfangen sollte, sich zu entschuldigen. Er hätte gern die Flucht genommen, wenn er getrauet hätte: Aber er fürchtete sich, weil er nicht allzuwohl beritten war. Alle Vögel, zur rechten und zur linken schienen ihm Kraniche mit zwey Beinen zu seyn. Als er nun an den Fluß kam, so sahe er deren ein Dutzend auf einem Beine stehen, wie sie gemeiniglich thun, wenn sie schlafen. Er zeigete sie alsobald seinem Herrn, und sagte zu ihm, glauben sie nun, daß ich gestern Abend wahr geredet. Sehen sie doch, ob diese Kraniche mehr als eine Keule haben. Ich will dir gleich zeigen, versetzte Herr Conrad, daß sie deren zwey haben, und da er ein wenig näher gekommen war, so schrie er Ho, Ho. Auf dieses Geschrey thaten die Kraniche das andere Bein herunter und flogen davon. Nu, du Schlingel, sagte Herr Conrad hierauf, haben die Kraniche nicht zwey Beine? Aber, mein Herr, versetzte Quinquibio, sie schrien doch zu dem gestern Abend

nicht

nicht Ho Ho; Denn wenn sie dieses gethan hätten, so würde er gleich wie diese, auch das andere Bein und die andere Keule herunter gethan haben. Diese Einfalt stillete den Zorn des Herrn Conrads, der sich des Lachens nicht enthalten konnte, und sagte zu ihm, du hast recht. Geh hin, ich will dir es deiner Erfindung wegen verzeihen, aber komm mir nicht mehr.

56490

Tofan verſchloß einsmahls in der Nacht ſeiner Frau die Haus-Thür, ohne daß ſie ihn weder durch Bitten noch durch Flehen bewegen konnte, ſolche aufzumachen. Sie that, als wollte ſie ſich in den Brunnen ſtürzen, warf aber nur einen groſſen Stein hinein. Als Tofan dieſes hörete, ſo lief er hinzu und ließ die Thür offen. Die Frau ging hinein, ſperrete ihren Mann heraus, und warf ihm tauſend Schimpfreden an Hals.

Vor dieſem war zu Arezzo ein reicher Mann, Nahmens Tofan, welcher ein ſchönes junges Mädchen, die Gitte hieß, geheyrathet hatte. Er war

kaum

kaum verheyrathet, ſo wurde er der eyferſüchtigſte Mann von der Welt. Die Schöne merkte es, und war ſehr mißvergnügt darüber. Sie fragte ihn vielmahls, weswegen er eyferſüchtig ſey, ſie erhielt aber niemals eine andere Antwort, als die übeln Urſachen, welche man in dergleichen Fällen anzuführen pfleget. Seine Eyferſucht ging endlich ſo weit, daß ſie beſchloß, ihn von einem Uebel, welches er im voraus ohne Grund glaubte, zu befreyen. Sie glaubte, daß ein artiger Menſch aus ihrer Nachbarſchaft in ſie verliebt ſey, und fand ein Mittel, ihm wiſſen zu laſſen, daß ſie ihm nicht abgeneigt ſey. Sie brachte auch in kurzer Zeit die Sachen dahin, daß ſie nichts als einen günſtigen Augenblick zu Ausführung ihres Vorhabens erwartete. Unter andern Fehlern ihres Mannes nahm ſie wahr, daß er den Trunk liebete: Hierinne gab ſie ihm nicht nur Beyfall, ſondern nöthigte ihn auch ſelbſt zuerſt zum Trunke. Er gewöhnete ſich auch ſo daran, daß ſie ihn trunken machte, wenn es ihr gefiel, und wenn er trunken war, ſo legte ſie ihn ins Bette. Dieſe Zeit machte ſie ſich zu Nutze, ſolche bey ihrem Galan zuzubringen; und dieſes that ſie mit ſo viel Verwegenheit, daß ſie ihn nicht allein zu ſich in ihr Haus kommen ließ, ſondern auch oftmahls zu ihm in ſein Haus ging, wo ſie den gröſten Theil der Nacht mit ihm zubrachte. Als der Mann merkete, daß ſie niemahls trank, wenn ſie ihn zum Trunk nöthigte, ſo ſchöpfete er einigen Argwohn und vermuthete das, was auch würklich wahr war. Um ſich nun davon zu überzeugen, ſo brachte er die meiſte Zeit eines Tages in der Stadt zu, ohne einen Tropfen zu trinken, und begab ſich des Abends tau-

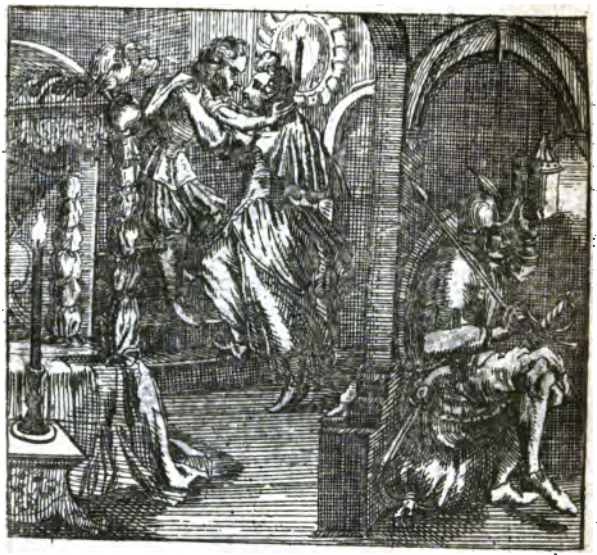
melnd und torkelnd nach Hauſe, gleich als wenn er der trunkenſte Menſch von der Welt geweſen wäre. Da ihn ſeine Frau in dieſem Zuſtande ſahe, ſo glaubte ſie, daß es nicht nöthig ſey, ihn weiter zum Trunke zu nöthigen, ſondern ſchaffte ihn augenblicklich zu Bette. Er war kaum hinein, und dem Anſehen nach eingeſchlafen, ſo ging ſie zu ihrem Liebſten, und blieb bis um Mitternacht bey ihm. Ein wenig hernach ſtund Tofan auf, verſchloß die Thür inwendig wohl, und blieb am Fenſter ſtehen, ſeine Frau zurückkommen zu ſehen, und ihr zu zeigen, daß er nicht ſo einfältig wäre, als ſie wohl glaubte. Hier muſte er lange genug warten, endlich aber kam ſie, und da ſie die Thür zugeſchloſſen fand, ſo war ſie grauſam verdrüßlich darüber. Sie wendete alle mögliche Mühe an, ſolche mit Gewalt aufzumachen, ſie konnte es aber niemahls dahin bringen. Ihr Mann ließ ſie einige Zeit da ſtehen, und ſagte endlich zu ihr: Die Zeit iſt alle verlohren: Du ſollſt gewis nicht herein kommen: Geh hin, wo du hergekommen biſt. Du ſollſt niemals einen Fuß wieder in mein Haus ſetzen, ehe ich dir nicht in Gegenwart deiner Freunde und unſerer Nachbarn die Schande angethan habe, die du verdieneſt. Die Schöne bath, er möchte ihr aufmachen, und verſicherte ihn, daß ſie gar nicht da geweſen wäre, wo er vielleicht dächte, und daß ſie ſich genöthiget geſehen hätte, bey ihren Nachbarinnen Geſellſchaft zu ſuchen, da ſie ſelbſt keine hätte, und die Nächte lang wären. Allein, all ihr Bitten half ihr nichts, da ihr Mann beſchloſſen hatte, ihre gemeinſchaftliche Schande zu offenbahren. Weil nun bitten nicht helfen wollte,

te, so fieng sie an zu drohen, und sagte zu ihm, daß wenn er ihr nicht aufmachte, sie ihn ins Unglück stürzen wollte. Und was kannst du mir denn thun, antwortete der Mann? Ehe ich die Schande, welche du mir ohne Ursach anthun willst, leide, sagte sie wieder, so will ich mich in diesen Brunnen stürzen. Und weil du mit Recht vor einen Trunkenbold von Profeßion gehalten wirst, so wird ein jeder glauben, daß du mich hinein gestürzet hast, und hierauf wird man dich als einen Mörder umbringen, wenn du anders nicht die Flucht ergreifest. Diese Drohung fruchtete aber eben so wenig als ihr Bitten. Gott vergebe dirs, sagte die Schöne. Ich muß doch sehen, ob du dich dabey wohl befindest, daß du mich in Verzweifelung gebracht hast. Es war eine sehr dunkle Nacht und da die Schöne auf den Brunnen zugegangen war, so nahm sie einen grossen Stein und warf ihn hinein, da sie zuvor ganz laut geschrien hatte: Mein Gott, vergieb mir meine Sünde. Als Tofan das Geräusche hörete, welches der Stein im Fallen machte, so zweifelte er nicht mehr, daß sich seine Frau in den Brunnen gestürzet hatte. Er fing an sich zu fürchten, ging, ohne die Thür wieder zu verschliessen, aus dem Hause, und wollte sehen, ob er sie nicht zappeln hörete. Die Schöne, welche sich bey der Thür versteckt hatte, ging, sobald er heraus war, hinein, schloß die Thür zu, trat ans Fenster, wo ihr Mann zuvor gestanden hatte, und sagte zu ihm: sie wollte ihm nunmehro seine Schande recht offenbaren.

Als Tofan seine Frau hörete, so sahe er wohl, daß er zum Narren gemacht war, ging an die Thür zurücke, welche er verschlossen fand, und fing nunmehro auch an zu bitten, daß man ihm aufmachen solle. Die Schöne redete nicht mehr als eine Bittende, sondern sagte zu ihm: Du Naßlappen du, du sollst nicht hereinkommen. Ich bin deines unordentlichen Lebens müde. Ein jeder soll deine schöne Lebens-Art, und zu was für einer Stunde du heimkommst, erfahren. Tofan war ganz ausser sich, daß er der Narre und das Opfer seiner Frauen Bosheit seyn sollte, fing an zu schreyen und sie zu schimpfen. Da die Nachbarn diesen Lärm höreten, so kamen sie ans Fenster, und fragten nach der Ursache dieses Lärms. Der Böswicht ist es, antwortete die Schöne weinend, der sich alle Nächte vollsäufft. Es ist schon lange Zeit, daß ich dieses unordentliche Leben ausstehen muß, und ich habe ihn einmahl heraus sperren wollen, um ihn zu beschämen und dadurch zu nöthigen, ins künftige ordentlicher zu leben. Tofan hingegen erzählete, wie die Sache wirklich war, und drohete ihr entsetzlich. Sehet doch einmahl, was das vor eine Unverschämtheit ist, sagte sie zu ihren Nachbarn: Ein jeder siehet, daß er draussen ist, und er begehet noch die Verwegenheit, dasjenige zu läugnen, was ich sage. Daraus könnet ihr von seiner Weisheit und von seinem Verstande urtheilen. Er hat das gethan, wessen er mich beschuldiget, und hat einen grossen Stein in den Brunnen geworfen, weil er meynete, mir dadurch eine Furcht einzujagen. Ich wollte wünschen, er hätte sich wirklich hineingestürzet: Weil nun die

Nach-

Nachbarn ſahen, daß alle Anzeigen wider den Tofan waren, ſo fingen ſie an, ihn zu ſchelten und zu ſchimpfen, daß er von ſeiner Frau ſo übel ſpräche. Der Lärm wurde ſo groß, und kam ſo geſchwinde von einem Nachbar zum andern, daß ihn endlich auch die Verwandten der Schönen höreten. Sie lieffen zu, und da ſie ſich nach der Wahrheit der Sache erkundiget hatten, ſo nahmen ſie den Tofan beym Leibe, und prügelten ihn ſo derb ab, daß ſie ihn faſt todt ſchlugen. Nach dieſer ſchönen Verrichtung lieſſen ſie die Thür aufmachen, nahmen der Schönen ihre Sachen zuſammen, und einer von ihnen nahm ſie mit ſich nach Hauſe. Tofan blieb einige Tage, entweder aus Verdruß oder wegen der Schläge, die er bekommen hatte, im Bette liegen, und merkete, aber ein wenig zu ſpäte, daß ihn ſeine Eyferſucht zu dieſer Thorheit verleitet hätte. Weil er nun übrigens ſeine Frau ſehr lieb hatte, ſo brachte er ſie durch Vermittelung einiger guten Freunde wieder zu ſich. Er verſprach ihr, nicht mehr eyferſüchtig zu ſeyn, und erlaubte ihr, daß ſie machen könnte, was ſie wollte, jedoch mit der Bedingung, daß ſie es nur heimlich; und mit ſo viel Vorſicht thun ſollte, daß er nichts davon erführe. Alſo war Tofan ein vollkommener Narre, und machte nach erlittenen Schaden Friede.



Ein Eyersüchtiger, welcher sich in einen Priester verkleidet hatte, hörete seiner Frau Beichte, diese machte ihm weiß, daß sie einen Priester liebte. Der Mann stund des Nachts Schildwache um den Priester zu ertappen, unterdessen ließ die Schöne ihren Liebsten durch das Dach des Hauses zu sich kommen, und betrog ihren Mann.

Ehemals war zu Rimini ein sehr reicher Kauffmann, dessen Frau jung und vollkommen schön war. Er wurde entsetzlich eyersüchtig über sie, ohne daß er die geringste Ursache dazu hatte, es sey denn, daß man sage, weil er sie sehr lieb hatte, sie vor voll-

kom-

kommen ſchön hielt, und ſahe, daß ſie ſich nur befleißigte ihm zu gefallen, er alſo glaubte, daß ſie ein jeder wie er liebe, daß ſie ein jeder mit ſeinen Augen anſähe, und daß ſie eben ſo viel Fleiß anwende, andern zu gefallen, als ihm ſelbſt. Welches in der That eine Urſach eines wenig verſtändigen Menſchen iſt. Er ließ ſie, ſo zu ſagen, nicht aus dem Geſichte, und ſie wurde eingeſchloſſener gehalten, als viele Gefangene, welche zum Tode verdammet ſind. Sie durfte weder auf eine Hochzeit noch auf ein Feſt in gehen, es war ihr nicht erlaubet, weder in die Kirche noch auf die Straſſe zu gehen, ja ſie hatte nicht einmahl die Freyheit, ans Fenſter zu treten. Ihr Zuſtand war mit einem Worte der allerunglückſeligſte von der Welt; und ſie war um ſo vielmehr ungeduldig darüber, weil ſie ſich nichts vorzuwerfen hatte. Weil ſie nun ſahe, daß ſie ohne Urſache geplaget wurde, ſo hielte ſie davor, daß es weder ſchlimmer noch beſſer werden würde, wenn ſie würklich Gelegenheit darzu gäbe. Sie fand ſogar eine Art von Troſt darinne. Da ſie aber die Freyheit zu wählen nicht hatte, weil ſie mit niemand umgehen konnte, und wuſte, daß in dem Hauſe neben an, ein junger wohlgeſtalter Menſch wohnete, ſo wünſchte ſie, daß in der Mauer ein Loch ſeyn möchte, da ſie ſo ofte durchſehen wollte, bis ſie den Cavalier etwa einmahl zu ſehen bekäme, da ſie ſich denn mit ihm beſprechen, und ihm ihr Herze ſchenken wollte, wenn er es anders verlangete, und hierauf wollte ſie Mittel ſuchen, einander näher zu ſprechen, um ihr unglückliches Leben alſo zuzubringen, bis etwa ihr Mann von ſeiner unſinnigen Leidenſchaft geheilet würde. Da ſie ſich die Abweſen-

heit

heit ihres Mannes zu Nutze machte, und bald da, bald dorthin sahe, so wurde sie endlich an einem ziemlich verlegenen Orte einer kleinen Oeffnung gewahr. Ob man nun schon Mühe hatte dasjenige zu unterscheiden, was auf der andern Seite war, so glaubte sie doch eine Magd zu sehen, und hatte eine grosse Freude darüber. Sie stellete ein vertrautes Mädgen dahin auf die Schild-Wache, welche ihres Unglücks wegen Mitleiden mit ihr hatte, und erfuhr, daß die Magd, welche sie glaubte gesehen zu haben, Philipp (dieses ist der Nahme des Cavaliers) selbst wäre, und daß er in dieser Kammer alleine schlief. Weil sie oft diese durch diese Oeffnung sahe, bald ein Stück Stein, bald ein Stück Kalk loß machte, so ward das Loch in kurzer Zeit ziemlich groß, so, daß sie den Cavalier ganz wohl unterscheiden konnte. Sie sahe ihn endlich eines Tages, und ließ so viel Schutt hinunter fallen, daß der Cavalier, als er die Augen aufhub, um zu sehen, was es sey, jemand reden hörete. Er gieng näher hinzu, und erkannte die Schöne, welche ihn ruffte, und da sie keine Zeit zu verliehren hatte, so eröfnete sie ihm sogleich die Hochachtung, welche sie vor ihn hatte. Der Cavalier war über einen so glücklichen Zufall erfreuet, und arbeitete auf seiner Seite, die Oeffnung zu vergrössern, welche auf beyden Seiten mit Tappeten bedecket wurde. In kurzem war das Loch so groß, daß man einander sehen, und die Hand reichen konnte; wegen der Wachsamkeit des Eyfersüchtigen aber, konnten sie weiter nichts thun. Weil nun das Weyhnachts-Fest nicht mehr weit war, so sagte die Schöne zu ihrem Manne, daß sie

ihre

ihre Andacht halten und beichten wollte. Wie kömmts, Frau, sagte hierauf der Mann, daß ihr beichten wollet? Was habt ihr denn vor Sünden begangen? Glaubet ihr denn, daß ich eine Heilige bin, antwortete die Schöne, und daß ich nicht eben so wohl, als andere sündige? Wenn ihr ein Priester wäret, so wollte ich bey euch beichten: Da ihr es aber nicht seyd, so müsset ihr geschehen lassen, daß ich euch meine Sünden nicht vertraue. Mehr brauchte es nicht, den Eyfersüchtigen in Unruhe zu setzen, und die Begierde bey ihm zu erwecken, zu wissen, was vor Sünden seine Frau begangen hätte. Er glaubte ein Mittel zu haben, dieses werkstellig machen zu können, und sagte zur Schönen, daß er ihr an ihrem Beichten nicht hinderlich seyn wollte: Er verlange aber, daß es in seiner Kapelle und bey seinem Kapellan, oder bey einem andern Priester, welchen ihr der Kapellan geben würde, geschehen müsse: jedoch mit der Bedingung, daß sie es des Morgens thun, und daß sie sogleich wieder nach Hause kommen sollte. Die Frau glaubte seinen Vorsatz errathen zu haben, also antwortete sie, ohne sich was merken zu lassen, daß sie es zufrieden wäre.

Da Weyhnachten gekommen war, so stund sie des Morgens auf, kleidete sich an, und ging in die Kapelle, wohin ihr Mann vor ihr gegangen war. Er hatte seinen Anschlag mit dem Kapellan schon abgeredet, und zog, sobald er dahin gekommen war, ein Mönchs-Kleid an, dessen Kappe ihm das halbe Gesichte bedeckte. Die Schöne war kaum in die Kirche, so fragte sie nach dem Priester, und sagte zu ihm,

daß

daß sie willens wäre zu beichten. Der Priester sagte, daß er ihre Beichte nicht hören könnte, daß er ihr aber sogleich einen Mönch schicken wollte, welcher sie anhören würde. Einen Augenblick darnach, sahe sie ihren Mann in dem vorbeschriebenen Anzuge kommen. Was vor Sorgfalt er auch angewendet hatte, sich zu verbergen, so erkannte sie ihn doch sogleich, und war erfreuet, ihren Eyfersüchtigen als einen Priester zu sehen, der, um nicht an der Sprache erkannt zu werden, kleine Steinigen ins Maul genommen hatte. Sie stellete sich, als wenn sie ihn vor einen wahren Mönch hielt, und setzte sich zu seinen Füssen nieder. Da die kleinen Sünden abgethan waren, so sagte sie ihm endlich, daß sie verheyrathet, und in einen Priester verliebt sey, welcher alle Nachte bey ihr schliefe. Die Begierde, welche der Eyfersüchtige hatte, mehr von der Sache zu erfahren, hielt ihn zurück, daß er nicht heraus platzte. Aber was? sagte der Beicht-Vater, schläft denn euer Mann nicht bey euch? Ja, mein ehrwürdiger Vater, antwortete die Bußfertige, er schläft bey mir. Wie kan denn alsо der Priester da schlafen, fing der Mönch wieder an? Ich weiß nicht, mein ehrwürdiger Vater, antwortete die Schöne, was der Priester vor ein Mann ist: Es ist keine Thür, welche sich nicht öffnet, so bald er sie nur anrühret. Er hat mir auch gesaget, daß er das Geheimniß besitze, meinen Mann durch einige Worte einzuschläfern: und wenn er eingeschlafen ist, so machet er die Thür auf, und leget sich zu mir. Ihr thut sehr übel, meine Frau, sagte der Mönch hierauf; Und wenn ihr mir folgen

wollet,

wollet, so thut es nicht mehr. Das kann ich nicht lassen, mein ehrwürdiger Vater, antwortete die Schöne. Ich liebe diesen Priester allzusehr. In diesem Fall, fing der Beichtvater wieder an, kann ich euch die Absolution nicht ertheilen. Das thut mir leid, sagte die Schöne wiederum, ich bin aber nicht hieher gekommen, zu lügen. Wenn ich es thun könnte, so wollte ich es euch herzlich gern versprechen. Ich bedaure, Madame, war des Beichtvaters Antwort, daß ihr euch auf diese Art selbst verdammet. Ich will Gott für euch bitten. Vielleicht wird euch mein Gebeth einiger massen nützlich seyn. Allen Falls will ich von Zeit zu Zeit einen Geistlichen zu euch schicken, um zu vernehmen, ob es euch was geholfen hat. Das thut um des Himmels Willen nicht, sagte die Schöne wieder. Mein Mann ist der eyfersüchtigste Mann von der Welt, und wenn er es merken sollte, so würde ihm die ganze Welt nicht aus dem Kopfe bringen, daß nicht etwas böses darhinter stecke. Bekümmert euch darum nicht, fuhr der Mönch fort, ich will es schon so anstellen, daß er niemahls davon reden wird. Wenn ihr dessen versichert seyd, sagte endlich die Schöne, so könnt ihr es machen, wie es euch gefällt. Da die Beichte vorbey, und die Pönitenz aufgeleget war, so stund die Schöne auf, Messe zu hören, und der Eyfersüchtige legte seine Priesters-Kleider wieder ab, hierauf ging er mit schwerem Herzen nach Hause, und brannte vor Ungedult, den Liebsten seiner Frau zu ertappen. Da die Schöne nach Hause kam, so merkte sie so gleich, daß ihr Mann Grillen im Kopfe hatte, ohnerachtet der Mühe, welche er sich gab, solche zu

verber-

verbergen. Weil er nun Willens war, die ganze Nacht Schildwache zu ſtehen, ſo ſagte er zu ſeiner Frau, daß er in die Stadt zum Eſſen ginge, und auch da ſchlafen würde, daß ſie die Thüren, vornehmlich aber ihre Kammer-Thüre, wohl zuſchlieſſen ſollte. Da die Schöne ſahe, daß die Sachen ſo gut gingen, ſo erſahe ſie ihre Zeit, ſtellete ſich ans Loch, und gab das gewöhnliche Zeichen, worauf der Cavalier, welcher horchte, alſobald kam. Sie erzählete ihm, was ſie gemacht, und was ihr der Mann geſagt hätte, und ſetzte hinzu, daß ſie überzeuget wäre, daß ihr Eyerſüchtiger nicht aus dem Hauſe gehen, ſondern die ganze Nacht Schildwache ſtehen würde. Wenn er nun ein Mittel finden könnte, auf das Dach zu ſteigen, ſo würde es lediglich auf ihn ankommen, ob er ſeinen Platz einnehmen wollte. Die Schöne ermangelte nicht, ihren Befehlen nach, die Thüren wohl zu verſchlieſſen, damit der Mann nicht hinein könnte, und da es Nacht worden war, ſo empfing die Schöne den Cavalier an einem geheimen Orte, welcher ein Mittel gefunden hatte, auf das Dach zu kommen, ſie redeten tauſendmahl von dem Vergnügen, einen Eyerſüchtigen zu betrügen, und da es Tag werden wollte, ſo kehrte der Cavalier durch eben den Weg wieder zurück, da er hergekommen war. Der Eyerſüchtige, welcher von Kopf bis auf die Füſſe gewaffnet war, wartete die ganze Nacht auf den Prieſter, und es war ſchon heller Tag, als er ſich von Hunger und Kälte erſtarret auf ein Bette warf. Gegen neun Uhr ſtund er auf, ging in das Zimmer ſeiner

ner Frau, that, als wenn er ſehr weit herkäme, und ſpeiſete mit ihr. Nach der Mahlzeit kam ein kleiner Knabe, welcher ſagte, daß er von dem Beichtvater der Schönen geſchickt wäre, und verlangte mit ihr zu ſprechen. Da die Schöne kam, ſo ſagte der kleine Knabe zu ihr, daß ihr Beichtvater ihn herſchickte, um zu vernehmen, ob der Menſch, wovon ſie ihm geſaget hätte, gekommen wäre. Er erhielt zur Antwort, daß er nicht gekommen ſey, und wenn er es ferner ſo machen wollte, ſo könnte ſie ihn leichte vergeſſen, ob ſie ſchon wenig Luſt darzu hatte. Der Eiferſüchtige fuhr mit ſeinem Wachen viele Nächte fort, deren ſich die Schöne zu Nutze machte, ſich mit ihrem Liebſten zu vergnügen. Der Mann wurde endlich ſo vielen unnützen Beſchwerlichkeiten müde, und fragte eines Tages ſeine Frau mit einem verdrüßlichen Geſichte, was ſie zu ihrem Beichtvater geſaget hätte. Die Schöne antwortete ihm, daß ſie nicht verbunden wäre, ihm ſolches zu ſagen. Ungetreue, ſagte er hierauf zu ihr mit einer Miene, welche die Verwirrung ſeines Herzens deutlich genug an den Tag legte, ich weiß es wider deinen Willen: Ich will aber übrigens wiſſen, was vor ein Prieſter bey dir ſchläfet, oder will dir die Kälte abſchneiden. Iſt es möglich, ſagte die Schöne lächelnd hierauf, daß ein kluger Mann ſich von einer Frau bey der Naſe herum führen laſſe? Die Eiferſucht iſt eine närriſche Leidenſchaft, und machet, daß viele Thorheiten begangen werden. Ich habe zu dem Beichtvater, nehmlich zu euch ſelbſt, geſagt, (denn glaubet nur nicht, daß ich euch verkannte,) daß ich einen Prieſter liebte. Das ſeyd ihr; dann ihr waret es dazumal, ohne daß ihr Urſache

darzu hattet. Ueberdieſes habe ich zu euch geſaget, daß, wenn dieſer Prieſter bey mir ſchlafen wollte, ihm keine einzige Thür verſchloſſen ſey. Braucht dieſes einer Erklärung? Sind euch die Thüren verſchloſſen, wenn ihr zu mir kommen wollet? der Prieſter ſchläfet beſtändig bey mir. Schlafet ihr denn nicht allezeit bey mir? Und wenn ihr nicht bey mir geſchlafen und euren Knaben zu mir geſchicket habt, habe ich da nicht geantwortet, daß der Prieſter nicht bey mir geſchlafen hätte? Dieſes iſt ein Räzel, das gewiß ſchwer zu errathen iſt. Nur ein Eiferſüchtiger, wie ihr ſeyd, iret ſich. Sparet die Mühe, Abweſenheiten vorzuwenden, und alle Nächte den Harniſch anzulegen: Lebet ſo, wie ihr vor dieſen thatet, ohne Argwohn und Eiferſucht, und ſtellet euch dem Gelächter derjenigen nicht blos, welche eure Thorheiten erfahren werden. Wenn ich mit euch ſo, wie es einem eingebildeten Eiferſüchtigen gehöret, umgehen wollte, ſo wollte ich es thun, und wenn ihr hundert Augen hättet, ohne daß ihr den geringſten Wind davon haben ſolltet. Da nun der Eiferſüchtige, welcher glaubte, das Geheimniß ſeiner Frau gewuſt zu haben, ſich zum Narren gemacht ſahe, ſo wuſte er nichts darauf zu antworten, dankete Gott, daß er ſich betrogen hatte, und hielt ſeine Frau vor ein Muſter der Weisheit und Tugend. Und wie er eiferſüchtig geworden war, ohne daß er Urſache darzu hatte, ſo war er es nicht mehr, da er würklich welche dazu hatte, und weil die Schöne hierdurch mehr Freyheit erhielt, ſo hatte ſie nicht mehr nöthig, ihren Liebſten durch das Dach zu ſich kommen zu laſſen: ſondern ſie ließ ihn mit wenig Vorſicht zur Thür herein, und beluſtigte ſich mit ihm ohne Verdruß und Unruhe.

Eine

Eine Schöne, welche ihren Liebſten bey ſich hatte, wurde von dem Lambert, welcher ſie gleichfalls liebte, zu gleicher Zeit beſuchet. Weil nun der Mann dazu kam, ſo ſchlug ſich Lambert mit dem Degen in der Fauſt durch, und mit dem andern ſtellete es die Schöne ſo an, daß ihn ihr Mann nach Hauſe begleitete.

Diejenigen, welche ſagen, daß die Liebe närriſch mache, ſind ſelber Narren. Im Gegentheil machet die Liebe diejenigen witzig, welche es nicht ſind. Vor dieſem war zu Florenz eine Schönheit, welche an einen Ritter von ſonderbaren Verdienſten verhey-

rathet wurde. Wie es sich nun oft zuträgt, daß man überdrüßig wird, immer einerley Brod zu essen, so verliebte sich die Schöne in einen jungen Menschen, Namens Lionnet, welchem weder Artigkeit noch Reichthum mangelte, ob er schon von nicht allzu hoher Geburt war. Dieser liebte die Schöne eben so sehr, als sie ihn liebte; da sie also beyde eines Sinnes waren, so währete es nicht lange, daß sie einander von ihrer beyderseitigen Liebe nicht sollten gute Proben gegeben haben. Lionnet war nicht der einzige Anbeter der Schönen. Einer, Nahmens Lambert, war auch sehr heftig in sie verliebt; weil er aber ein wunderlicher und närrischer Mensch war, so hatte sie sich nicht entschliessen können, ihn zu lieben. Nach vieler Mühe und Gesandschaften an sie, sein demüthigstes Bitten statt finden zu lassen, wurde er endlich müde, umsonst zu seufzen, und ließ der Schönen sagen, daß er sie öffentlich beschimpfen wollte, wenn sie sein Verlangen nicht erfüllen würde. Da sie die Person kannte, und gar nicht zweifelte, daß er das, was er sagte, nicht auch erfüllete, so nöthigte er sie dadurch, dasjenige aus Furcht zu thun, was sie niemals aus Liebe würde gethan haben. Madam Isabelle (dieses ist der Schönen Name) brachte nach ihrer Gewohnheit die schöne Jahreszeit auf dem Lande zu, woselbst sie ein sehr angenehmes Haus hatte. Sie war schon einige Tage daselbst gewesen, als ihr Mann einen Brief erhielt, welcher ihn nöthigte, eine weite Reise vorzunehmen. Als die Schöne sahe, daß sie allein war, so ließ sie dem Lionnet sagen, daß er kommen und ihr Gesellschaft leisten sollte. Ich lasse einen jeden selbst

urthei-

urtheilen, ob er lange wird verzögern haben, ſich dahin zu begeben. Da Lambert auch erfahren hätte, daß der Mann abweſend wär, ſo ſtieg er ohne Geſellſchaft zu Pferde, und wollte ſie beſuchen. Er pochte an: Es kam eine Magd, ihm aufzumachen, und ſie hatte kaum geſehen, daß es Lambert war, ſo lief ſie ſchon, ſolches ihrer Frau heimlich zu ſagen. Dieſes war nun ein verdrüßlicher Zufall vor die Schöne; weil ſie ihn aber fürchtete, ſo bath ſie den Lorinet, daß er ſich verbergen ſollte, bis jener wieder weggegangen wäre. Lorinet, welcher ſich nicht weniger fürchtete, als die Schöne, that dieſes herzlich gern. Hierauf machte man dem Lambert auf. Er ſtieg in dem Hofe ab, und band ſein Pferd an einen eiſernen Ring, welchen er in der Mauer fund, an. Die Schöne empfing ihn auf der Treppe mit einem freundlichen Geſichte, und fragte ihn um die Urſache ſeiner Reiſe. Lambert, nachdem er ſie umarmet hatte, antwortete ihr, daß er gekommen ſey, ihr Geſellſchaft zu leiſten, weil er erfahren, daß ihr Mann nicht zu Hauſe wäre. Sie dankete ihm und ließ ihn hinein gehen. So viel Mühe verdiente einige Vergeltung, und er war ein Menſch, der ſeine Rechte nicht gern verlohr. Die Ankunft des Mannes aber, welche man ſo bald nicht vermuthet, verderbte das ganze Spiel. Dieſe verdrüßliche Neuigkeit wurde ihnen durch die Magd hinterbracht, welche ſich ganz auſſer Athem gelauffen hatte, ihnen zu ſagen, daß der Herr ſchon im Hofe ſey. Die Schöne war ſehr bekümmert, da ſie zwey Mannsperſonen bey ſich hatte. Des Lamberts Pferd, welches im Hofe war

stehen geblieben, und welches, wie sie glaubte, ihr Mann gewiß gesehen hätte, verursachte ihr eine entsetzliche Unruhe. Gleichwohl weil die Liebe sinnreich ist, so fiel ihr auf einmal ein, sie auf eine kurzweilige Art beyde fort zu schaffen. Wenn ihr mich liebet, sagte sie zum Lambert, und mein Leben erhalten wollet, so ziehet den Degen, gehet die Treppe mit einem grimmigen Gesichte hinunter, steiget geschwind zu Pferde, ohne auf das, was man euch etwa fragget, zu antworten, ausgenommen: ich will ihn wohl wo anders finden, und reitet auf das geschwindeste fort. Da der Mann ein fremdes Pferd in dem Hofe sahe, so fing er an, einigen Argwohn zu schöpfen, und wollte die Treppe hinauf gehen, als er einen grossen Lärm hörete, und den Lambert kommen sahe, welcher ganz roth war, entweder von der Arbeit, oder von Verdruß über des Mannes Ankunft. Was ist das, mein Herr? Ey, was Teufel! ich will ihn wohl anderswo finden, antwortete Lambert; Und hierauf stieg er zu Pferde und ritt davon. Da der Mann die Treppe hinauf kam, so fand er seine Frau daselbst ganz erstaunet. Was bedeutet das, Madam? Wem will Lambert zu Leibe. Die Schöne näherte sich ihrer Kammer, daß sie Lionnet hören konnte, und sagte zu ihm: Ich habe mich mein Tage nicht so gefürchtet als anjetzo; Ein junger Mensch, welchen Lambert mit dem Degen in der Faust verfolgete, ist hierher geflüchtet, Zum Unglück stund diese Thür auf, er kam ganz ausser sich selbst herein gelauffen, warf sich zu meinen Füssen, und sagte: Rettet mein Leben, Madam, man will mich umbringen. Ich stund sogleich

auf,

auf, um zu sehen, was es gäbe, und sahe Lamberten mit dem Degen in der Hand gelauffen kommen, und sagen, wo ist der Schelm, ich will ihm hundert Hiebe geben? Ich bemächtigte mich alsobald der Thür, und verhinderte ihn, hinein zu gehen. Er hat auch würklich so viel Mäßigung und Respect, so zornig er auch war, gebrauchet, daß er mir keine Gewalt anthat: und da er lange genug gelärmet hatte, so ging er endlich fort, wie ihr selbst gesehen habt. Ihr habt sehr weißlich gehandelt, Madam, sagte der Mann hierauf, daß ihr verhindert habt, daß man jemand hier ums Leben brächte. Dieses würde ein grosses Aergerniß gewesen seyn: Und Herr Lambert hat sehr unweise gehandelt, daß er jemand verfolget, der hieher geflüchtet war. Aber wo ist der junge Mensch? Ich weiß nicht, wo er sich hin versteckt hat, sagte die Schöne. Komm nur dreuste hervor, rufte hierauf der Mann. Lionnet, der alles gehöret hatte, kam endlich nicht so sehr über die Wuth des Lamberts, als über die Ankunft des Mannes erschrocken, hervor. Was habet ihr mit dem Lambert vor, sagte er zu ihm? Ich versichere euch, mein Herr, antwortete Lionnet, daß ich es nicht weiß; und dieses macht mich glaubend, daß er mich entweder vor einen andern gehalten hat, oder, daß er närrisch ist. So bald er mich sahe, so lief er mit dem Degen in der Hand auf mich loß, und schrie: Halt, halt. Ich wartete nicht lange, ihn um eine Erklärung zu fragen, sondern lief fort und flüchtete zu euch, wo Madam die Gütigkeit gehabt hat, diesen Unsinnigen aufzuhalten. Es freuet mich, daß dieses alles

so gut abgelaufen ist, antwortete der Mann. Gebet euch zufrieden, ich will euch sicher nach Hause begleiten, hernach könnet ihr euch mit Lamberten setzen, so gut als es möglich ist. Nach dem Abendessen ließ er ihm ein Pferd geben, und begleitete ihn bis in sein Haus, nach Florenz. Selbst diesen Abend noch redete Lionnet auf Befehl der Schönen mit dem Lambert, und richtete es so wohl ein, daß der Ritter, ohnerachtet der bösen Muthmassungen, welche man von dieser Begebenheit hatte, niemals den Streich erfuhr, welchen ihm seine Frau gespielet hatte.

Die Frau eines Eiferſüchtigen band, wenn ſie ſich ſchlafen legte, einen Faden ans Bein, und gab dadurch ihrem Liebſten zu verſtehen, ob er kommen ſollte oder nicht. Der Mann wurde es gewahr, und während, daß er den Amanten verfolgte, ſo ließ die Schöne ihre Magd an ihre Stelle legen. Der Eiferſüchtige, welcher ſie vor ſeine Frau hielt, ſchlug ſie, ſchnitte ihr die Haare ab, und ließ die Verwandten ſeiner Frau kommen, welche, da ſie die Unwahrheit deſſen, was er geſaget, eingeſehen, ihn mit tauſend Scheltworten belegten.

Heinrich Berlinguier, ein reicher Kaufmann zu Florenz, ließ ſich einfallen, wie es gemeiniglich

die Leute von dieser Profession machen, sich durch eine Heyrath zu adeln, und heyrathete ein Frauenzimmer vom Stande, Simone genannt, welche sich ganz und gar nicht vor ihn schickte. Wie nun die Kaufleute oft abwesend sind, so verliebte sich die Schöne, welche oft eine Strohwittwe war, in einen jungen Cavalier, Namens Robert, welcher ihr schon seit langer Zeit seine Aufwartung gemacht hatte. Sie machte sich dieses mit so wenig Vorsicht zu Nutze, daß der Mann, da er entweder selbst oder durch andere dahinter gekommen, und der eifersüchtigste Mann von der Welt geworden ward, zu Hause blieb, und alle seine Sorge dahin richtete, seine Frau wohl zu bewachen. Die Schöne war über den Zwang, welcher sie in die Unmöglichkeit setzte, ihren Liebsten zu sehen, äuserst verdrüßlich. Weil nun ihre Gedanken entweder aus natürlicher Neigung, oder wegen wiederhohlten Bittens des Cavaliers beständig beschäftiget waren, ein Mittel ausfündig zu machen, daß sie einander sehen könnten, so glaubte sie endlich, eins gefunden zu haben, da sie angemerket, daß ihr Mann sehr schwer einschlief, wenn er aber einmal eingeschlafen war, so schlief er sehr feste. Sie ließ also ihrem Liebsten sagen, daß er sich gegen Mitternacht an ihrer Thür einfinden sollte, und ließ ihm zugleich versprechen, daß sie zu ihm kommen wollte, so bald der Mann würde eingeschlafen seyn. Und weil ihre Schlafkammer auf die Strasse ging, so benachrichtigte sie ihn, damit er wissen könnte, ob sie käme oder nicht, daß sie einen Faden zum Fenster hinaus hängen wollte, dessen eines Ende auf die Strasse gehen, und das andere

in

in der Kammer bleiben sollte, damit sie solches, so bald sie sich zu Bette legte, an den Fuß binden könte. Hierauf sollte er nur an dem Faden ziehen: wäre der Eifersüchtige eingeschlafen, so wollte sie ihr Ende los lassen, und ihm aufmachen: Schliefe er aber noch nicht, so wollte sie es zurück halten, damit er nicht unnöthiger Weise warten dürfte. Robert war über dieses Mittel vergnügt, und kam oft an den bestimmten Ort, wo er bisweilen seine Schöne sahe, bisweilen aber auch, ohne sie gesehen zu haben, weggehen musste. Endlich trug es sich einsmals zu, daß, als Simone schlief, und der Mann aufgewachet war, und seine Füsse im Bette ausstreckete, er den Faden fühlete: Und weil Leuten, die von Vorurtheilen eingenommen sind, alles Furcht erwecket, so zweifelte er nicht, daß etwas darhinter verborgen wäre. Er wurde auch davon völlig überzeuget, als er mit der Hand fühlete, und den Faden an der grossen Zähe seiner Frau angebunden und zum Fenster hinaus auf die Strasse hangend fand. Er schnitt den Faden sachte ab, und band sich solchen eben dahin, um zu sehen, was darauf folgen würde. Kaum hatte er es gethan, so kam der Cavalier an die Thür, und weil er an dem Faden ein wenig stärker als sonsten zog, so riß er ihn; welches der Cavalier vor sich gut auslegte, und erwartete seine Schöne ganz ruhig. Der Mann sprang nach seinem Degen, ging an die Thür, und war entschlossen, alles was er finden würde, anzufallen. Er machte aber so hastig auf, daß der Cavalier vermuthete, daß es der Eifersüchtige wäre, und fing an die Flucht zu ergreiffen, und der andere

ihn zu verfolgen. Robert, welcher gewahret war, und ſahe, daß man ihn immer verfolgte, zog den Degen und kehrete ſich um. Sie ſchlugen ſich lange herum, ohne daß ſie einander was anhaben konnten, und als die Nachbarn den Lärm gehöret hatten, ſo kamen ſie ans Fenſter, und ſcholten auf die Streitenden. Berlinguier wollte ſich nicht kennen laſſen, und begab ſich eben ſo klug wieder zurück, als er hergekommen war. Da die Schöne unter währendem Streite aufgewachet war, und ihren Faden abgeſchnitten fand, ſo zweifelte ſie gar nicht mehr, daß ihre Intrigue entdecket wäre, und ihr Mann den Robert verfolgte. Weil ſie nun nicht wußte, wie ſie ſich aus einem ſo ſchlimmen Handel ziehen ſollte, ſo ſtund ſie geſchwinde auf, und glaubte etwas gefunden zu haben, daß ſie ſich rechtfertigen könnte. Sie rufte ihre Magd, welche ihre Lebensart wußte, und welche ihr alles zu Gefallen that, was ſie nur konnte, und brachte es ſo weit, daß ſie ſich an ihre Stelle ins Bette legte, und alle Schläge, welche ihr der Mann etwa geben würde, ohne ſich zu erkennen zu geben, geduldig leiden wollte, und verſprach ihr, daß ſie ſie ſo belohnen wollte, daß ſie mit ihr zufrieden ſeyn ſollte. Da dieſes geſchehen war, ſo löſchete ſie das Licht aus, welches der Mann aus Eiferſucht die ganze Nacht brennen ließ, und verſteckte ſich bis zum Ausgang der Comödie. Berlinguier hatte kaum einen Fuß in die Kammer geſetzet, ſo fing er ſchon als ein Raſender an zu ſchreyen, wo biſt du, Laſterhafte? Es hilft dir nichts, daß du das Licht ausgelöſchet haſt. Du ſollſt mir nicht entwiſchen. Indem er dieſes ſagte, ſo kam

er

er ans Bette, wo er seine Frau zu finden glaubte, und gab der Magd tausend Schläge, schlug ihr das ganze Gesichte blau, und schnitt ihr endlich unter Ausstossung vieler Schimpfreden, welche die Erbarkeit hier anzuführen nicht erlaubet, die Haare ab. Das arme Thier weinete herzlich: Und ob sie schon von einer Zeit zur andern sagte: Ach, ich habe gnug; so war doch ihre Stimme so schwach, und der Mann so aufgebracht, daß er seinen Irrthum nicht merkte. Da er endlich müde war, sie zu schlagen und zu schelten, so sagte er im Weggehen: Du Ehrlose, ich verlange dich gar nicht mehr. Ich will deine Freunde ruffen, und ihnen dein schönes Leben erzählen. Sie mögen mit dir machen, was sie wollen. Was mich aber anbelanget, so will ich dich gar nicht mehr haben. Als die Schöne, welche nicht weit entfernet war, ihren Mann weggehen hörete, so ging sie in die Kammer zurück, zündete das Licht wieder an, und fand ihre Magd in dem erbärmlichsten Zustande von der Welt. Sie tröstete sie, so gut sie konte, schickte sie wieder in ihre Kammer, ließ ihr alles heimlich geben, was sie nöthig hatte, und belohnte sie auf Unkosten ihres Mannes so reichlich, daß sie bereit gewesen wäre, sich noch einmal schlagen zu lassen. Hierauf machte sie ihr Bette, kleidete sich ordentlich an, und fing an so ruhig zu nähen, als wenn ihr nichts wiederfahren wäre. Unterdessen lief Berlinguier nach dem Hause seiner Schwäger und Schwiegermutter, und klopfte an, man machte ihm auf, und da man ihn reden hörete, so stund ein jedes auf. Man fragte ihn, warum er zu einer Zeit, da er schlafen sollte, zu ihnen käme.

Hier-

Hierauf erzählete er ihnen die Begebenheit von Anfang bis zum Ende. Und, um ihnen zu zeigen, daß alles, was er sagte, wahr sey, so ließ er ihnen die Haare sehen, welche er seiner Frau abgeschnitten zu haben glaubte, bat sie, daß sie sie zu sich nehmen möchten, und sagte, daß er sie niemals mehr zu sehen verlangte. Die Brüder waren über das, was sie gehöret, erzürnet, und glaubten, daß es nur allzuwahr sey, liessen Fackeln anzünden, und gingen mit dem Entschluß zu ihrer Schwester, ihr übel mit zu spielen. Die Mutter, welche nach der Gewohnheit der Damen jederzeit bereit war, den Fehlern der menschlichen Natur zu verzeihen, folgte ihnen weinend nach, und bat bald den einen, bald den andern, daß sie die Sache erst untersuchen sollten, ehe sie solche so feste glaubten. Der Zorn, sagte sie, macht alles gröſſer, als es ist. Ueberdiſes, ist es nicht möglich, daß er seine Frau geschlagen habe, und sich auf Unkosten ihrer Ehre rechtfertigen will? Meine Tochter ist allzu gut erzogen worden, als daß sie einer solchen niederträchtigen That fähig seyn sollte? Die Tugend ist in unserer Familie erblich, und wer weiß, wer am meisten Schuld hat. So bald die Schöne, welche sich auf die Treppe gestellet hatte, ihre Brüder kommen sahe, so stund sie auf, ihnen entgegen zu gehen. Was giebt es, meine Herren, sagte sie zu ihnen? Ist euch etwa ein Unglück begegnet, daß ihr um diese Zeit zu mir kommt? Ihre Brüder, da sie sahen, daß sie ruhig und in ihrem gewöhnlichen Zustande war, mäſsigten ihren Zorn und sagten: Euer Mann beklagt sich sehr über euch, Madam, und das beste vor euch

ist,

iſt, uns die Wahrheit zu ſagen, was daran iſt. Ich weiß nicht, was ihr damit ſagen wollet, antwortete die Schöne mit ruhigem Geiſte, und ich glaube ſchwerlich, daß ſich mein Mann über mich beklage. Berlinguier, welcher ihr das Geſicht zerkratzt zu haben glaubte, und doch kein einziges Kennzeichen davon wahrnahm, ſahe ſie mit einer Verwunderung an, welche machte, daß er ganz närriſch zu ſeyn ſchiene. Als ihr nun ihre Brüder das, was er ihnen geſaget, ohne den Faden und die Schläge, welche er ihr gegeben hätte, zu vergeſſen, erzählet hatten, ſo ſagte die Schöne zu ihrem Manne: Findet ihr denn ein Vergnügen, mein Herr, Hirngeſpinſte zu erdichten, um mich zu verunehren, da ihr euch ſelbſt mit verunehret? Oder, wollet ihr vielleicht vor einen böſen Mann, da ihr es doch nicht ſeyd, angeſehen ſeyn? Seit geſtern Abend zehen Uhr, ſeyd ihr nicht, ich will nicht ſagen bey mir, ſondern nicht einmal zu Hauſe geweſen: Saget mir doch, wenn ihr mich geſchlagen habt; ich kann es mich nicht erinnern. Wie, Treuloſe, antwortete Berlinguier. Legten wir uns geſtern Abend nicht zuſammen zu Bette? Kam ich nicht wieder zurück, nachdem ich eurem Galan nachgelauffen war? Prügelte ich euch nicht? und ſchnitte ich euch die Haare nicht ab? Die zwey erſten Puncte, ſagte die Schöne, läugne ich gänzlich, weil ich keinen andern Beweis habe. Was aber die zwey letzten anbelanget, ſo kann ich euch eurer Unwahrheit überführen. Ihr habet niemals das Herz gehabt, eine Hand an mich zu legen. So gehet man mit Weibern von meinem Stande

nicht

nicht um, und wenn ihr die Verwegenheit gehabt hättet, es jemals zu thun, so würde ich euch die Augen ausgekratzet haben. Ihr, ihr habt mich gestern Abend geschlagen! Zeiget mir doch die Schläge, wenn ihr wollet so gut seyn. In so kurzer Zeit vergehen sie nicht. Wenn ihr mir die Haare abgeschnitten habt, so bin ich es vielleicht nicht gewahr worden. Es ist ganz leichte, die Wahrheit davon zu erfahren. Und indem sie dieses sagte, so legte sie ihren Kopfputz ab, und ließ ihre langen und schönen Haare sehen. Muß man denn um nichts so viel Lärm machen, sagten hierauf die Schwäger zu ihm? Sehet, eines Theils seyd ihr eurer Unwahrheiten überführet, und es ist gar nicht wahrscheinlich, daß das übrige sich so verhalte. Verlinguier war über das, was er sahe, so verwirrt, daß, jemehr er reden wollte, je mehr Zweifel er erregte. Die Schöne, welche seine Verwirrung mit Vergnügen sahe, sagte hierauf zu ihren Brüdern: Ich sehe wohl, meine Herren, daß er verlanget, daß ich seine schöne Lebensart erzählen soll. Ich glaube, daß das, was er euch gesaget hat, ihm selbst wiederfahren ist. Dieser ehrliche Mann, welcher die Erde, worauf ich gehe, küssen, und sich aus einer solchen Verwandschaft, als die unsrige ist, eine Ehre machen sollte, begegnet mir auf die schimpflichste Art von der Welt. Er thut nichts, als daß er aus einer Schenke in die andere läuft, und wenn er sich denn besoffen hat, so läuft er von einer Hure zur andern, und läßt mich alle Nächte oft bis um Mitternacht, und manchmal auch bis gegen den Morgen in dem Zustande, wie ihr mich angetroffen habt, auf sich warten. Ihr

könnet sehen, daß, da er seiner Gewohnheit nach, betrunken gewesen, er zu einer Hure gegangen ist, und bey ihr geschlafen hat, und da er aufgewachet, und den Faden am Fusse gefunden, so hat er die Thorheiten, welche er euch erzählet, begangen: hat sie geschlagen, ihr die Haare abgeschnitten, und geglaubet, alles dieses mir gethan zu haben. Sehet ihn nur ein wenig an, er ist noch nicht nüchtern. Im übrigen bitte ich euch, nehmet sein abgeschmacktes Reden, welches er euch von mir gemacht, nicht übel, ich will ihm von Herzen gern vergeben, also vergebet ihm auch: Wie, meine Tochter, sagte hierauf die Mutter mit zornigen und feurigen Augen, soll man solche gottlose Streiche vergeben? Ein Mensch, den wir aus dem Staube und aus seinem niedrigen Stande gezogen: Ein kleiner Aepfelhöcke, sollte der eine Frau von eurem Stande als einer Nichtswürdigen begegnen. Das schlechteste Volk, wenn es vom Dorfe kommt, und wie die Schornsteinfeger aussiehet, hat kaum ein paar Groschen erworben, so will es sich schon mit den berühmtesten Häusern verbinden. Hierauf lassen sie Wappen machen, und reden von nichts, als von ihren Vorfahren, gleich als wenn sie von dem ältesten Geschlechte abstammeten. Wenn man mir gefolget hätte, meine Tochter, so hätte man euch an einen Mann von eurem Stande verheyrathet, und ihr hättet niemals die Frau dieses Lumpenhundes werden sollen, welcher in Vergeltung der Gütigkeiten, welche man vor ihm gehabt hat, um Mitternacht an zu schreyen fänget, daß ihr eine Frau wäret, welche ein liederliches Leben führete: Aber, meine

Herren, es ist euer Wille gewesen, dahero müsset ihr auch die Schande, welche man eurem Blute anthut, rächen. Ich weiß nicht was ihr thun werdet, fuhr sie zu ihren Söhnen weiter fort, das weiß ich aber wohl, wenn ich an eurer Stelle wäre, daß es ihm das Leben kosten sollte. Die Brüder waren zwar sehr aufgebracht, jedoch waren sie nicht so hitzig als die Mutter, sie gaben ihm dahero einen scharfen Verweiß, welcher von alle dem, was man einem im höchsten Grad liederlichen und verachteten Kerl schändliches sagen kann, begleitet war; sie höreten endlich auf, und sagten zu ihm, daß sie ihm vor diesesmal verzeyhen wollten, jedoch sollte er sich ins künftige klüger aufführen. Wenn er sich aber jemals dergleichen wieder unterstünde, so wollten sie es ihm mit einander bezahlen. Da nun jedermann weggegangen war, so blieb Berlinguier, als ein Mensch, welcher ganz ausser sich war, stehen, und wuste nicht, ob ihm dieses geträumet hätte, oder wie es zugegangen war. Seine Frau aber hatte sich durch diesen Kunstgrif nicht allein aus einem gefährlichen Handel gezogen, sondern setzte sich auch dadurch in Stand, alles ungestraft zu thun.

Lidia, die Gemahlin des Nicoſtrats, welche in den Pirrus verliebt war, that dreyerley, ihn von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe zu überzeugen, und da ſie ihr Liebſter vor den Augen des Mannes careßiret hatte, ſo überredete ſie ihren Mann, daß das wss er geſehen hätte, nicht wahr wäre.

Nicoſtrat war ein Edelmann zu Argos, einer alten Stadt in Achaja, welcher, da er ſchon ziemlich alt war, ein junges Frauenzimmer, Nahmens Lidia, heyrathete, welche eben ſo unternehmend als ſchön war. Weil Nicoſtrat ſehr reich war, ſo ließ er auch viel aufgehen. Seine herrſchende Neigung war die Jagd, und hatte viel Hunde, viel Vögel, und viel Bediente.

Ein junger Mensch, Nahmens Pirrus, der schön, reinlich, wohl gewachsen, von guten Ansehen, und in allem, was er that, sehr geschickt war, war derjenige, welchen er unter allen am meisten liebte, und auf welchen er das meiste Vertrauen setzte. Die Schöne fand ihn nach ihrem Geschmack, und verliebte sich so sehr in ihn, daß sie kein Vergnügen hatte, als wenn sie ihn sahe, und mit ihm redete. Der Cavalier, der die glücklichen Gesinnungen, welche seine Frau vor ihm hegte, entweder nicht merkte, oder nicht merken wollte, ließ sich nichts anfechten. Die Schöne war deßwegen äuserst verdrüßlich, und da sie sich nicht mehr halten konnte, so entschloß sie sich, deßwegen mit ihm reden zu lassen. Sie bedienete sich eines Kammermädchens, Nahmens Lucke, deren Treue sie schon kannte. Die Wohlthaten, welche ihr von mir empfangen habt, sagte sie eines Tages zur Lucke, da sie alleine waren, müssen euch gehorsam und treu machen: vor allen Dingen aber empfehle ich euch die Verschwiegenheit. Ich bin jung und reich: Ich bin schön, und ich könnte mir weiter nichts wünschen, wenn mein Mann nur in meinem Alter und von meiner Gemüthsart wäre. Ich habe in Ansehung dessen, was das Vergnügen des Ehestandes ausmachet, nicht Ursache mit ihm zufrieden zu seyn, und ich bin mir so sehr nicht feind, daß ich das nicht anderswo suchen sollte, was ich bey ihm nicht finde. Pirrus ist ein sehr geschickter Mensch, ich liebe ihn, ich verlange, daß ihr es ihm auf eine solche Art, als ihr es vor gut befindet, zu wissen thut, und daß ihr ihn überredet, daß er zu mir komme, wenn ich euch schicke, ihn

abzu-

abzuholen. Die Vertraute war kaum weggegangen, so fand ſie den Pirrus bey guter Laune, ſie legte ihre Commißion bey ihm ab, und brachte es ſo gut vor, als ihr möglich war. Pirrus, welcher würklich nichts gemerket hatte, war darüber ſehr verwundert, und glaubte, daß dieſes eine Schlinge wäre, welche man ihm legte, er antwortete hitzig und hart, daß er nicht glaube, daß Lucke auf Befehl der Madam Lidia mit ihm ſpräche, und wenn er auch würklich überzeuget wäre, daß ſie ihm dieſen Befehl gegeben hätte, ſo würde er nicht weniger darüber verwundert ſeyn, weil ſie es blos thäte, ihn zu ſpotten, im Fall er es annähme. Mein Herr, ſetzte er hinzu, hat mir mehr Ehre erzeiget, als ich verdiene, und ich wollte viel lieber ſterben, als eine ſolche Untreue an ihm begehen: Alſo nehmet euch nicht mehr die Mühe, mit mir davon zu reden. Ich ſage euch, und werde euch jederzeit ſagen, antwortete Lucke, ohne über ſeine harte Weigerung zu erſchrecken, was mir euch zu ſagen wird befohlen werden. Ihr könnet es alsdenn machen, wie ihr es vor gut befindet, um aber aufrichtig mit euch zu reden, ſo hätte ich euch vor klüger gehalten. Als die Schöne die Antwort erhalten, ſo hatte ſie einen tödtlichen Verdruß darüber, und ſagte den Morgen darauf zu ihrer Vertraute: Lucke, ihr wiſſet, daß man einen Baum nicht auf einen Hieb umhauet. Ihr müſſet noch einmal mit dem Pirrus, welcher auf meine Unkoſten treu ſeyn will, reden, ihr müſſet ihm die [illegible], welche ich vor ihn habe, ſo vorſtellen, und [illegible]chen, daß er es glaubet; denn ich merke [illegible], wenn Pirrus ſo fortfähret, daß es mir das Le-

ben kosten wird. Die Vertraute ermahnete sie, gute Hofnung zu haben, und versprach ihr, ihr möglichstes zu thun. Sie suchte den Pirrus, und da sie ihn gefunden hatte, so sagte sie zu ihm: Ich redete gestern mit euch von der Liebe, welche Madame zu euch träget, und komme heute wieder, euch solches ihrentwegen nochmals zu versichern, und euch zu sagen, daß wenn ihr nicht ein gleiches thut, ihr machen werdet, daß sie vor Verdruß stirbet. Ihr habet Verdacht ohne Grund. Welche Ehre, welcher Ruhm ist es nicht, das Herz einer Person von diesen Verdiensten und von diesem Range zu besitzen? Ganz frey gesaget, ihr seyd ein Schafkopf, wenn ihr euch dieses nicht zu Nutze machet. Das Glück biethet euch zwey Gunstbezeugungen auf einmal an: Seyd ihr wohl klug, wenn ihr sie verwerfet. Es giebet euch eine Schöne, und reisset euch aus der Dürftigkeit, wenn ihr sie annehmet. Stellet euch alles vor, was ein ehrgeitziges Herz befriedigen kann, es wird euch nichts mangeln, wenn ihr Madame lieben wollet. Das Glück verläßt diejenigen, welche sich seiner Gunstbezeugungen nicht zu Nutze zu machen wissen, ohne daß sie berechtiget sind, sich über jemanden als über sich selbsten zu beklagen. Ihr machet, daß ich über eure Treue lachen muß. Vor unsere Eltern und vor unsere Freunde müssen wir eine unverbrüchliche Treue haben, unseren Herren aber müssen wir begegnen, so, wie sie uns begegnen. Glaubet ihr denn im Ernste, wenn ihr eine schöne Frau, oder Tochter, oder Schwester hättet, welche nach dem Geschmack des Nicostrats wäre, er so gewissenhaft seyn würde, als ihr? Ihr seyd wohl ein-

einfältig, wenn ihr in diesem Irrthume seyd. Pirrus, welcher über den ersten Antrag der Lucke nachgedacht, und sich zuvor schon entschlossen hatte, im Fall sie ihm von neuen wieder etwas davon sagen würde, antwortete, daß er bereit wäre, alles zu thun, was man verlangte, wenn man ihn überzeugen könnte, daß es Madam Lidia würklich so meynete. Nicostrat vertrauet mir alle seine Sachen: Er ist klug und vorsichtig, und ich fürchte, daß er dieses mit Madam abgeredet hat, um mich zu probiren. Um mich also gewiß zu überzeugen, so verlange ich dreyerley. Daß sie den schönen Sperber ihres Mannes in seiner Gegenwart todt mache: daß sie mir eine Flocke Haare von seinem Barte, und einen von seinen besten Zähnen schicke. Die Schöne fand Schwürigkeiten, ihrem Geliebten eine Genüge zu leisten: Weil sie aber die Liebe aus dem Wege zu räumen wußte, so ließ sie ihm sagen, daß er das, was er verlangte, gar bald haben sollte: Und weil er glaubte, daß sein Herr so klug wäre, so wollte sie ihn vor seinen Augen zum Hahnrey machen, und ihn nachgehends überreden, daß das, was er gesehen, nicht wahr wäre.

Als Nicostrat eines Tages gewisse Edelleute zu Gaste hatte, so gieng Lidia, welche prächtig geputzet war, als man die Tafel aufgehoben in den Saal, wo man gespeiset hatte, und nahm den Sperber, welchen ihr Mann so sehr liebte, und drehete ihm, ohne andere Ceremonien, in Gegenwart des Pirrus und der übrigen Gesellschaft den Hals um. Sie machte einen Scherz daraus, und sagte: Schon seit langer Zeit, meine Herren, habe ich willens gehabt, dieses

zu thun. Dieser Vogel hat mich oft der Gegenwart meines Mannes beraubet. Es wollte kaum Tag werden, so ging er schon mit seinem Vogel auf die Jagd, und ließ mich allein im Bette. Urtheilet also, meine Herren, ob ich Unrecht gethan habe, daß ich ihn meiner Rache aufgeopfert habe. Was! mein Herr, sagten die Edelleute zum Nicostrat, welcher nicht wußte, wie er die Sache aufnehmen sollte? Einen Vogel der Madam vorzuziehen? Ueberleget ihr wohl, was ihr thut? Ihr müsset ihr vor ihre Mässigung verbunden seyn. Und indem sie also scherzeten, so vergaß der Nicostrat nach und nach seinen Verdruß, und lachte wie die andern über seiner Frauen Zorn. Pirrus freuete sich recht sehr über diesen Anfang, der ihm so schöne Hofnung machte. Einige Tage hernach, als die beyden Eheleute alleine waren, und einander liebkoseten, so geschahe es, daß Nicostrat seine Frau von ohngefähr bey den Haaren zog, dieses gab der Schönen Gelegenheit, ihn bey dem Barte zu nehmen, und ihm eine kleine Flocke lachend heraus zu reissen. Weil nun dieses ohne Schmerz nicht geschehen konte, so sagte Nicostrat zornig zu ihr, was denket ihr, Madam? Ach! was machet ihr vor ein Gesichte, mein Herr, antwortete sie lachend, daß ich euch fünf oder sechs Haare aus dem Barte gezogen habe. Wenn es euch so wehe gethan hätte, als mir es alleweile that, da ihr mich bey den Haaren zoget, so würdet ihr über einen so kleinen Schmerz nicht empfindlich seyn. Da sie also den Scherz von einem Worte zum andern trieb, so hob sie die Haarflocke aus dem Barte auf, und schickte sie

noch

noch selbigen Tag ihrem Liebsten. Wegen des Zahns setzte es mehrere Schwürigkeit; weil aber klugen und verliebten Leuten nichts unmöglich ist, so glaubte sie ein Mittel gefunden zu haben, solches zu bewerkstelligen. Nicostrat hatte zwey junge Pagen, von welchen einer als Vorschneider, und der andere als Mundschenke dienete. Die Schöne machte diesen zwey Pagen weiß, daß es ihnen aus dem Halse röche, und befahl ihnen, daß sie den Kopf auf die Seite zurück halten sollten, wenn sie ihrem Herrn dieneten. Da die Pagen nicht ermangelten, dasjenige zu thun, was man ihnen befohlen hatte, so sagte die Schöne einige Tage hernach zum Nicostrat: Merket ihr nicht, mein Herr, was eure Pagen, wenn sie euch bedienen, vor eine Figur machen? Ja, sagte er zu ihr, und ich habe sie schon deßwegen fragen wollen. Sparet diese Mühe, antwortete die Schöne; ich will es euch wohl ohne sie sagen. Schon seit langer Zeit habe ich es wahrgenommen, aber aus Furcht euch verdrüßlich zu machen, habe ich nicht davon reden wollen. Allein nunmehro, da andere auch anfangen, es zu merken, so kann ich es nicht mehr verhelen. Es riecht euch sehr aus dem Halse, und ich weiß nicht, woher es kommt. Es muß wohl ein hohler Zahn seyn, antwortete Nicostrat. Das könnte seyn, sagte die Schöne. Und da sie ihn hierauf ans Fenster geführet, und das Maul aufgemachet hatte, so schrie sie: Ach! was ist das vor ein Unflath! Ihr habt einen, der ganz verfaulet ist, und ich wundere mich, daß ihr ihn so lange habt leiden können. Wenn ihr da nicht ein Mittel vorkehret,

so wird er in kurzem die andern alle anstecken: Lasset ihn nur bald heraus nehmen. Man hole mir einen Zahnarzt, antwortete Nicostrat. Es braucht es nicht, versetzte die Schöne; ich will ihn wohl selbst heraus nehmen. Diese Leute sind Henker, und ich würde euch ohne Schmerz unter ihren Händen nicht sehen können. Es dörfen nur Zahninstrumente geholet werden. Als diese herbey gebracht waren, so ließ sie jedermann bis auf die Lucke hinaus gehen. Sie ließ ihn auf die Erde setzen, und indem ihn Lucke bey dem Leibe hielt, so setzte sie die Zange an einen schönen, grossen und guten Zahn an, und riß ihn mit einem entsetzlichen Schmerz heraus. Nicostrat, welcher davon ganz betäubet war, fuhr alsobald mit der Hand dahin, und indem er eine grosse Menge Blut ausspie, so gab er der Schönen Zeit den guten Zahn zu verstecken, und einen andern Zahn, welcher ganz verfaulet war, und womit sie sich schon im Voraus versehen hatte, in die Zange zu nehmen. Sehet nur einmal, wie er aussiehet, sagte sie zu ihm, indem sie ihm solchen zeigete. Er würde alle eure Zähne verdorben haben, wenn ihr ihn länger darinne behalten hättet. Der Anblick eines so garstigen Zahnes tröstete den Patienten wegen der Schmerzen, welche er erlitten hatte: weil er aber fühlete, daß ihm der Kopf weh that, so ließ er sich ein stärkendes Elixir geben, und legte sich aufs Bette. Die Schöne schickte den Zahn, ohne einige Zeit zu verliehren, ihrem Liebsten, so wie sie ihm die Flocke vom Barte geschicket hatte, und weil er keine Versicherung mehr verlangen konnte, so versprach er, daß er alles thun wollte,

wollte, was sie verlangte. Die Schöne, welcher alle Augenblicke zu Jahren wurden, suchte nunmehro nur noch ein Mittel, ihrer Neigung im Angesicht ihres Mannes eine Genüge zu leisten. Lucke unterrichtete den Cavalier, was er vor eine Person spielen müste, und die Schöne stellete sich krank. Da nun ihr Mann sie zu besuchen gekommen, und Niemand in dem Zimmer als er und Pirrus war, so sagte sie, daß sie gern der Gartenluft geniessen möchte, und bath sie, sie dahin zu führen. Einer nahm sie bey der einen, und der andere bey der andern Seite, und führete sie in den Garten. Sie wollte ein wenig unter einem schönen Birnbaume ausruhen, also setzten sie sich alle drey darunter. Und da die schönen Birnen die Schöne lüstern gemacht hatten, so bath sie den Pirrus, daß er auf den Baum steigen und ihn schütteln möchte. Pirrus gehorchte, und war kaum hinauf gestiegen, so stellete er sich, als wenn er sahe, daß sein Herr die Madam lieb haben wollte. Pirrus rieb sich die Augen, stellete sich verwundernd, und sagte zu dem Nicostrat: Wenn ihr die Madam careßiren wolltet, so köntet ihr wohl ein wenig weiter weggehen? Muß man denn dergleichen Sachen vor den Leuten thun? Wenn ihr euch auch vor mir nicht schämet, so solltet ihr euch doch zum wenigsten vor euch selber schämen. Sind denn die Nächte nicht lang genug? Müsset ihr deßwegen in den Garten kommen, da ihr so viel schöne Betten und so viel schöne Zimmer habt. Was will der Mensch damit sagen, sagte die Schöne hierauf zu ihrem Manne? Ist er närrisch, oder träumet er. Ich träume nicht,

Madam,

Madam, ich ſehe wohl, was ich ſehe. Steig herunter, Pirrus, ſteig herunter, ſagte hierauf Nicoſtrat, und du wirſt ſehen, was daran iſt. Es iſt wahr, ſagte Pirrus, als er herunter geſtiegen war, daß ihr euch anjetzo nicht lieb habet. Ich kann euch aber wohl verſichern, daß ihr euch ſo bewegtet, daß, wenn der Birnbaum ſo geſchüttelt würde, in kurzer Zeit keine einzige Birn mehr darauf ſeyn würde. Ihr müſſet entweder, ſetzte Pirrus hinzu, das, was ich geſehen, gethan haben, oder der Birnbaum muß bezaubert ſeyn. Das ſind wohl Poſſen, ſagte hierauf die Schöne, man muß den Menſchen ins Narrenhaus bringen. Sachte, Madam, fing Nicoſtrat an, man muß das Ende abwarten. Wenn der Birnbaum bezaubert iſt, ſo wird es mir eben ſo ſeyn, als dem Pirrus. Ich will auch hinauf ſteigen. Er war kaum hinauf, ſo fingen die Schöne und Pirrus an, einander lieb zu haben. Als der Mann dieſes ſahe ſo ſchrie er als ein Raſender, und ſtieg geſchwinde wieder herunter, jedoch nicht geſchwind nicht, daß die Verliebten nicht Zeit gehabt hätten, das angefangene Spiel faſt zu endigen, und ſich auf ihren Platz zurück zu begeben. Wie, Madam, ſagte der Mann? Dergleichen Schande mir vor meinen Augen anzuthun? Ihr ſeyd ein ſo groſſer Narre, als Pirrus, antwortete die Schöne. Ich bin kein Fantaſte, verſetzte Nicoſtrat. Ich habe gute Augen, und ich habe wohl geſehen, daß euch Pirrus careßirte. Dergleichen Verweiſe ſind doch vor eine tugendhafte Frau verdrüßlich, ſagte die Schöne darauf; und wenn ihr mir einen Gefallen erweiſen wollet, ſo höret auf davon. Was, fing der Mann

wieder

wieder an? Kareßirte euch der Schurke da nicht auf dem Graſe? Das iſt ein bloſſes Hirngeſpinſte, antwortete die Schöne. Aber, ſagte der Mann wieder, wo ſollte denn das herkommen? Glaubt ihr denn, daß ich dumm ſey, fuhr die Schöne fort, euch vor euren Augen zum Hahnrey zu machen? Wenn ich das thun wollte, hätte ich nicht Gelegenheit genug darzu? Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, fing der Mann wieder an. Der Birnbaum muß bezaubert ſeyn. Ich will noch einmal hinauf ſteigen. Er hatte es kaum gethan, ſo fing Pirrus das Spiel von neuem an. Der Mann, welcher nun nicht mehr zweifelte, daß der Baum bezaubert ſey, ſahe dieſen Leuten zu, ohne ſich deßwegen in Unruhe zu ſetzen, und ſtieg ganz langſam wieder herunter. Nun bin ich aus einem groſſen Irrthume, ſagte er, als er wieder auf die Erde war, und die Verliebten eines auf der einen, und das andere auf der andern Seite ſahe. Der Birnbaum iſt ſchuld, daß man falſch ſiehet: Er muß bezaubert ſeyn. Und weil er macht, daß man ſo garſtige Sachen ſiehet, ſo muß man ihn verbrennen. Laſſet ihn ſogleich abhauen, ſagte die Schöne zum Pirrus. Ich will nicht, daß der verfluchte Baum jemand mehr betrüge, und der Birnbaum war in einem Augenblick abgehauen. Die Schöne gab ihrem Manne höfliche Verweiſe, Pirrus beklagte ſich, daß man ſeine Treue hätte im Verdacht gehabt, und das unglückliche Schickſaal des Baums verſöhnete ſie alle wieder. Ein jedes war zufrieden, und die Verliebten funden Mittel, einander nachgehends auf eine bequemere Art lieb zu haben, als es unter dem Birnbaume geſchehen war.

Die Frau des Gaſparin verſprach bey dem Gulfar zu ſchlafen, wenn er ihr eine gewiſſe Summe Geldes gäbe. Der Galan lehnte ſich das Geld vom Manne, und ſagte darnach zu ihm, daß er es der Frau wieder gegeben hätte, welches ſie zu läugnen ſich nicht unterſtund.

Vor dieſem war zu Mayland ein Teutſcher, Nahmens Gulfar, welcher vor einen ehrlichen Mann gehalten wurde, und welcher einem jeden, der ihn nöthig hatte, gerne und treu dienete. Weil er das, was er gelehnet hatte, allezeit richtig wieder bezahlete, ſo fand

fand er ohne Mühe Geld, wenn er welches brauchte. Er wurde von einem reichen Kaufmann, Namens Gaſparin, ſehr hoch geachtet, welchen er oft beſuchte, und welcher eine ſchöne und junge Frau hatte, worein er ſich verliebte. Er hatte ſeine Sachen ſo gut angeſtellet, daß weder der Mann noch jemand anders die Geſinnungen, welche er vor die Schöne hegete, wahrgenommen hatte: Und weil er gemerket zu haben glaubte, daß er ihr nicht mißfiele, ſo ließ er eines Tages mit ihr reden, und ſie bitten, daß ſie ſeiner Liebe Gehör geben möchte, und ließ ihr zugleich verſprechen, daß er alles thun wollte, was ſie verlangen würde. Die Schöne antwortete, nachdem ſie vorher viele Umſtände gemacht hatte, daß ſie bereit wäre, ihn zu befriedigen, wenn er ihr zwey hundert Thaler gäbe, welche ſie nöthig hätte. Gulfar war über den Geiz der Schönen, welche er vor eine galante Frau hielt, ſo aufgebracht, daß ſich ſeine Liebe, welche er vor ſie hegete, faſt in Haß verwandelte. Er gab ſich aber zufrieden, und beſchloß ſie zu betrügen. Er ließ ihr alſo ſagen, daß nichts auf der Welt ſey, was er nicht vor ſie thun wollte, und bath ſie, ihm ſagen zu laſſen, wenn ſie das Geld empfangen wolte. Die Schöne ließ ihm wieder ſagen, daß ihr Mann bald nach Genua reiſen würde, und ſo bald er weg ſeyn würde, ſo wollte ſie es ihm zu wiſſen thun. Gulfar erſahe ſeine Zeit, ging zum Manne, und lehnete die zweyhundert Thaler. Wenig Tage darnach, da er nach Genua abgereiſet war, ſo ließ ihm die Schöne ſagen, daß er kommen und die zwey hundert Thaler mit bringen könnte. Da Gulfar kam, ſo fand er bey der Schönen Geſellſchaft,

er gab ihr die zweyhundert Thaler, und bat sie, solche ihrem Manne, welchem er sie schuldig wäre, zu geben. Die Schöne, welche glaubte, daß er dieses aus Klugheit, um die Anwesenden zu betrügen, gesagt hätte, nahm das Geld, und versprach ihm das zu thun, was er verlangte. Als hierauf die Gesellschaft Abschied genommen und sich wegbegeben hatte, so führete die Schöne den Gulfar in ihr Kabinetgen, und bewirthete ihn, wie sie versprochen hatte, nicht allein diesen Tag, sondern auch die folgenden, daß man also sagen konnte, wenn Gulfar gut bezahlete, er auch davor gut bewirthet wurde. Da Gasparin von Genua wieder kam, so ersahe Gulfar seine Zeit, ging zu ihm, und sagte in Gegenwart seiner Frau zu ihm: Ich hab euer Geld nicht nöthig gehabt, mein Herr, und ich habe es eurer Frau wieder gegeben: Ihr werdet also die Gütigkeit haben, mich in eurem Buche auszustreichen. Die Schöne sahe nunmehro, daß sie betrogen war; und weil Zeugen dabey gewesen waren, so unterstund sie sich nicht es zu läugnen. Ihr gröster Verdruß war, daß sie ihn umsonst so wohl bedienet hatte.

Der Pfarrer zu Varlongue ſchlief bey einer Frau, ließ ihr davor ſeinen Mantel zum Pfande, und borgete einen Mörſer von ihr. Hierauf ſchickte er den Mörſer wieder, und verlangte ſeinen Mantel, welchen ihm der Mann wieder geben ließ.

Vor dieſem war zu Varlongue ein Pfarrer, ſtark von Perſon, und mit einem Worte, ein Mann, ſo wie er ſeyn muſte. Ob er ſchon kaum leſen konnte, ſo unterließ er dennoch nicht, ſeine Pfarr-Kinder

des Sonntags unter einem Ulmenbaume mit vielen guten und heiligen Worten zu beluſtigen, und wenn ſie etwa nicht da waren, auch ihre Weiber zu beſuchen, welchen er ſeinen Seegen gab, und ihnen Kuchen und Weyhwaſſer und kleine Endgen Wachslicht brachte. Unter allen ſeinen Pfarrkindern war keine einzige, welche ihm beſſer gefiel, als Bellecouleur, die Frau eines Bauers, der unter dem Nahmen Bientevienne bekannt war. Es war würklich auch eine artige Bäuerin, fleiſchigt, munter, ſchwarzbraun, und ſo, wie ſie der Herr Pfarrer gern haben wollte. Ueberdieſes war ſie von der beſten Gemüthsart von der Welt, und wenn es an ein Lachen, Singen oder Tanzen gieng, ſo war ſie jederzeit die erſte. Der Pfarrer liebte ſie heftig, und that den ganzen Tag nichts, als daß er, in der Hofnung ſie zu ſehen, bald da, bald dorthin lief. Wenn er wuſte, daß ſie in der Kirche war, ſo grif er ſich im ſingen an, um ihr glaubend zu machen, daß er ein groſſer Muſicus ſey, und zog das Maul von einem Ohr bis zum andern. Wenn ſie aber nicht darinne war, ſo ließ er es auch an ſich kommen. Unterdeſſen hatte er es doch ſo gut angeſtellt, daß niemand ſeine Liebe gegen ſie gemerket hatte. Um ſich nun bey der Bellecouleur beſſer in Gunſt zu ſetzen, ſo machte er ihr oft kleine Geſchenke, und ſchickte ihr bald ein Bund friſchen Knoblauch, bald Schoten, bald einen Straus, bald Zwiebeln oder Schalotten, und wenn er ſeine Zeit erſahe, ſo gab er ihr einen Blick wie ein Hund, der den andern beiſſen will. Sie ſtellete ſich aber, als wenn ſie

von

von alle dem nichts verſtünde. Da der Pfarrer ſahe, daß er mit aller ſeiner Liſt nichts ausrichten konnte, ſo trug es ſich zu, daß, als er eines Tages ſpatzieren gieng, er dem Bientevienne mit einem beladenen Eſel begegnete, und ihn fragte, wo er hin wollte. Ich will in die Stadt, Herr Pfarrer, antwortete er ihm, wegen einer gewiſſen Sache, und ich nehme dieſes vor den Benacroci von Gineſtret mit, daß er mir aus einem gewiſſen Händel helfen ſoll, weswegen er mich hat vor ſich fordern laſſen. Gott behüte dich, ſagte der Prieſter zu ihm, und komm nur bald wieder zurück. Der Pfarrer hatte ihn kaum verlaſſen, ſo beſchloß er die Bellecouleur zu beſuchen. Sie war in der Scheure, da er hinein kam; da ſie ihn aber hörete, ſo ſagte ſie: ſeyd willkommen, Herr Pfarrer, wo gehet ihr denn bey der Hitze herum? Ich habe deinen Mann angetroffen, antwortete der Pfarrer, da er in die Stadt gieng, und bin hergekommen, dir einige Stunden Geſellſchaft zu leiſten. Da Bellecouleur herunter geſtiegen war, ſo ließ ſie den Pfarrer niederſetzen, und nahm ihre kleine Arbeit wieder vor. Willſt du mich denn beſtändig leiden laſſen, Bellecouleur, ſagte der Pfarrer zu ihr? Und was thue ich euch denn, antwortete die Schöne? Iſt das nicht genug, daß du mich verhinderſt, das zu thun, was ich gern wollte, ſagte der Pfarrer wieder? Pfui, pfui, fing Bellecouleur wieder an. Thun denn die Prieſter ſolche Sachen? Ja! fuhr er fort, und ſie machen es beſſer als andere: weil ſie es nicht ſo oft thun. Laß mich nur machen, es ſoll dir was gutes wiederfahren.

Und was sollte denn das seyn, sagte sie? Ihr seyd alle so geizig als die Teufel. Fordere, was du haben wilst, sagte hierauf der Priester. Willst du Schuhe? ein Band? Was willst du? Von alle dem will ich nichts, sagte Bellecouleur: Wenn ihr mir aber wollet dreyßig Stüber geben, daß ich meine Sachen, die ich versetzet habe, wiederhohlen kan, so will ich alles thun, was ihr verlanget. Ich versichere dich, sagte der Pfarrer, daß ich sie nicht bey mir habe: Ich verspreche dir aber als ein ehrlicher Pfarrer, daß du sie morgen Abend haben sollst. Ihr könnet alle gut versprechen, antwortete die Schöne, aber an das Halten denket ihr nicht. Ihr sollet es mit mir nicht so machen, wie mit der Willhelmine, die ihr mit einem schönen neuen Nichts zurück schicktet. Wenn ihr sie nicht bey euch habet, so gehet hin und holet sie. Der Priester hatte gut bitten, ihm diese Mühe zu ersparen, und ihr vorzustellen, daß er bereit wäre, welches er bey seiner Wiederkunft vielleicht nicht seyn würde, und daß er vielleicht jemand bey ihr fände, der ihm in seinem Glücke hinderlich wäre, er konnte aber nichts von ihr erhalten. Da er also sahe, daß sie entschlossen war, nichts umsonst zu thun, wie ers verlangte, so both er ihr seinen Mantel zum Pfande. Gut, antwortete die Schöne: Und was ist denn euer Mantel werth? Mein Mantel, sagte der Pfarrer wieder, ist von feinem holländischen Tuche. Ich habe ihn vor acht Tagen auf dem Trödel vor 42. Stüber gekauft; und ein jeder, der ihn gesehen, hat mich versichert, daß ich ihn um einen

nen sehr wohlfeilen Preis hätte. Wenn dem so ist, sagte Bellecouleur hierauf, so gebet mir ihn her. Ich will ihn in meine Kiste legen. Da der Mantel verschlossen war, so gingen sie in die Scheure, und vergnügten sich nach Wunsche. Der Pfarrer war kaum wieder nach Hause, so that es ihm leid, daß er seinen Mantel zum Pfande gelassen hatte, und dachte auf Mittel, ihn wieder zu bekommen. Den Tag darauf schickte er den Sohn einer seiner Nachbarn zur Bellecouleur, und ließ sie bitten, daß sie ihm ihren Mörser leihen möchte, und wendete vor, daß er Gesellschaft erwartete. Der Mörser wurde ihm so gleich geschicket. Als nun einige Tage hernach Bientevienne wieder zurück gekommen war, so kam der Küster mit dem Mörser just zu der Zeit an, da der Mann und die Frau mit einander assen. Der Herr Pfarrer schicket euch euren Mörser wieder, Bellecouleur, sagte der Küster, da er hinein kam, und lässet euch bitten, ihm seinen Mantel wieder zu schicken. Bellecouleur runzelte die Stirn bey dem Worte Mantel, und war eben im Begriff, darauf zu antworten, als ihr Mann mit einer wilden Miene zu ihr sagte: Wie kömmt, daß du Pfand von unserm Pfarrer nimmst? Ich dörfte dir bald Ohrfeigen geben. Schicke ihm sogleich den Mantel wieder, und gieb ihm alles, was er haben will, ohne Pfand, und wenn es auch unser Esel wäre. Bellecoleur ging und holete den Mantel, indem sie zwischen den Zähnen murmelte, und sagte zum Küster, da sie ihm solchen gab: versichert den Herrn Pfarrer von meinet wegen, daß

er in seinem Leben nicht wieder in meinem Mörser stossen soll. Der Küster ermangelte nicht es zu sagen, und der Pfarrer antwortete: Ich bin es zufrieden; aber saget ihr auch das erstemal, daß ihr sie sehet, von meinetwegen, daß wenn sie mir ihren Mörser nicht leihet, ich ihr auch meine Keule nicht leihen werde. Bellecouleur war lange auf den Pfarrer böse, die Weinlese aber machte alles wieder gut. Der Pfarrer that ihr ihren Schaden gut, und sie waren nachgehends gute Freunde.

Der Probſt der Kirche zu Fieſole, welcher eine Frau liebte, die ihn aber nicht liebte, glaubte bey ihr zu ſchlafen, und ſchlief bey ihrer Magd, wobey ſein Biſchof einen Augenzeugen abgab.

Vor dieſem war zu Fieſole eine Wittwe, Nahmens Madam Picarde, welche, da ſie nicht in allzu guten Umſtänden war, die meiſte Zeit in einem kleinen Häusgen wohnete, welches ſie daſelbſt mit ihren zwey Brüdern, die von jedermann geliebet wurden, hatte. Weil nun Madame Picarde noch Jugend, Schönheit und Annehmlichkeit genug beſaß,

und ordentlich in der groſſen Kirche ihre Andacht zu halten pflegte, ſo wurde der Probſt ſo heftig in ſie verliebet, daß er nichts reitzenders fand, als dieſe Frau. Er verzog nicht lange, ihr die Geſinnungen, welche er vor ſie hegete, zu eröfnen, und bath ſie, ſeiner Liebe Gehör zu geben. Ob er gleich ziemlich alt war, ſo war er doch deswegen nicht klüger, noch weniger hochmüthig. Niemahls war ein Menſch mehr von ſich eingenommen, als er, und niemahls brachte jemand ſeine Sachen ſchlechter vor, als er. Mit einem Worte, er war ſo ungeſchickt und ſo wenig geſellig, daß ihn niemand liebte. Vor allen andern aber, war ihm Madame Picarde ſo gram als dem Tode. Weil ſie Verſtand und Tugend beſaß, ſo antwortete ſie ihm, daß ſie ſich ſeiner Freundſchafft wegen glücklich ſchätzte, und daß ſie ihm herzlich gern die ihrige verſpräche, wenn er weiter nichts, als ehrliche Abſichten zum Grunde hätte: welches ſie auch ohne Mühe glaubte, da er ihr geiſtlicher Vater, ein Prieſter und überdieſes ſchon bey Jahren wäre: Urſachen, welche ihn hätten bewegen ſollen, die Enthaltung und die Keuſchheit hoch zu achten; daß ſie ihm, was ſie beträffe, ſagen müſte, daß ſie nicht mehr in dem Alter wäre, da ſie dieſe kleinen Liebes-Händel mit einer anſtändigen Art treiben könnte, und daß ſie überdieſes der Wittwen-Stand nöthigte, ſich von alle dem, was die Galanterie beträffe, zu entfernen: alſo bäthe ſie ihn, daß er ſie entſchuldigen möchte, wenn ſie ihn auf dieſe Art, wie ſie merkte, daß er es verſtünde, nicht lieben könnte, und daß er ihr ein groſſes Vergnügen machen würde, wenn er ſie auf dieſe

Art

Art auch nicht liebete. Eine ſolche Antwort würde einen jeden andern, als den Probſt, abgeſchrecket haben. Weil er aber hochmüthig und ungeſtüm war, ſo hielt er öfters, ſo wol durch Briefe, als Abgeſchickte, ja ſogar auch mündlich, wenn ſie in der Kirche war, bey ihr an. Die Wittwe, welche endlich ſo vieles Ueberlaufens müde war, beſchloß, ſich ſeiner durch einen empfindlichen Poſſen zu entledigen, weil von Seiten der Ehrbarkeit nichts mit ihm anzufangen war. Vor allen Dingen aber hielte ſie davor, daß ſie nicht nur ihre Brüder von den Verfolgungen des Probſts, ſondern auch von dem Streiche, welchen ſie ihm zu ſpielen willens war, unterrichten müſte. Da ihre Brüder ihren Vorſatz gebilliget hatten, ſo ging ſie einige Tage darauf, ihrer Gewohnheit nach, in die Kirche. So bald ſie der Probſt ſahe, ſo redete er ſie an, und wurde ziemlich wohl von ihr aufgenommen. Da ſie ein wenig bey Seite gegangen waren, ſo erneuerte der Probſt ſein demüthiges Bitten. Es hält ſehr ſchwer, mein Herr, ſagte die Wittwe, daß eine Feſtung, welche täglich neue Stürme auszuſtehen hat, ſich nicht endlich ergeben ſollte. Ihr habt es ſo gut anzuſtellen gewuſt, daß ihr meinen Entſchluß überwunden habt, und ich will ganz und gar euer eigen ſeyn. Ich bin euch vor eure Gütigkeit verbunden, antwortete der Probſt. Ihr habt ziemlich lange Widerſtand gethan, und ich habe niemahls eine gefunden, die ſich ſo lange gehalten hätte. Anjetzo iſt alſo die Frage auszumachen, wenn und wo wir zuſammen kommen können. Dieſes kann geſchehen, wenn

es euch gefällig seyn wird, sagte die Wittwe. Ich brauche mich vor keinem Manne zu fürchten; es wird aber sehr schwer halten, daß wir bey mir zusammen kommen können. Das Haus ist verschlossen, und überdies habe ich zwey junge Brüder, welche fast täglich Gesellschaft haben, und die beständig hin und her gehen. Sie kommen zwar nur selten in mein Zimmer: es ist aber so nahe an dem ihrigen, daß man in dem einen alles höret, was in dem andern geredet wird, man mag auch so heimlich reden, als man will. Schöner Vorwand, antwortete der Probst. Eine Nacht ist bald hingebracht, und bey dergleichen Gelegenheit ist die Zunge nicht dasjenige Theil, dessen man am meisten nöthig hat. Wir werden Zeit genug haben, auf Mittel zu denken, wie wir uns unsere Bequemlichkeit besser verschaffen. Die einzige Gefälligkeit, warum ich euch anjetzo bitte, Madame, ist diese, daß wir diesen Abend noch bey einander schlafen. Gut, versetzte die Wittwe, vor allen Dingen aber müsset ihr verschwiegen seyn, Herr Probst. Darauf könnet ihr euch verlassen, Madame, sagte er zu ihr. Ich habe so viel dabey zu verliehren, als ihr. Man stellete endlich die Stunde feste, da der Probst an den bestimmten Ort kommen sollte, und gieng weg.

Die Wittwe hatte eine Magd, welche keine von den jüngsten, aber davor die heßlichste und ungestalteste, die man jemals gesehen hat, war. Man hätte sagen mögen, daß sich die Natur ein Vergnügen gemacht hätte, ein Monstrum der Heßlichkeit hervor zu bringen. Sie hatte eine platte Nase, krummes Maul, dicke Lippen, breite und lange Zähne, wie ein

altes Pferd, und überdieſes waren ſie ſchwarz und ſtinkend: Sie hatte eine grüne und gelbe Haut; ſie war ein wenig ſchielend, und hatte jederzeit ſo viel Wachs um die Augen, als man zu einem Lichte von einer ziemlichen Gröſſe nöthig hatte. Ueberdieſes war ſie auf einer Seite hinkend. Ihr Nähme war Chute. Ob ſie ſchon ſo heßlich war, ſo war ſie doch dabey boßhaftig genug. Wenn du mir einen Gefallen erweiſen willſt, ſagte die Wittwe zu ihr, ſo will ich dir ein Hemde geben; dieſer beſtehet darinne, daß du dieſe Nacht bey einem Manne ſchlafen ſollſt, und daß du ihn in meinem Bette wohl aufnehmeſt. Vor ein Hemde, und um das Vergnügen zu haben, ihnen einen Gefallen zu erzeigen, will ich wohl bey zwanzig Männern ſchlafen, antwortete Chute. Ganz wohl, ſagte die Schöne darauf; du muſt aber kein Wort reden, weil dich ſonſt meine Brüder hören möchten. Da es Nacht worden, und der Probſt ganz ſachte und ohne Licht in die Kammer der Wittwe gekommen war, ſo legte er ſich abgeredeter maſſen ins Bette. Chute, welche ihre Frau wohl unterrichtet hatte, legte ſich alſobald zu ihm. Der Probſt freuete ſich herzlich darüber, und glaubte im Ernſt, die Vergnügungen zu ſchmecken, wornach er ſo lange Zeit Verlangen getragen hatte. Als die Wittwe ihre Perſon ſo wohl geſpielet hatte, ſo war es nunmehro an den Brüdern, die ihrige auch zu ſpielen. Da ſie ausgegangen waren, zu dem Biſchof zu gehen, ſo trafen ſie ihn auf dem Wege an, da er eben im Begrif war, den Abend bey ihnen zuzubringen, und ein Glaß Wein bey ihnen zu trinken. Sie

kamen

kamen alſo zuſammen wieder zurück, und da ſie eine Tafel in einem mit Fackeln wohl erleuchteten Hof hatten ſetzen laſſen, ſo trunken ſie, und ſprachen mit einander, bis ziemlich ſpäte in die Nacht. Als der Prälat im Begriff wegzugehen war, ſo ſagte der älteſte unter den Brüdern zu ihm: Weil ihr uns die Ehre angethan habt, mein Herr, uns dieſen Abend zu beſuchen, ſo wollen wir euch nicht eher weggehen laſſen, ehe ihr nicht eine gewiſſe Sache geſehen habt, welche wir euch zu zeigen haben. Hierauf nahm der Bruder eine Fackel, und führete den Biſchoff und ſein Gefolge in die Kammer ſeiner Schweſter, wo der Probſt mit der Magd im Bette lag, mit welcher er ſchon verſchiedene Touren gemacht hatte. Als der gute Mann, der von der gehabten Arbeit in Schlummer gerathen war, und ohnerachtet der damaligen Hitze, ſeinen Affen im Arme hatte, aufwachte, ſo bald als man die Vorhänge aufzog, und das Licht ihm in die Augen ſchiene, ſo war er ſehr beſtürzt, den Biſchof und ſo viel andere Leute um ſich zu ſehen. Vor Schaam und Furcht ſteckte er den Kopf in das Bette. Der Biſchoff gab ihm tauſend Verweiſe, und ſagte ihm, bey wem er geſchlafen hätte. Er ſahe hierauf, daß er zum Narren gemacht war, und daß er ſich betrogen hatte, und war entſetzlich verdrüßlich darüber. Der Prälat ließ ihn ankleiden, und ſchickte ihn unter guter Wache nach Hauſe, wo man ihn vor ſeine begangene Sünde Buſſe thun ließ. Und als der Biſchoff wiſſen wollte, wie ſich dieſes zugetragen hätte, ſo erzähleten ihm die zwey Brüder alles. Die Brüder und die Wittwe wurden

ſehr

ſehr gelobet, daß ſie ihre Hände in dem Blute eines Prieſters nicht hätten waſchen wollen, und daß ſie ihm ſo begegnet, wie er es verdienet hätte. Der Biſchoff ließ ihn ſeinen Fehler vierzig Tage lang beweinen. Die Liebe und der Verdruß aber machten, daß er wohl zweymal vierzig Tage weinete. Er getrauete ſich nicht aus ſeinem Hauſe zu gehen, ohne daß die Kinder mit Fingern auf ihn wieſen, und ruften, ey ſehet doch da den, der bey der Chute geſchlafen hat. Auf dieſe Art alſo, machte ſich die Schöne von dem Ueberlaufen des Probſtes frey, und Chute gewann ein neu Hemde, und hatte eine gute Nacht, welche ſie vielleicht niemahls gehabt hatte.

Eine Wittwe, welche von einem Studenten geliebet wurde, und die in einen andern Menſchen verliebt war, ließ den erſten eine ganze Nacht im Winter auf dem Schnee warten. Er fand ein Mittel, ſich deßwegen zu rächen, und ließ ſie einen Tag im Julio den Fliegen, Weſpen und der Sonne ausgeſetzet.

Vor dieſem war zu Florenz eine junge Wittwe, Nahmens Helene, die edel von Geburth, und ſo wohl ſchön als reich war. Sie liebte die Unabhängigkeit, und da ſie einen Liebſten hatte, der ſie in ihrem Wittwenſtande tröſtete, ſo dachte ſie nicht wie-

der

der ans Heyrathen. Ein junger florentiniſcher Edelmann, Nahmens Regnier, welcher lange Zeit zu Paris ſtudiret hatte, kam damals nach Florenz zurück, woſelbſt er ſich bald in Hochachtung ſetzte. Wie es ſich aber oft zuträgt, daß die Liebe die Weiſeſten anfällt, ſo befand ſich Regnier bey einem Feſte, wo die Wittwe, die ſchwarz gekleidet war, wie unſere Witwen ſich zu kleiden pflegen, ſich auch befand. Sie ſchien ihm die reitzendſte Perſon zu ſeyn, die er jemals geſehen hatte, und hielt ſie vor fähig genug, einen ehrlichen Mann zu vergnügen. Er ſahe ſie von Zeit zu Zeit an, und ſagte beſtändig bey ſich ſelbſt, daß Sachen von hohem Werthe vieles zu erlangen koſteten, und beſchloß alſo, alles mögliche zu thun, daß er ihr gefallen, ſie verliebt machen, und einige Gunſt von ihr erhalten möchte. Die Schöne, welche die Augen nicht beſtändig auf die Erde richtete, und unter ihrer Kappe hervor bald auf den einen, bald auf den andern ſahe, begegnete den Augen des Regniers, und merkte ſogleich, was in ſeinem Herzen vorgieng, und daß ſie eine Taube gefangen hätte. Die Schöne, welche entweder glaubte, daß die Zahl der Seufzenden ihre Reitzungen erheben, und ſelbige ſo gar bey dem, welchem ſie ihr Herze geſchenket hatte, in gröſſern Werth ſetzen würde, oder daß es ihr ein Vergnügen war, den Regnier zu erhalten, ſahe ihn von Zeit zu Zeit auf eine ſolche Art an, daß er merken konnte, daß ſie ſeine erſt entſtehende Neigung mit Vergnügen wahrnähme. Regnier verließ alſo die Philoſophie, um ſich mit der Liebe zu beſchäftigen, und erkundigte ſich, wo die Wittwe wohnete,

und glaubte, ihr seine Aufwartung recht wohl zu machen, wenn er unter allerhand Vorwande vor ihrem Hause hin und wieder gienge, woraus sich die Schöne nach der gewöhnlichen Art der Löffel-Schwestern ein Vergnügen machte. Der Cavalier fand ein Mittel, mit ihrer Magd Bekanntschafft zu machen, er vertrauete ihr seine Liebe, und bath sie, ihm zu dienen, mit dem Versprechen, sie vor ihre guten Dienste als ein Galant Homme zu belohnen. Die Magd versprach alles, und redete noch selbigen Tag mit ihrer Frau. Die Schöne lachte den Regnier aus. Gelehrte, sagte sie, begehen Thorheiten, wie die andern. Er bedienet sich seines Verstandes, den er mit von Paris gebracht hat, nicht allzuwohl, man muß ihn ein wenig lassen ablaufen. Du must ihm sagen, wenn er wieder mit dir sprechen wird, daß ich vor seine Liebe erkänntlich sey: Daß ich aber die Ehre liebte, und daß ich eine ehrliche Frau bleiben wollte; und wenn er so klug ist, als man von ihm saget, so wird er mich deßwegen noch mehr lieben. Eine so günstige Antwort verursachte bey ihm eine herzliche Freude. Er verdoppelte sein Bitten, schrieb die verliebtesten Briefe von der Welt, und machte Geschenke. Alles dieses wurde wohl aufgenommen; aber mit sehr allgemeinen Antworten. Nachdem sie ihn nun eine lange Zeit auf diese Art herum geführet hatte, so gab sie ihrem Liebsten Nachricht davon, welcher deßwegen bestürzt wurde. Die Schöne, um ihm zu erkennen zu geben, daß er sie unrechtmäßiger weise in Verdacht hätte, ließ dem Regnier sagen, da sie, seitdem er ihr seine Liebe versichern lassen, nichts vor ihm habe

thun,

thun können, ſo hoffe ſie, daß ſie auf künftiges Weyhnachts-Feſt mit ihm zuſammen kommen könne; und wenn er ſich alſo die Nacht nach Weyhnachten in ihren Hof begeben wollte, ſo wollte ſie zu ihm kommen, ſo bald es ihr würde möglich ſeyn. Der Student war der zufriedenſte Menſch von der Welt, und unterließ nicht, ſich an den beſtimmten Ort zu begeben. Die Magd empfieng ihn, und ſchloß ihn in einen kleinen Hof, welcher allen Zufällen dieſer Jahreszeit ausgeſetzet war, ein. Die Schöne hatte ihren Liebſten kommen laſſen, und da ſie mit ihm geſpeiſet, und ſich einander alles Vergnügen, was ſie nur erdenken konnten, gemacht hatten, ſo ſagte ſie zu ihm, daß ſie, um ihn aus dem Verdachte, welchen er gefaſſet hätte, zu reiſſen, ihn bey dem Poſſen zum Augenzeugen machen wollte, welchen ſie ſeinem vermeintlichen Nebenbuhler zu ſpielen ſich vorgeſetzet hätte. Sie ſagte ihm zu gleicher Zeit, daß er in dem Hofe eingeſchloſſen wäre, wo ſie ihn die Nacht wollte zubringen laſſen, damit ſeine Neigung ein wenig abgekühlet würde. Das Wetter war rauh und der Schnee ſehr dicke, ſo daß Regnier kaum eine Stunde im Hofe geweſen war, als er fühlete, daß er ganz erfroren war. Die Hofnung aber, welche er hatte, ſich ſeines Leidens wegen zu erholen, machte, daß er die Kälte mit Gedult ertrug. Da man ihn nun hatte lange genug warten laſſen, ſo führete die Wittwe ihren Liebſten an ein Fenſter, wo ſie den Regnier beym Mondenſcheine ſehen konnte, ohne daß er ſie ſahe, und leß ihm zugleich durch ihre Magd ſagen, daß es ihr leid thäte, daß ſie ihn an einem ſo freyen

Orte müſte warten laſſen: daß aber ihr Bruder zu ihr zum Abendeſſen gekommen ſey, daß er noch da wäre, und daß, ſo bald er würde weggegangen ſeyn, ſie nicht ermangeln würde, zu ihm zu kommen; im übrigen lieſſe ſie ihn bitten, daß er nicht ungeduldig werden möchte. Regnier, der dieſes vor wahr hielt, hat ſie, der Madame zu ſagen, daß ſie ſich keine Unruhe machen ſollte, daß er ſeine Zeit erwarten wollte, und daß er ſie nur bäthe, daß ſie, ſo bald als möglich, zu ihm kommen möchte. Der Galan, der alles dieſes wohl hörete, hatte eine auſſerordentliche Freude darüber, und war verſichert, daß, wenn ſeine Liebſte den Regnier liebte, ſie ſich niemals entſchlieſſen würde, ihn auf dieſe Art frieren zu laſſen. Da die Magd wieder zurück kam, ſo legte ſie ſich nieder, und die Verliebten thaten desgleichen. Unterdeſſen wurde dem armen Regnier, welcher fror, die Zeit entſetzlich lang. Er gieng hin und her, um ſich zu erwärmen, ſchimpfte auf der Wittwe ihren Bruder, verfluchte die ſtrenge Kälte, und glaubte, alles das, was er hörete, ſey die Schöne, welche käme, ihn von ſeiner Schildwache abzulöſen. Als die Mitternacht vorbey war, ſo ſagte die Schöne zu ihrem Liebſten: Was ſaget ihr von unſerm Studenten? Meynet ihr nicht, daß ſeine Liebe, die er vor mich hat, zum wenigſten nicht eben ſo preißwürdig ſey, als ſeine Weisheit? Die Kälte, welche er anjetzo leidet, wird das Feuer ohne Zweifel auslöſchen, welches meine Reden letzthin in ſeinem Herzen entzündeten. Es wird zum wenigſten verlöſchen, Madame, antwortete der Galan. Ich ſehe hieraus, daß ihr mich aufrichtig liebet,

bet, solchergestalt will ich euch gleichfalls beständig lieben. Da diese beyderseitige angenehmen Reden neue verliebte Handlungen veranlasset hatten, so wollte man seine Augen noch an dem Leiden des Regniers weiden. Sie stunden also auf, giengen ans Fenster, und sahen wie dieser Unglückliche auf dem Schnee, nach dem Klappern seiner Zähne, welche ihm statt einer Violine dieneten, herum tanzete. Da sie ein wenig zurück gegangen waren, so sagte die Schöne: Sehet ihr wol, wie ich machen kann, daß die Leute ohne Sackpfeiffe tanzen müssen: Recht schöne, antwortete der Galan lächelnd. Wir wollen hinunter gehen, fieng die Schöne wieder an, damit die Comödie vollkommen werde. Ich will mit ihm reden, und wir wollen hören, was er sagen wird. Da sie nun ganz sachte an die Hofthüre gekommen waren, so rufte sie ihn mit leiser Stimme. Als sich Regnier rufen hörete, so glaubte er, daß dieses das Ende seines Leidens seyn würde, also näherte er sich, und da er die Schöne an ihrer Stimme erkannte, so sagte er zu ihr: machet auf, Madame, ich bitte euch recht sehr darum; ich bin ganz steif von Kälte. Ich kann nicht glauben, antwortete die Wittwe auf eine spöttische Art, daß ein so feuriger Liebster, als ihr mir zu seyn geschienen, über die Kälte so empfindlich sey. Die Jahreszeit ist nicht so strenge, als ihr glaubet. Es schneyet, es ist wahr: zu Paris aber schneyet es noch mehr. Ich kann euch so bald noch nicht aufmachen: mein Bruder ist noch da. Er wird nicht lange mehr da bleiben: Ihr sollet gar nicht lange mehr warten. Ich habe mich diesen kleinen Augenblick weg-

gestohlen, um euch zu trösten und zu bitten, daß ihr Gedult habet. Wenn ich nur zum wenigsten unter Dach wäre, Madam, so wollte ich hernach so lange warten, als es euch gefällig wäre, versetzte Regnier: denn der herabfallende Schnee bedecket mich ganz. Es ist mir unmöglich, euch aufzumachen, sagte die Wittwe, denn diese Thür macht einen entsetzlichen Lärmen. Ich will nur meinen Bruder weggehen lassen, und sogleich wiederkommen und euch aufmachen. So machet denn nur bald, ich bitte euch ums Himmels willen, antwortete der Patient. Ich bitte euch, machet ein groß Feuer, ich habe höchstnöthig mich zu wärmen, denn ich habe mich erkältet, daß ich gar nichts mehr fühle. Es ist kaum ein Augenblick, sagte die Schöne, daß ihr mir habet sagen lassen, daß ihr vor Liebe zu mir brennet, und anjetzo saget ihr, daß ihr erfroren seyd. Kann denn Hitze und Kälte in einem Gegenstande bestehen? Ich bin die Eurige: thut es nur willig und gern. Der Liebste, der alles dieses hörete, konnte sich des Lachens kaum enthalten; und da er mit der Schönen wieder ins Bette kam, so wurde der Rest der Nacht mit Vergnügen und Scherzen auf Unkosten des Unglückseligen zugebracht. Weil der arme Teufel niemand ihm zu Hülfe kommen hörete, so hatte er Zeit genug, mit den Zähnen zu klappern, und wie ein Storch, bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine zu stehen, indem er die strenge Kälte, die Bosheit der Wittwe, die Länge der Nacht und seine eigene Einfalt verfluchte. Da er nun hierauf nicht mehr zweifelte, daß man ihn zum Narren gemacht hätte, so

wollte

wolte er die Thür aufmachen, oder sehen, ob er etwa irgendwo hinaus kommen könnte: allein dieses war alles umsonst, er muste das Ende abwarten. Da es anfieng Tag zu werden, so kam die Magd, welche von ihrer Frau war unterrichtet worden, und brachte bey dem Regnier grosse Entschuldigungen vor, und versicherte ihn, daß er ein andermal das Vergnügen genüssen sollte, welches er diese Nacht nicht hätte haben können. Regnier, welcher ein Mensch war, der sich nicht zweymal betrügen ließ, und wol wuste, daß Drohungen eben so viel Waffen vor die bedrohete Person seyn, hatte so viel Gewalt über sich, daß er sich halten konnte, und begnügte sich blos mit einer schwachen Stimme zu antworten: daß er in seinem Leben keine schlimmere Nacht gehabt hätte; weil er aber überzeuget wäre, daß diese Schuld nicht an seiner Liebste läge, so tröstete er sich mit der Hofnung, daß er ihr das, was sie vor gethan habe, vergelten werde. Unterdessen hätte er doch bald davon sterben müssen. Er war dermassen erfroren, daß die Medici alle Mühe von der Welt anwenden musten, die von der Kälte zusammengezogene Nerven wieder in Ordnung zu bringen. Seine Jugend aber, seine gute Leibesbeschaffenheit und der Fleiß der Medicorum brachten ihn doch endlich wieder zurechte. Er war kaum wieder auf den Füssen, so stellete er sich, wie gewöhnlich, in die Wittwe verliebt, die er doch eben so sehr hassete, als er sie zuvor geliebet hatte.

Die Zeit gab dem Regnier eine schöne Gelegenheit an die Hand, sich zu rächen. Der Liebste der Frau Helene, der von Natur unbeständig war, wurde dies

ſer Schönen ganz überdrüßig, und ließ ſich wo anders ein. Ueber dieſe Veränderung wollte ſie in Verzweifelung fallen. Die Magd, welche nicht wuſte, auf was Art ſie ihre Frau tröſten ſollte, und alle Tage Gelegenheit hatte, mit dem Regnier zu ſprechen, ließ ſich einfallen, daß ein Gelehrter, wie er, das Geheimniß wiſſen müſte, jemand verliebt zu machen, und glaubte, daß ſie durch dieſes Mittel den Galan der Frau Helene zurück bringen könnte. Sie hatte ſagen hören, daß dieſes durch die Necromantie geſchehen könnte, und zweifelte nicht, daß Regnier, welcher im Rufe ſtünde, daß er alles wiſſe, dieſe Wiſſenſchaft nicht auch wiſſen ſollte. Sie eröfnete ihren Einfall der Frau Helene, welche, ohne in Erwegung zu ziehen, daß, wenn Regnier das Geheimniß gewußt hätte, jemand verliebt zu machen, er ſich deſſen ſelbſt würde bedienet haben, dem Einfalle ihrer Magd Beyfall gab, und ihr auftrug, deswegen mit dem Regnier zu reden. Die Magd richtete ihren Befehl aus, und erhielt zur Antwort, daß ſie ihre Frau nicht verunruhigen ſollte, vielmehr ſelbige verſichern möchte, daß, wenn auch ihr Liebſter in Indien wäre, er dennoch wiederkommen, und ſie ſeiner Veränderung wegen um Verzeihung bitten ſollte. Die Art aber, wie die Sache müſſe angefangen werden, wollte er ihr ſagen, wenn ſie es verlangte. Auf dieſe Verſicherung ließ die Schöne den Regnier ſagen, daß ſie einander den und den Tag zu Sanct Lucas del Prato ſprechen könnten; und da ſie ſich dahin begeben hatten, ſo ſagte ſie ihm, ohne ſich zu erinnern, daß ſie ihn an die Ufer des Grabes

gefüh-

geführet hatte, ihren Zuſtand frey heraus, und bath ihn, ihr zu helfen. Es iſt wahr, Madame, antwortete Regnier, daß die Necromantie eine von den Wiſſenſchaften iſt, welche ich zu Paris gelernet habe, ich weiß ſelbige ſogar aus dem Grunde: Weil man ſich aber dabey verſündiget, ſo hatte ich beſchloſſen, mich deren niemals zu bedienen. Aber kann ich euch wol etwas abſchlagen? Jedoch muß ich euch ſagen, daß ihr das von mir verlanget, was in der ganzen Kunſt am ſchwerſten iſt. Diejenige Perſon, welche den, den ſie liebet, will zurück kommen laſſen, muß es ſelbſt thun, und muß ſich nicht fürchten: Denn alles muß des Nachts auf freyem Felde, und ohne Geſellſchaft geſchehen. Könnet ihr wol alles dieſes thun? Die Schöne, welche mehr verliebt als klug war, antwortete, daß ſie es thun wollte, daferner ihr die Art ſagen wollte. Regnier ſagte alſo, daß er ein Bild von Zinn, im Namen desjenigen, welchen ſie liebte, machen wollte: daß ſie ſich im abnehmenden Monde, und in der Stunde des erſten Schlafes, ganz nackend mit dieſem Bilde in einem flieſſenden Waſſer baden, und dieſes ganz alleine, und zwar ſiebenmal nach einander thun ſollte: hierauf müſte ſie alſo nackend auf einen Baum oder Haus ſteigen, allwo ſie die Worte, welche er ihr geſchrieben geben wollte, ſiebenmal ſagen müſte. Wenn ſie dieſes geſaget hätte, ſo würden ſich zwey Jungfern von einer beſondern Schönheit ihr darſtellen, und würden ſie ganz ehrbar fragen, was ſie verlange; welches ſie ihnen ſagen ſollte, jedoch müſte ſie ſich in acht nehmen, daß ſie nicht eine Sache vor die andere nennete. Darnach dürfte ſie nur wieder

herunter steigen, ihre Kleider nehmen, und wieder nach Hause gehen; und könnte versichert seyn, daß sie, ehe es Tag werden würde, ihren Liebsten, sie seines begangenen Fehlers wegen, um Verzeihung bittend, und ihr eine ewige Liebe versichernd, vor sich sehen würde. Weil man gemeiniglich gern glaubet, was man verlanget, so betrog sich die Witwe gar entsetzlich, und glaubte ihren Liebsten schon bey sich zu haben. Alles dieses will ich gerne thun, antwortete sie, und es schicket sich alles recht schön. Ich habe in dem Thal von Arne ein Vorwerk, welches ziemlich nahe bey dem Flusse ist. Wir sind im Monath Julio, da das Bad sehr angenehm ist, daselbst, und nahe bey dem Flusse ist ein alter unbewohnter Thurm, worauf man nur mit einer Leiter steiget, welche die Schäfer gemacht haben, um sich nach ihren verlorten Schafen umzusehen. Regnier, welcher das Vorwerk und den Thurm wohl wuste, antwortete, daß er alles dieses nicht wüsste. Wenn es aber so wäre, wie sie sagte, so könnte es nicht besser zutreffen. Regnier war erfreuet, daß er eine Gelegenheit fand, sich zu rächen, ließ das Bild machen, und schickte ihr solches nebst einem langen Mährgen, welches er erdichtet hatte, welches ihr statt eines Gebets thun sollte, und ließ ihr sagen, daß sie das bewuste die folgende Nacht ohnfehlbar thun sollte. Er reisete zu gleicher Zeit mit seinem Diener ab, einen von seinen Freunden, welcher nicht weit von dem Thurme wohnete, zu besuchen. Die Schöne begab sich gleichfalls ohne Gesellschaft, ausser ihrer Magd, auf ihr Vorwerk. Da es Nacht worden war, ließ sie ihre Magd niederlegen, stellete sich desgleichen zu thun,

ging

ging zu der bestimmten Stunde ganz sachte heraus an den Fluß Arne, so nahe bey dem Thurm, als es ihr nur möglich war. Da sie niemand weder hörete noch sahe, so kleidete sie sich aus, versteckte ihre Kleider in ein Gebüsche, badete sich mit gedachtem Bilde siebenmal, und stieg auf den Thurm. Regnier, welcher sich ganz nahe dabey mit seinem Knechte versteckt hatte, sahe alle Bewegungen der Schönen durch die Weiden mit an: Sie gieng sogar zwey Schritte weit bey ihm vorbey, da sie an den Thurm kam. Die Weisse ihres Leibes, welche die Dunkelheit der Nacht vertrieb; ihre Brüste, welche so zu sagen, wie gedrechselt waren, und alle übrige Theile, welche er ganz wohl beobachten konnte, verursachten bey ihm entsetzliche Versuchungen, und da er sich vorstellete, daß dieses alles nunmehro in kurzen sollte verändert werden, so fühlete er Mitleiden bey sich. Die Liebe rieth ihm aus dem Gebüsche hervor zu gehen, und sich an so vielen Schönheiten zu vergnügen, die nunmehro vergehen sollten, und es hätte bald wenig gefehlet, d- sein Zorn seiner Neigung, welche dieser Anblick der entzündet, nicht Platz gemacht hätte. Da e- betrachtete, wie beissend der Streich, welchen si- gespielet, gewesen wäre, so verjagte der Zorn das Mitleiden und die Liebe wieder, und machte ihn entschlossen, seine Rache zu verfolgen. So bald die Schöne auf dem Thurme war, so fing sie an die aufgeschriebenen Worte herzusagen. Da sich aber Regnier ganz sachte herzu gemachet hatte, so nahm er ganz stille die Leiter weg. Als die Witwe das Gebet siebenmal gethan hatte, so wartete sie auf die zwey

Jungfern, und wartete so lange auf sie, bis der Tag anbrach, und empfand mehr Kälte, als sie verlangte. Nunmehro merkte sie erst, daß sich Regnier hätte rächen wollen. Sie tröstete sich doch einigermassen damit, daß sie weniger Kälte, und nicht so lange leiden würde, als sie ihn hätte leiden lassen. Sie fieng schon an, ihn einiger Ungeschicklichkeit zu beschuldigen, als sie fand, da sie herabsteigen wollte, daß man die Leiter weggenommen hätte. Niemals ist wol eine Bestürzung so groß gewesen, als die ihrige; der Muth entfiel ihr: sie fiel in Ohnmacht, und kam blos darum wieder zu sich selbst, daß sie Weinen und Klagen anstellen konnte, welche fähig waren, ein Herz, das nicht mit unversöhnlichem Zorn erfüllet war, zu erweichen. Sie zweifelte gar nicht mehr, daß dieses Regnier gethan, und reuete ihr, daß sie ihn beleidiget, noch mehr aber, daß sie ihm getrauet hatte. Sie suchte an einem andern Orte herab zu steigen, und da sie keinen fand, so fieng sie ihre Klagen von neuen an. Ich Unglückliche! sagte sie: was werden meine Brüder, meine Freunde und meine Nachbarn sagen? Was wird ganz Florenz sagen, wenn man erfahren wird, daß man mich nackend auf diesem Thurm gefunden habe? Meine Ehrbarkeit, die so berühmt war, wird für eine falsche Ehrbarkeit gehalten werden: Und wenn ich mich mit einer Lügen entschuldigen wollte, so wird Regnier, der alle meine Begebenheiten weiß, alles wieder vernichten, was ich sagen werde. Diese traurigen Ueberlegungen brachten sie so weit, daß sie sich oben von dem Thurme herunter stürzen wollte. Weil man aber allemal noch Zeit genug hat, sich

umzu-

umzubringen, so hielt sie davor, daß sie dieses nicht eher, als auf den äusserſten Nothfall thun müste. Da die Sonne aufgegangen war, so warf sie die Augen von einer Seite zur andern, um zu sehen, ob sie nicht etwa einen Schäfer wahrnehmen möchte, der ihr ihre Magd ruffen könnte: Sie sahe aber niemanden, als den Regnier, welcher unter einem Busch eingeschlafen war, und als er eben in dem Augenblicke aufwachte, so fragte er sie mit einem spöttischen Tone, ob die Jungfern noch nicht gekommen wären. Die Schöne fieng von neuen an zu weinen, und bat ihn, daß er näher kommen möchte. Er gehorchte, und als sich die Wittwe auf den Bauch geleget hatte, und nur den Kopf sehen ließ, so sagte sie mit Thränen zu ihm: wenn ich euch beleidiget habe, Regnier, so habt ihr euch auch gerochen. Es reuet mich, was ich euch gethan habe. Dieses reuet mich aber noch mehr, daß ich so einfältig gewesen bin, und euch geglaubet habe. Es ist keine süssere Rache, als wenn man einen Feind verderben und auch erhalten kann; ich verdiene es ganz und gar nicht, ich gestehe es; ich hoffe aber, daß ihr aus Liebe gegen euch selbst, dasjenige thun werdet, was ihr nicht aus Liebe gegen mich thun müsset. Ein ehrlicher Mann ist genug gerochen, wenn er siehet, daß es blos von ihm abhanget, es zu seyn. Lasset mir also meine Kleider wiederbringen, ich beschwöre euch darum, und setzet die Leiter wieder her, damit ich mich von hier wegbegeben könne. Nehmet mir meine Ehre nicht, ihr könnet mir solche hernach nicht wiedergeben. Was wird es euch helfen, wenn ihr mich der schändlichsten Nachrede

rede ausſetzet? Ich habe euch eine Nacht übel zubringen laſſen. Ich will euch deren ſo viel vergnügte machen, als ihr haben wollet, um euch zu entſchädigen. Begnüget euch damit, daß ihr mir habet ſehen laſſen, daß es blos von euch abhänge, die Rache ſo weit zu treiben, als ihr wollet. Der Adler hat von der Niederlage einer Taube keine Ehre, und ihr ſeyd ein zu galanter Menſch, als daß ihr alle eure Kräfte wider eine Frau anwenden ſolltet, an der ihr euch ſchon gerochen habt. Alſo beſchwöre ich euch ums Himmels und um euer ſelbſt willen, Mitleiden mit mir zu haben. Regnier fühlete bey dieſem Geſpräche Vergnügen und Schmerz. Vergnügen darüber, daß er ſich gerochen ſahe, und Schmerz über den traurigen Zuſtand der Schönen, welche ein Reſt der Liebe und Menſchlichkeit ihn mit Mitleiden betrachten ließ. Dennoch behielt das Verlangen ſich zu rächen über alle andere Empfindungen die Oberhand, und der Student antwortete: Wenn mein Bitten, welches weder mit Thränen begleitet, noch ſo ſüſſe war, als das eurige iſt, in der Nacht, da ihr mich faſt vor Kälte ſterben lieſſet, einen Ort, da ich vor dem Schnee, der auf mich fiel, bedecket geweſen, hätte erhalten können, ſo wollte ich das, was ihr anjetzo von mir verlanget, willig thun. Erinnert euch aber, Madam, daß ich in eurem Hofe war und mit den Zähnen klapperte, da ihr vielleicht unterdeſſen nackend in den Armen eures Liebſten laget. Wendet euch an ihn, Madame: Er wird vor eure Ehre Sorge tragen, worüber ihr ſo ſehr bekümmert ſeyd, und welche zu verliehren, ihr euch doch eben nicht al-

lezeit

lezeit ſehr gefürchtet habt. Wer ſollte euch beſſer helfen, als er? Ruffet ihn, Madame: Ihr gehöret ihm ganz und gar zu, und er wird nicht ermangeln, euch zu Hülfe zu kommen. Sehet doch, ob die Liebe, die ihr vor ihn habet, und euer und ſein Verſtand zuſammen, euch aus der Schlinge, worinnen euch der Narre, den ihr ſo hochmüthig verſpottetet, gefangen hat, ziehen werde. Ihr ſeyd anjetzo ſehr freygebig mit euren Gunſtbezeugungen, die ich doch nicht mehr von euch verlange. Hebet eure angenehmen Mächte vor euren Liebſten auf. Ich ſchenke euch ſolche, und bin zufrieden, daß ich einmal euer Narre geweſen bin. Vor dieſem war ich ein Narre, und anjetzo haltet ihr mich vor einen ehrbaren Menſchen. Ich ſehe die Urſache davon ein, Madam: dieſes iſt aber eine Urſache, welche euch nichts helfen wird. Diejenigen, welche kein Mitleiden haben, dürfen auch keines hoffen. Ich bin kein Adler, und ihr keine Taube. Ihr ſeyd vielmehr eine Schlange, welcher man ohne Mitleiden begegnen muß. Wenn man ſich rächet, ſo thut man allezeit mehr übels, als einem iſt angethan worden. Wenn ich mich alſo an euch rächen wollte, ſo könnte ich es nicht anders thun, als wenn ich euch das Leben nähme. Zu dem iſt das, was ich euch anthue, blos eine Züchtigung, und keine Rache. Ich achte euch, ein wenig Schönheit ausgenommen, welche die Zeit und die Runzeln auslöſchen werden, nicht höher, als die allergeringſte Magd. Wenn ihr alſo davon ſterben werdet, ſo wird die Welt eben nicht viel verlieren. Dieſe Züchtigung wird euch ſehr nützlich ſeyn, und wird euch, indem ſie

euch

euch klüger machet, zum wenigſten lehren, daß es nicht wohl gethan ſey, Leute zu verſpotten, welche nicht unempfindlich ſind. Stürzet euch herunter, wenn ihr ſo gerne herunter wollet. Euer Tod, indem er euch von dem Elend, worinne ihr zu ſeyn glaubet, befreyet, wird mir das größte Vergnügen von der Welt ſeyn. Ich habe ein Mittel gefunden, daß ihr auf dieſen Thurm geſtiegen, machet nunmehro auch eins ausfündig, wieder herunter zu kommen.

Da nun Regnier alſo geredet hatte, ſo konnte die Schöne, welche in Thränen ſchwomm, kaum das Kluchzen halten, und ihm ſagen: Wenn die verfluchte Nacht, worüber ihr euch zu beklagen Urſache habt, euch ſo ſehr am Herzen liegt: wenn euch mein Fehler ſo groß ſcheinet, daß euch weder meine Jugend, noch meine Schönheit, noch meine Thränen, noch mein Bitten erweichen können, ſo thut es doch des Vertrauens wegen, welches ich in euch geſetzt, und laſſet euch dadurch bewegen, mir mit mehrerer Menſchlichkeit zu begegnen. Ich beſchwöre euch darum, und ſeyd verſichert, daß ich eine ewige Erkenntlichkeit davor haben werde, welche mich von aller Welt loß machen wird, um euch ganz und gar mit meinem Herzen und Liebe anzuhangen. Meine Schönheit, welche ihr ſo wenig achtet, und welche ihr von ſo kurzer Dauer zu ſeyn glaubet, iſt groß genug, einen jungen Menſchen, wie ihr ſeyd, zum wenigſten auf einige Tage zu gefallen. So grauſam ihr auch gegen mich ſeyd, ſo kann ich doch kaum glauben, daß ihr euch ein Vergnügen machen ſolltet, mich auf eine elende Art ſterben zu ſehen. Wenn man einmal geliebet hat, ſo kann man nachgehends

ſo ſehr nicht haſſen. Ich bitte euch alſo noch einmal; und da ihr mich die Nacht über Kälte habet ausſtehen laſſen, ſo laſſet mich den Tag über nicht der Sonnenhitze ausgeſetzet ſeyn, welche man ſchon an zu fühlen fängt. Ich bekümmere mich um das Vertrauen, welches ihr auf mich geſetzet habt, gar nicht, antwortete Regnier, welcher nur mit ihr redete, ſich ein Vergnügen zu machen. Ich bin es eurem Vortheil und nicht euer Liebe ſchuldig. Und ihr irret euch ſehr, wenn ihr euch einbildet, daß dieſes Vertrauen das einzige Mittel war, welches ich hatte, mich zu rächen. Ich hatte euch ſo viel Schlingen geleget, daß es unmöglich war, daß ihr nicht in eine hättet fallen ſollen, und zu eurem Glück ſeyd ihr in die, welche am erträglichſten, und am wenigſten ſchädlich iſt, gefallen. Machet euch von niemanden loß, Madame, um euch mir zu übergeben. Ich will und verlange dergleichen Opfer nicht. Die Buhlſchweſtern, wie ihr eine ſeyd, ſuchen nur das Vergnügen, und ihr würdet vielleicht bey mir nicht finden, womit ihr eurer Gierigkeit ein Genügen leiſten könnet. Sie laſſen ſich durch den Schein blenden, ohne zu bedenken, daß der Schein oft betrüget. Wenn die Alten langſam gehen, ſo gehen ſie zum wenigſten ſicher und ordentlich. Die Jungen haben an einer Liebſte nicht genug. Ihr Verlangen iſt eben ſo groß, als ihre Augen; ſie ſind unbeſtändig und veränderlich, wie ihr aus eurer eignen Erfahrung wahrnehmen könnet, und bilden ſich ein, daß die Schmeicheleyen, die man ihnen anthut, ein Tribut ſey, welchen man ihnen ſchuldig iſt. Sie ſuchen darinne Ruhm, daß ſie die empfangenen Gunſtbezeugungen

offen-

offenbaren, an ſtatt, daß die andern beſtändig, ehrbar, unterthänig und beſcheiden ſind. Erkennet euren Irrthum, wenn ihr euch einbildet, daß man eure Liebeshändel nicht wiſſe; Man redet zu Florenz von nichts anders: und man darf ſich gar nicht wundern, daß, da ihr ſo vielen Antheil an der Sache habet, ihr die letzte ſeyd, ſie zu erfahren. Wenn ihr euch herunter ſtürzen wollet, ſo will ich ohne Unruhe anſehen, wie ihr den Hals brechet; weil ich aber nicht glaube, daß ihr mir dieſes Vergnügen machen werdet, ſo will ich mich begnügen euch zu ſagen, daß, wenn die Sonne euch zu brennen anfänget, ihr euch der Kälte erinnern ſollet, welche ihr mich habt leiden laſſen, und wenn ihr ſelbige mit der Hitze zu vermiſchen wiſſet, ſo werden die Sonnenſtrahlen davon gemäßiget werden. Eure Verſprechungen und eure angenehmen Worte rühren mich gar nicht. Ihr habet mich verachtet, da ich euch liebete. Ich habe mich anderswo eingelaſſen, und ich habe eine andere Schönheit gefunden, die mich beſſer gekannt, und die mir mehr Gerechtigkeit hat wiederfahren laſſen. Weil euch nichts bewegen kann, ſo laſſet euch zum wenigſten um der Liebe willen, welche ihr zu der Schönen, die euch mehr Gerechtigkeit, als ich, hat wiederfahren laſſen, erbitten, und ertheilet mir, in Betrachtung ihrer, fieng Madame Helene wieder an, die Gnade, um welche ich euch bitte. Im Namen dieſer Schönen, antwortete Regnier lächelnd, kann ich nichts abſchlagen. Saget mir, wo eure Kleider ſind, ſo will ich ſie holen: welches ſie ganz gerne that. Da Regnier ſahe, daß es ſchon ſpät war, ſo ließ er ſeinen Knecht auf der Schildwa-

che,

che, und befahl ihm, niemanden bis zu seiner Wiederkunft herbey zu lassen; hierauf ging er zu seinem Freunde zum Mittags-Essen, und schlief nachgehends daselbst nach Wunsche. Madame Helene, welche in ihrer äusersten Betrübniß ein wenig Hoffnung geschöpfet, und bald saß, bald stund, fand endlich einen Ort, da ein wenig Schatten war, und schlief, in ihrem Gemüthe mit wenig Hoffnung und vieler Furcht beschäftiget, ein. Da der Mittag heran kam, und die Sonne gerade auf ihre zarte Haut schien, so verbrannte sie nicht allein das Fleisch, sondern machte auch von einer Weite zur andern Ritzen, welche ihr so viel Schmerz verursachten, daß sie aufwachte, so gerne sie auch geschlafen hätte. Da sie sich nun so gebraten fühlete, und sich bewegen wollte, so schien es ihr, als wenn ihre Haut als ein verbranntes Pergament, wenn man es ausdehnen will, zerriß. Ueberdieses hatte sie so entsetzliche Kopf-Schmerzen, daß sie dachte, der Kopf würde in Stücken gehen. Und über das alles war das Pflaster des Thurms so heiß, daß sie sich genöthiget sahe, in beständiger Bewegung zu bleiben. Das ärgste aber dabey war, daß, weil damahls nicht der geringste Wind wehete, und eine entsetzliche Menge von Fliegen und Wespen da waren, welche, da sie das rohe Fleisch fanden, so entsetzlich stachen, daß es ihr jeden Augenblick schiene, als wenn sie mit tausend Pfriemen gestochen würde. In diesem traurigen Zustande, da sie ihr Leben, ihren Liebsten und den Regnier verfluchte, und von Hunger und Durst ermüdet war, stund sie auf, und sahe, ob nicht etwa jemand da herum wäre, und war entschlos-

ſen, ihn zu Hülfe zu ruffen; die entſetzliche Hitze aber hatte jedermann entfernet, ſo, daß ſie nichts als Heuſchrecken hörete, und nichts als den Fluß Arne ſahe, deſſen Waſſer ihren Durſt nur vermehrete. Die Bäume, die Häuſer und der Schatten, die ſie entdeckte, machten, daß ſie neue Wünſche that, und dieneten ihr folglich zu weiter nichts, als ſie nur noch unglücklicher zu machen.

Wir wollen aber zum Regnier zurück kehren, welchen wir ſchlafend verlaſſen haben. Es hatte ſchon dreye geſchlagen, als er aufwachte, und zu dem Thurm zurück kehrete, um zu ſehen, wie es der Unglückſeeligen ginge. Als ihn Helene hörete, da er ſeinem Knecht Eſſen ſchickte, welcher noch nicht gefrühſtücket hatte, ſo legte ſie ſich wieder auf den Bauch, und ſagte weinend zu ihm: Nun ſeyd ihr gerochen. Ich ließ euch frieren, ihr habt mich braten und über dieſes faſt vor Hunger und Durſt verſchmachten laſſen. Der Tod würde mir angenehmer ſeyn, als das Leben, und ich leide ſo entſetzlich, daß ich es als eine Gunſt anſehen würde, wenn ihr mich vollends umbrächtet. Wenn ihr mich dieſer Gnade unwürdig achtet, ſo laſſet mir zum wenigſten ein Glas Waſſer geben. Regnier merkte wohl an ihrer Stimme, daß ſie ſehr ſchwach wäre. Er fühlete ein wenig Mitleiden, und dennoch antwortete er ihr: Wenn ihr ſterben wollet, ſo ſollet ihr von eurer und nicht von meiner Hand ſterben. Was das Waſſer anlanget, ſo will ich euch welches geben, ſo, wie ihr mir Feuer gabet. Um mich von meiner Erkältung zu heilen, habe ich mich müſſen in den ſtinkenden Miſt legen, und euren Brand

könnet ihr mit wohlriechenden Rosen-Wasser heilen. Ihr werdet die Haut verändern wie eine Schlange, und eure Farbe wird nur desto schöner werden. Was vor ein Glück würde es vor euch seyn, wenn ihr euer Herz so, wie eure Haut verändern könnet? O Barbar, antwortete Helene! müsset ihr der Grausamkeit noch Verspottung beyfügen? Würdet ihr mit mehrerer Unmenschlichkeit mit mir umgehen, wenn ich alle eure Freunde unter der Marter hätte sterben lassen? Würde man wohl den ärgsten Böswicht, der eine ganze Stadt ermordet hätte, härter straffen? Ihr versaget mir ein Glas Wasser, welches man dem grösten Missethäter unter dem Galgen nicht abschläget. Weil ihr demnach unerbittlich seyd, so will ich den Tod mit Geduld erwarten. Gott erbarme sich über meine Seele, und räche mich wegen euret Grausamkeit, wovon er alleine Zeuge ist. Als sie das gesaget hatte, so kehrete sie sich mit vieler Mühe weg, und wünschte tausendmahl, daß der Tod kommen möchte, ihrer Qual ein Ende zu machen. Da es anfing Nacht zu werden, und Regnier meynete, daß er genug gerochen sey, so ließ er die Kleider der Helene einpacken, und trug sie zu ihrer Magd, welche er, ihrer Frau wegen, in grossen Sorgen antraf. Ich wolte, sagte er zu ihr, daß ich mich an dir eben so gerochen hätte, wie an der Helene. Du solst mir aber nicht entgehen, gehe deiner Frau zu helfen; du wirst sie in einem schönen Zustande antreffen. Als die Magd ihre Kleider erkannt hatte, und nicht zweifelte, daß er ihre Frau umgebracht hätte, so fürchtete sie sich ihrentwegen selber entsetzlich. So bald Regnier weggegan-

gen war, ſo machte ſie ein entſetzliches Geſchrey, und lief mit den Kleidern nach dem Thurme zu. Regnier war kaum tauſend Schritte von dem Thurme, als der Helene ihr Bauer, welcher zwey Schweine, die er verlohren hatte, ſuchte, ganz nahe vorbey ging, und ängſtliche Klagen hörete. Der Bauer fing aus vollem Halſe an zu ſchreyen. Helene, welche ihren Bauer an ſeiner Stimme kannte, kroch ſo gut ſie konnte, an den Rand des Thurms, und ſagte zu ihm, daß er gehen und ihre Magd hohlen ſolte. Wer hat euch da hinauf ſteigen laſſen, Madame, ſagte er ganz erſchrocken? Man hat euch den ganzen Tag geſuchet. Die Leiter war ſehr alt, und hatte nicht können weggenommen werden, ohne daß ſie in viele Stücken zerbrach. Der Bauer nahm alle Stücke zuſammen, und band ſie, ſo gut er konnte, zuſammen. Er hatte kaum angefangen, ſo kam die Magd an, und fing mit einer entſetzlichen Stimme an zu ſchreyen. Gieb dich zufrieden, mein Kind, ſagte Helene: Ich bin da, aber in groſſer Unordnung. Bringe mir geſchwinde Kleider. Sie ſind ſchon da, Madame, antwortete die Magd weinend. Da die Leiter nun ſo übel und böſe zuſammen geflickt war, ſo ſtieg die Magd mit Hülfe des Bauers hinauf. Und als ſie ihre Frau auf der Erde liegen und ſie mehr einem gebrannten Klotze als einem menſchlichen Körper ähnlich ſahe, ſo fing ſie an ſich das Geſichte mit den Nägeln zu zerreiſſen und zu ſchreyen, gleich als wenn ſie hätte ſterben ſollen: Aber Helene hieß ſie ſtill ſchweigen, und bath ſie, ſie anzukleiden. Sie tröſtete ſich ein wenig, als ſie vernahm, daß niemand wüßte, wo

ſie

ſie geweſen wäre, auſſer denen, welche ihre Kleider gebracht hätten, und ihren Bauer, welchem ſie das Stillſchweigen empfohl. Da Helene endlich mit äuſerſter Mühe, des Beyſtandes ihres Bauers ohnerachtet, welcher ſie auf ſeinen Armen trug, herunter geſtiegen war, ſo trat die Magd, welche hinterher kam, ohne viel zu denken was ſie that, mit dem Fuſſe darneben, fiel und brach ein Bein. Sie machte ein ſo entſetzliches Geſchrey, daß der Bauer Helenen auf ein wenig Gras legte, um nach der Magd zu lauffen, und trug ſie zu ihrer Frau. Dieſes zweyte Uebel vermehrte ihren Schmerz gewaltig. Sie hoffete von ihrer Magd mehr, als von iemanden, und dennoch ſahe ſie ſelbige auſſer Stand, ihr zu Hülfe zu kommen. Da ſie nun über die maſſen betrübt war, ſo fing ſie ihre Klagen ſo übermäßig wieder an, daß der Bauer ſie nicht allein tröſten konnte, ſondern auch ſelbſt mit ihr an zu weinen fing. Helene wolte ſich nicht von der Nacht überfallen laſſen, und ließ ſich alſo in des Bauers Haus tragen, welcher mit ſeinen zwey Brüdern und ſeiner Frau wieder umkehrte, die Magd auch zu hohlen. Nachdem er der Helene zu trinken gegeben, und ihr allerhand gute Worte vorgeſagt hatte, ſo trug er ſie in ſeine Kammer. Seine Frau gab ihr zu eſſen, wuſch ſie, kleidete ſie aus, legte ſie zu Bette, und ließ die folgende Nacht darauf die zwey Kranken nach Florenz ſchaffen. Die Schöne, welche gut lügen konnte, gab dieſer doppelten Begebenheit ein Mäntelgen um, und überredete ihre Brüder und Freunde, daß ſie die böſen Geiſter ſo gemißhandelt hätten. Man ho-

lete Medicos, welche nach vielen Zufällen die Schöne endlich heileten, deren Haut oft an den Tüchern hängen blieb, und brachten die Magd nach einiger Zeit gleichfalls wieder zu rechte. Madame Helene dachte nicht mehr an ihren Liebsten, und vermied nachgehends weißlich, so wohl die Liebe als die Verspottung. Da Regnier erfahren, daß die Magd ein Bein gebrochen hatte, und sich im übrigen genug gerochen zu seyn glaubte, so sagte er kein Wort von dieser ganzen Begebenheit.

Spineloſſe ſchläfet bey der Frau ſeines Freundes, welcher, da er es erfuhr, ein Mittel fand, ihn in einen Kaſten zu verſchlieſſen, und Repreſſalien zu gebrauchen.

Vor dieſen waren zu Siena zwey junge ziemlich wohlhabende Bürger, deren einer ſich Spineloſſe und der andere Sepe nennete. Sie waren Nachbarn, ſie beſuchten einander ſtündlich und liebten ſich ſo, daß man hätte ſagen ſollen, ſie wären Brüder. Sie hatten alle beyde ſchöne Weiber. Spineloſſe, der ſehr oft zu dem Sepe ginge, er mochte da ſeyn oder nicht, verliebte ſich in ſeine Frau, und ſchlief

endlich bey ihr. Dieſes dauerte lange Zeit, ohne daß es Sepe merkte, da er aber eines Tages zu Hauſe geblieben war, und ſeine Frau es nicht wuſte, ſo kam Spineloſſe und fragte nach ihm, und da er von der Schönen vernommen, daß er abweſend wäre, ſo ging er ohne weitere Umſtände hinein, und fing an ſie zu umarmen. Sepe, der dieſes ſahe, ſagte kein Wort, ſondern hielt ſich verborgen und wolte das Ende dieſes Spiels abwarten. Kurz, er ſahe, daß ſich ſeine Frau mit dem Spineloſſe alſo umarmet in ihr Zimmer einſchloß, und war gar nicht damit zufrieden. Da er aber überlegte, daß durch Lärm ſeine Schande nicht verringert, ſondern vielmehr vergröſſert würde, ſo dachte er darauf, wie er ſich ohne Lärm und durch Repreſſalien rächen möchte. Spineloſſe war kaum hinaus gegangen, ſo trat Sepe hinein, und fand ſeine Frau ihren Kopf-Putz, welchen ihr Spineloſſe bey dem Spiel in Unordnung gebracht hatte, wieder zu rechte machen. Was machet ihr da, meine Frau, ſagte er zu ihr, indem er hinein kam? Sehet ihr es denn nicht, antwortete die Schöne? Ich ſehe es wohl, ſagte Sepe, und ich habe wohl andere Dinge geſehen, die ich nicht gerne möchte geſehen haben. Der Mann machte groſſen Lärm, und da die Frau ſahe, daß er alles wuſte, ſo bekannte ſie aus Furcht alles, was ſie nicht wohl läugnen konnte, und bath ihn mit thränenden Augen um Verzeyhung. Sepe antwortete ihr, daß er ihr mit der Bedingung verzeihen wolte, daß ſie den Spineloſſe morgen um neun Uhr ſolte zu ſich kommen laſſen; daß wenn ſie ihn alsdenn würde kommen hören, ſo ſolte ſie ihn verſtecken, und in

einen

einen groſſen Kaſten, welchen er ihr zeigete, verſchlieſſen. Hierauf ſolte ſie thun, was er ihr ſagen würde, und verſicherte ſie übrigens, daß er dem Spineloſſe nichts zu leide thun wolte. Die Frau verſprach alles, um ſich wieder in Gunſt zu ſetzen. Da dieſe zwey Freunde des andern Tages beyſammen waren, ſo hatte es kaum Neun geſchlagen, als Spineloſſe, der ſeiner Liebſte verſprochen hatte, um dieſe Zeit zu ihr zu kommen, zu dem Sepe ſagte, daß er bey einem ſeiner Freunde ſpeiſen müſte, welchen er nicht wolte warten laſſen, er ſähe ſich alſo genöthiget, ihn zu verlaſſen. Sepe ſagte zu ihm, daß er nichts verſäumet hätte, und daß es noch nicht Zeit ſey, zu Mittag zu eſſen. Spineloſſe antwortete, daß er gern ein wenig bey Zeiten da ſeyn möchte, damit er Zeit hätte, ſich mit ihm über eine gewiſſe Sache zu beſprechen. Als er weggegangen war, ſo nahm er einen kleinen Umweg, und ging hernach ſogleich zu des Sepe ſeiner Frau. Er war kaum hinein gegangen, als Sepe zurück kam. Da ihn ſeine Frau hörete und ſich furchtſam anſtellete, ſo verſchloß ſie ihren Liebſten in den Kaſten, und ging heraus. So bald Sepe ſeine Frau ſahe, ſo fragte er ſie, ob es zu Mittag-Eſſen Zeit ſey. Die Schöne antwortete, daß das Mittags-Eſſen fertig ſey, und daß man nur auftragen dörffe, ſo ſagte er zu ihr, ich komme eben von dem Spineloſſe, er ſpeiſet in der Stadt bey einem ſeiner Freunde, gehet und bittet ſeine Frau, daß ſie zu uns zum Mittags-Eſſen komme. Die Schöne, welche die Furcht gehorſam machte, that augenblicklich das, was ihr Mann verlangte, und ging, ihre

Nachbarin zu holen. Sepe empfing ſie mit vielen Schmeicheleyen, gab ſeiner Frau ein Zeichen in die Küche zu gehen und führete ſeine Nachbarin bey der Hand in ſeine Stube, und ſchloß die Thür hinter ſich zu. Da die Schöne ſahe, daß ſie eingeſchloſſen war, ſo ſagte ſie zu ihm: Habet ihr mich deswegen zum Mittags-Eſſen gebethen? Iſt dieſes die Freundſchaft, welche ihr vor meinen Mann habt? Sepe antwortete hierauf, indem er ſich dem Kaſten näherte, und ſie beſtändig bey der Hand hielt: ehe ich euch verdrießlich mache, Madame, ſo muß ich euch ſagen, daß ich euren Mann als meinen Bruder liebe. Er hält mich vor unwiſſender als ich bin, und ohne Zweifel weiß er nicht, daß ich gar genau unterrichtet bin, daß er bey meiner Frau ſchläffet, wie bey euch. Er that es nur geſtern noch; alſo verlange ich auch bey euch zu ſchlafen, und will mich weiter nicht rächen. Wenn ihr nicht wollet, ſo wird es mir nicht ſchwehr ſeyn, ihn zu überfallen, und ihm auf eine Art zu begegnen, welche euch beyden verdrüßlich ſeyn wird. Da die Schöne dieſes von ihrem Mann nicht glauben konnte, ſo ſagte ihr Sepe davon ſo viel beſondere Sachen, daß ſie zu ihm ſagte, daß ſie nicht mehr daran zweifelte: Weil ihr euch wegen eines andern Fehler an mir rächen wollet, ſo bin ichs zufrieden, jedoch mit der Bedingung, daß ihr mich mit eurer Frau ausſöhnet: was mich anlanget, ſo will ich ihr das Unrecht, welches ſie mir angethan hat, herzlich gern vergeben. Dieſes will ich ganz gerne thun, antwortete Sepe, und über dieſes will ich euch den ſchönſten Edelgeſtein geben, den ich habe. Hierauf

fing

fing er an ſie zu careßiren, und ſtieß ſie ganz ſachte auf den Kaſten, worauf ſie ſo lange liegen blieben, als es ihnen gefiel. Spineloſſe, der alles dieſes gehöret hatte, war ſehr zornig, und ob er ſchon eingeſchloſſen war, ſo hielt ihn doch nichts als die Furcht ab, ſeine Frau zu ſchelten. Da er aber endlich überlegte, daß er der Anfänger geweſen war, und daß Sepe gleiches mit gleichem vergolten, ſo beſchloß er, ſeine Freundſchaft deßwegen nicht aufzuheben. Als ſeine Frau den Edelgeſtein verlangte, den man ihr verſprochen hatte, ſo ließ Sepe ſeine Frau herkommen, welche im Hineingehen zu ihrer Nachbarin ſagte, daß ſie ihr gleiches mit gleichem vergolten hätte. Ihr Mann ließ ihr den Kaſten aufmachen, und ſagte zur Nachbarin. Sehet da den Edelgeſtein, welchen ich euch verſprochen habe. Es würde ſchwehr halten, wenn man ſagen wolte, wer ſich am meiſten geſchämet hätte. Da nun Spineloſſe aus dem Kaſten heraus gekrochen war, ſo ſagte er zum Sepe: Mein Freund, nun ſind wir quitt, und wenn ihr mir folgen wollet, ſo wollen wir gute Freunde bleiben wie zuvor: Und da wir nichts, als unſere Weiber zu theilen haben, ſo wäre mein Rath, daß wir ſie auch gemein hätten. Sepe nahm den Vorſchlag an, und ſie ſpeiſeten alle viere als die beſten Freunde von der Welt. Und wie nachgehends jede Frau zwey Männer hatte, ſo hatte auch jeder Mann zwey Weiber.

Eine Sicilianerin fand Gelegenheit, das Geld, welches ein Kaufmann zu Palermo hatte, auf eine liſtige Art zu ſtehlen. Und da der Kaufmann wieder nach Palermo zurück kam, ſo machte er es ihr wieder ſo.

Vor dieſen war zu Palermo und andern See-Städten die Gewohnheit, daß die Kaufleute, welche mit Waaren dahin kamen, ſolche auf dem Pack-Hofe abluden, und den Aufſehern eine Liſte von den Sachen und Preiſſen gaben. Die Aufſeher des Pack-Hofes gaben hierauf den Kaufleuten Gewölber, um ihre Waaren zu verſchlieſſen, und die gewöhnlichen Abgaben nach dem Regiſter, welches man deßwegen gema-

gemachet hatte, zu bezahlen. Die Mäckler erkundigten ſich nach der Beſchaffenheit und dem Preiſſe der Waaren, ingleichen nach dem Nahmen der Kaufleute, welchen ſie vor ein gewiſſes Geſchenke ihre Waaren verkauffen halffen. Nun wurde vor einiger Zeit ein junger Florentiner, Nahmens Salabet, durch ſeine Herren mit einem Reſt Tuch, den ſie auf der Meſſe zu Salerno nicht hatten verkauffen können, und ohngefähr 5 oder 6 hundert Thaler gelten mochte, nach Palermo geſchicket. Nachdem er ſeine Waaren in ein Gewölbe gebracht und den Auffſehern des Pack-Hofes eine Liſte davon gegeben hatte, ſo beluſtigte er ſich bald da bald dort in der Stadt, ohne viel Eifer ſpühren zu laſſen, ſolche zu verkauffen. Palermo iſt eine Stadt, wo ein Hauffen Frauenzimmer iſt, welche auf Seiten ihrer Schönheit ſo preißwürdig, als ſie es auf Seiten ihrer Tugend nicht ſind, und welche doch von Leuten, die ſie nicht kennen, vor ſehr ehrbares Frauenzimmer gehalten werden. Sobald als dieſe Frauen einen fremden Kaufmann ſehen, ſo erkundigen ſie ſich nach ſeinen Waaren und deren Preiſſe bey den Auffſehern des Pack-Hofes, und thun hierauf ihr möglichſtes, ſie durch ihre Schmeicheleyen an ſich zu ziehen. Eine von dieſen Weibern, Nahmens Frau Blanchefleur, die ein Auge auf unſern Florentiner geworfen hatte, der von Perſon nicht übel gebildet war, und deſſen Umſtände ſie durch vorgeſagte Mittel erfahren hatte, ſtellete es ſo an, daß ſie von ihm bemerket wurde. Der Cavalier, da er von der Schöne, dem äuſſerlichen Anſehen nach, urtheilete, zweifelte nicht, daß es eine vornehme Perſon ſey: Und weil er eine ziemlich

gute

gute Meinung von ſich ſelbſt hatte, ſo glaubte er, daß ihr ſein gutes Anſehen gefallen, und entſchloß ſich, dieſen Liebes-Handel ordentlich anzufangen. Indem er alſo vor der Thür dieſer Schönen hin und her ging, ſo hatte er das Vergnügen, wahrzunehmen, daß man auf ihn Acht gegeben, und daß er das Glück gehabt hätte zu gefallen. Nachdem ſie ihm einige Tage verliebte Blicke zugeworffen und ihm tauſend kleine Zeichen der Liebe, die ſie vor ihm hatte, gegeben, ſo ſchickte ſie eine von ihren Weibern, welche in der Kunſt Gelegenheiten zu machen, ſehr geſchickt war, an ihn. Nach allerhand Reden ſagte die Gelegenheitsmacherin mit einer kläglichen Stellung zum Cavalier, daß ſeine gute Geſtalt ihre Frau ſo eingenommen hätte, daß ſie nicht ohne ihn leben könnte, und daß ſie ihn von ihrentwegen bitten ſolte, in eine Badſtube, welche ſie ihm nennete, zu kommen, und daß er einen Ring annehmen möchte, welchen ſie ihm zum Zeichen ihrer Freundſchaft zu geben, Befehl erhalten. Salabet war der vergnügteſte Menſch von der Welt. Er nahm den Ring, ſahe ihn genau an, küſſete ihn, ſteckte ihn am Finger, und antwortete, daß ihm Madame Blanchefleur viel Gunſt erwieſe, und daß er nicht unterlaſſen würde, ſie auf den erſten Wink zu beſuchen. Als die Schöne dieſe Antwort erhalten hatte, ſo ſchickte ſie ihre Frau wieder zum Salabet, um ihm die Badſtube zu ſagen, wo er ſie morgen nach der Veſper erwarten ſolte. Da die Stunde herbey kam, ſo begab er ſich zu dem Bader, und fand, daß die Badſtube vor Madame Blanchefleur aufgehoben war. Er hatte kaum eine Viertel-Stunde gewartet, als er

zwey Mägde kommen ſahe, deren eine eine ſchöne groſſe Barchet Matratze trug, und die andere einen groſſen Korb voll allerhand kleinen Vorrath. Man legte dieſe Matratze auf ein Bette, welches in dem Zimmer des Bades war. Hierauf gingen die Mägde in das Bad, welches ſie ſorgfältig reinigten. Einen Augenblick hernach kam die Schöne mit zwey andern Mägden, und erzeigte dem Salabet tauſendliebkoſungen. Da ſie nun viel Seufzer heraus geſtoſſen und ihn vielmahl umarmet hatte, ſo ſagte ſie zu ihm: Mein Herr, nur ihr habet machen können, daß ich hierher gekommen bin. Mein Herz hat ſich gegen eure Annehmlichkeiten, allzuliebenswürdiger Toſcanier, nicht vertheidigen können. Nach vielen andern verliebten Reden von dieſer Art zogen ſie ſich ganz nackend aus, und gingen mit den zwey Mägden in das Bad. Die Schöne wolte ſich erſt mit wohlriechender Seiffe waſchen, hernach aber ließ ſie ſich wohl waſchen und reiben: Hierauf brachten die Mägde zwey ſehr feine, und mit dem beſten Räucherwerk durchräucherte Tücher, eines vor die Schöne, und das andere vor den Salabet, welche ſie um ſich wickelten, und ſich in das vorhero zubereitete Bette legten. So bald der Schweiß vorbey war, ſo zog man die naſſen Tücher weg, und ließ ſie auf den andern liegen, da ſie mit Roſen-Orangen-Blüth, Jaſmin- und Pommeranzen-Waſſer beſprenget wurden, welches man in dem Korbe in kleinen ſehr ſchönen ſilbernen Fläſchgen hatte. Da alles dieſes geſchehen war, ſo bewirthete man ſie mit Confect und ſehr vortreflichen Weine. Salabet war über alles dieſes ſo vergnügt, daß er im Paradieſe zu ſeyn glaubte. Nichts

vergnügte ihn aber mehr, als die Schönheit der Madame Blanchefleur. Er wünschte herzlich, daß man alle diese Ceremonien weggelassen hätte, und daß ihn die Mägde in den Armen seiner Schönen gelassen hätten. Seine Wünsche wurden endlich erfüllet. Sie gingen auf Befehl der Schönen fort, und liessen einen angezündeten Wachsstock darinne. So bald die Verliebten allein waren, so umarmete die Schöne den Salabet, welcher glaubte, daß sie vor Liebe zu ihm sterben würde. Da sie nun eine ziemliche Zeit bey einander gewesen waren, so befand die Schöne vor gut, aufzustehen, ruffte ihre Mägde, ließ noch Wein und Confect auftragen, und ließ sich ankleiden. Ehe sie weggingen, so sagte die Schöne zum Salabet, daß er ihr ein Vergnügen machen würde, wenn er mit ihr zu Abend speisen, und bey ihr schlafen wolte. Da Salabet durch die List und Schönheit dieser Frau schon eingenommen war, und gar nicht zweifelte, daß er nicht aufrichtig von ihr geliebet würde, so antwortete er, daß sein gröstes Verlangen wäre, das zu thun, was ihr nicht nur bey Tage, sondern auch so gar ihre ganze Lebens-Zeit gefallen würde. Die Schöne ermangelte nicht, ihr Zimmer wohl auszieren zu lassen, und eine prächtige Abendmahlzeit zu haben. Salabet wurde auf die beste Art von der Welt empfangen, und speiste mit vielem Vergnügen. Die Pracht der Mahlzeit und die schönen Meubles brachten ihn auf die Gedanken, daß er mit einer Person vom ersten Range zu thun hätte. Ob er schon sehr nachtheilige Sachen von der Blanchefleur hatte sagen hören, so sahe er doch alles dieses als eine Wirkung der Verläum-

dung

dung an. Und geſetzt auch, daß ſie einen betrogen hätte, ſo konnte er ſich nicht einbilden, daß ſie ihn betrügen wollte. Er brachte alſo die Nacht ſo vergnügt bey ihr zu, als er es nur verlangen konnte. Da es Morgen geworden war, ſo ſchickte ſie ihn mit beträchtlichen Geſchenken zurück, und verſicherte ihn von neuen, daß, ſo wie ihre Perſon ihm zugehöre, alſo auch alles, was in ihrer Gewalt wäre, zu ſeinen Befehlen ſtünde. Salabet antwortete auf dieſe Höflichkeit durch neue Umarmungen und neue Verſicherungen einer ewigen Ergebenheit, und kam nachgehends oft, ſich bey ihr zu vergnügen, ohne daß es ihm was koſtete. Einige Zeit hernach verkauffete er ſeine Tücher mit gutem Profit, welches die Schöne durch ihre ausgeſchickten Leute augenblicklich erfuhr. Da nun Salabet eines Tages, bey ihr zu Abend zu ſpeiſen gekommen, ſo war keine Careſſe, welche ſie ihm nicht anthat, und ſtellete ſich ſo verliebt, daß es ſchiene, als wenn ſie in ſeinen Armen ſterben wolte. So bald Salabet nur etwas lobte, ſo bath ſie ihn, es anzunehmen. Sie wolte ihm zwey ſehr ſchöne ſilberne Becher geben; weil er aber ſchon groſſe Geſchenke von ihr erhalten, und ihr noch nichts wieder gegeben hatte, ſo wolte er ſie, ſo ſehr ſie ihn auch bath, nicht annehmen. Endlich aber, da ſie glaubte, daß ſie ihn genung eingenommen hätte, ſo kam eine Magd, welcher ſie es ſchon befohlen, und ruffte ſie, um ins geheim etwas mit ihr zu ſprechen. Die Schöne ging hinaus und kam einige Zeit hernach mit weinenden Augen wieder hinein. Sie warf ſich auf ihr Bette, und führete die traurigſten Klagen von der Welt.

Salabet, der über eine so geschwinde Veränderung verwundert war, nahm sie in seine Arme, und weinete zur Gesellschaft auch mit. Er bemühete sich heftig, die Ursache ihres Verdrusses zu erfahren, die Schöne aber wolte es ihm nicht sagen. Nach vielen Bitten endlich fuhr sie heraus, und sagte zu ihm, daß sie die unglücklichste Frau von der Welt wäre: Daß sie gleich jetzo Briefe von Meßina erhalten hätte, worbey unter andern einer von ihrem Bruder wäre, worinne er ihr zu wissen thäte, daß sie ihm in acht Tagen tausend Thaler schicken müste, wenn sie gleich alles, was sie hätte, verkaufen solte, und wenn sie es nicht thäte, so würde sie das Misvergnügen haben, zu vernehmen, daß er seinen Kopf auf einem Schaffot eingebüsset hätte. Ich bin ganz in Verzweifelung, setzte sie hinzu. Wo ist es wohl möglich, in so kurzer Zeit eine so grosse Summe aufzubringen. Wenn ich nur 14 Tage Zeit hätte, so wolte ich ein Stück Land verkaufen, oder so viel von meinen Gläubigern eintreiben: In acht Tagen aber, ist es mir unmöglich. Ich wolte lieber todt seyn, als das Misvergnügen haben, den Tod meines Bruders zu erfahren. Salabet, welcher klüger gewesen seyn würde, wenn er weniger verliebt gewesen wäre, glaubte sogleich, daß ihre Thränen aufrichtig wären, und daß das, was sie sagte, die Wahrheit selber sey, und fing an, diese ungestümen Bewegungen zu stillen. Ich kan euch anjetzo, Madame, sagte er zu ihr, die tausend Thaler nicht anbiethen. Ich biethe euch aber herzlich gern fünf hundert an, wenn ihr versichert seyd, mir solche in 14 Tagen wieder zu geben. Zum Glück habe ich gestern meine

Tücher

Tücher verkauft; und wenn eure Briefe eher gekommen wären, so hätte ich euch keinen Heller können anbiethen. Was, mein Herr, antwortete die Schöne, ihr habt es euch also an Geld fehlen lassen. Warum habt ihr mir keines abgefordert? Ob ich schon nicht tausend Thaler habe, so habe ich doch hundert und zwey hundert zu eurem Dienste, und demnach kann ich das, was ihr mir anjetzo anbiethet, nicht annehmen. Salabet, welchen diese Worte mehr, als alles, was man ihm jemahls gesaget und gethan hatte, vergnügten, bath sie, daß sie doch sein Anerbiethen annehmen und glauben möchte, daß, wenn er Geld nöthig gehabt hätte, so würde er, da er ihr Herz kennete, so wie er es kennete, ihrer Börse sich auch bedienet haben. Hieraus erkenne ich, mein Herr, antwortete die Schöne, daß ihr mich wahrhaftig liebet. Das ist viel Großmuth, mir in meiner Noth zu helfen. Ihr hattet dieses nicht nöthig, mich euch zu verbinden. Ihr waret schon der unumschränkte Herr meines Herzens. Ihr wollet aber, daß ich euch das Leben meines Bruders zu danken habe; und dieses ist ein Dienst, welchen ich niemahls vergessen werde. Ich nehme euer Geld ungern, weil ich weiß, daß die Kaufleute dessen niemahls genug haben. Weil mich aber die Noth darzu treibet, und ich versichert bin, euch solches bald wieder zu geben, so nehme ich euer Anerbiethen an, und daß dieses gewiß geschehe, so will ich alle diese Häuser, welche mir gehören, verpfänden, wenn ich kein geschwinder Mittel finde. Indem sie dieses sagte, fiel sie weinend auf Salabets Gesichte, welcher die Nacht bey ihr zubrachte, um sie in einer so

groſſen Betrübniß nicht alleine zu laſſen, und ging und holete die 500. Thaler, welche ſie mit lachendem Herzen und weinenden Augen annahm, und die er ihr ohne einige andere Verſicherung als auf ihr bloſſes Wort gab. Sobald die Schöne das Geld hatte, ſo änderte ſich das Wetter gleich, und Salabet, welcher ſonſt ſtündlich von ihr aufgenommen wurde, war glücklich genung, wenn er unter ſiebenmahlen einmahl aufgenommen wurde. Da nun ein Monath über die geſetzte Zeit der Bezahlung verſtrichen war, ſo forderte Salabet ſein Geld, erhielt aber weiter nichts als leere Worte. Nunmehro erkannte er erſt die Bosheit dieſer Frau und ſeinen eigenen Unverſtand. Weil er aber weiter nichts, als ihr Wort, welches ihm doch ſehr verdächtig ſeyn muſte, vor ſich hatte, ſo unterſtund er ſich auch nicht, es jemanden zu klagen, weil man ihn zuvor gewarnet, welches er ſich aber nicht zu Nutze gemacht hatte. Was das Verdrüßlichſte noch vor den Salabet war, ſo erhielt er von ſeinen Herren Befehl, ihnen die fünf hundert Thaler vermittelſt der Banco zu ſchicken. Um nun ſeinen begangenen Fehler zu verheelen, ſo reiſete er von Palermo nach Neapel, wo damahls einer, Nahmens Canigian, welcher Schatzmeiſter der Kayſerin von Conſtantinopel, ein witziger Mann, von gutem Verſtande und ein vertrauter Freund des Salabets war. Indem dieſer ſein Unglück beklagte, ſo erzählete er einige Tage hernach ſeinen Zufall, fragete ihn um Rath, und bath ihn, Mittel an die Hand zu geben, ſeines Lebens Unterhalt zu verdienen, weil er nach dem, was ihm widerfahren war, niemals wie-

der

der nach Florenz zurück zu kehren beschlossen hatte. Nachdem ihm Canigian seinen Unverstand gezeiget, welchen er schon selbst mehr als zu wohl einsahe, so rieth er ihm, nach Palermo zurück zu kehren. Salabet hatte noch etwas Geld, und Canigian lehnete ihm noch so viel, als er nöthig hatte. Er ließ viel Ballen machen, die wohl eingepacket und bezeichnet waren, und kaufte zwanzig Fässer, die er mit Wasser anfüllen ließ, ausgenommen ein Faß mit Oel, welches er oben auflegete. Dieses alles lud er in ein Schiff und reisete mit klugem Unterrichte von seinem Freunde versehen, wieder nach Palermo. So bald er da angekommen war, so gab er ein Verzeichnis und den Preis seiner Waaren auf den Packhof, welche er unter seinem Namen eintragen und in ein Gewölbe bringen ließ, und sagte, daß er sie nicht eher verkaufen wollte, als bis noch eine grössere Menge, welche er erwartete, angekommen wäre. Da Blancheseur augenblicklich davon benachrichtiget wurde, und erfuhr, daß das, was er hergebracht hätte, ohngefehr zwey tausend Thaler wäre, ohne das, was er noch erwartete, so beschloß sie ihm, diefünf hundert Thaler wieder zu geben, in der Hoffnung, ihn um tausend und mehr Thaler, wenn es möglich wäre, zu betrügen. Sie ließ ihn hohlen, und bewirthete ihn wohl, ohne merken zu lassen, daß sie wüste, daß er neue Waaren hergebracht hätte. Salabet, welcher mit seinem Schaden klug geworden war, gieng zu ihr; Sie brachte sogleich grosse Entschuldigungen vor, daß sie ihm sein Geld nicht zur gesetzten Zeit wiedergegeben hätte, und sagte zu ihm, daß sie nicht zweifele,

er werde auf sie böse gewesen seyn. In Wahrheit, Madame, antwortete Salabet lachend, ich hatte damahls einige Händel, die mich ein wenig verdrüßlich machten, allein die Zeit und meine Freunde haben mir andere Mittel an die Hand gegeben. Ich bin so böse auf euch, Madame, und hasse euch so sehr, daß ich den größten Theil meiner Güter verkauft, und mich entschlossen habe, mich in dieser Stadt zu setzen. Ich habe schon vor mehr als vor zwey tausend Thaler Waaren hier, und ich erwarte deren noch von Ponant vor mehr als drey tausend. Ich liebe euch allzusehr, als daß ich von euch entfernet seyn solte, und ich kann ohnmöglich ohne euch vergnügt leben. Ich habe eine wahre Freude darüber, mein Herr, daß ihr entschlossen seyd hier zu bleiben. Ich liebe euch gleichfalls sehr, und hoffe viel vergnügte Stunden mit euch zuzubringen. Ich muß mich aber bey euch entschuldigen, daß, als ihr abreisen und bisweilen zu mir kommen woltet, ihr nicht allezeit wohl aufgenommen, oder nicht so, wie gewöhnlich, bewirthet wurdet, und daß ich euch eure fünf hundert Thaler nicht zu der Zeit, da ich es euch versprochen hatte, wieder gegeben habe. Ihr wisset aber, daß ich damahls sehr bestürzt war, und bey dergleichen Umständen ist es schwer, ein so munteres Gesichte zu machen, als man wol gerne wolte. Diejenigen, die mir Geld versprochen hatten, hielten mir ihr Wort nicht, und folglich konnte ich euch gleichfalls nicht einhalten. Wenige Tage nach eurer Abreise hatte ich die fünf hundert Thaler. Ich würde sie euch geschicket haben, wenn ich eure Adresse gehabt hätte; Weil ihr aber nun-

nunmehro hier seyd, so könnet ihr sie selbst empfangen. Da sie dieses gesagt hatte, so zog sie eine Börse heraus, welche sie ihm mit den 500 Thalern gab. Wer war vergnügter als Salabet, der ihr antwortete, daß er das, was sie sage, sehr gerne glaube, und daß er so wohl mit ihr zufrieden wäre, daß sein ganzes Vermögen zu ihren Diensten stände. Ihr könnet euch davon überzeugen, wenn ihr etwas nöthig habt, Madame, setzte er hinzu, wenn ich erst meine Wirthschaft in der Stadt haben werde. Sie schienen alle beyde eines über das andere gleich zufrieden zu seyn. Salabet fuhr fort sie zu besuchen, und sie, dem Salabet alle mögliche Ehre zu erzeigen. Da Salabet, der beständig sann, sich wegen des ihm gespielten Streiches durch einen andern von gleicher Art zu rächen, einsmahls bey der Schönen zu speisen und zu schlafen gebethen worden war, so stellete er sich so traurig und so verdrüßlich, daß es schiene, als wenn er sterben wolte. Die Schöne verwieß ihm nach tausend Caressen seine Schwermüthigkeit, und fragte ihn um deren Ursache. Er ließ sich lange bitten, und sagte ihr endlich, daß er verloren wäre: Daß das Schiff, worauf man die Waaren, welche er erwartete, geladen, von den See-Räubern aufgebracht worden sey, welche zehen tausend Thaler zum Löse-Geld verlangten, wozu er auf seinen Theil tausend geben sollte: Daß er keinen Heller hätte, und daß er vor etlichen Tagen die fünf hundert Thaler, welche sie ihm wieder gegeben, nach Neapel geschicket hätte, Leinewand kaufen zu lassen. Wenn ich gleich, fuhr er fort, die Waaren, die ich hier habe, verkaufen wolte, so würde ich mehr als die Hälfte verlieren, und zum Unglück bin ich nicht be-

kannt genug, um dieſe wichtige Summe borgen zu können. Sehet, Madame, dieſes iſt die Urſache meines Verdruſſes. Wenn ich nicht geſchwind Geld finde, ſo werden meine Waaren nach Monego geſchaffet, und alsdann iſt keine Hülfe mehr. Die Schöne, welche glaubte, daß ſie eben ſo viel dabey verlöhre, war würklich über dieſen Zufall betrübt. Nachdem ſie ihm zu erkennen gegeben, daß ſie Theil an ſeinem Unglück nähme, ſo ſagte ſie zu ihm, daß es unnütze wäre, ſich ſo ſehr zu quälen, und verſicherte ihn, daß, wenn ſie die tauſend Thaler hätte, ſo wolte ſie ihm ſolche ſogleich borgen. Da ihr mir die fünf hundert Thaler liehet, fuhr ſie fort, ſo borgete ich andere 500 von einem gewiſſen Menſchen, welcher 30 pro Cent nimmt, wenn ihr auf dieſem Fuß borgen woltet, ſo wird er auf gutes Pfand alles borgen, was ihr verlanget. Alles, was ich vor euch thun kann, iſt dieſes, daß ich alles, was ich habe, ja mich ſelber verpfände, um die Summe aufzubringen, welche ihr nöthig habet. Was könnet ihr aber vor Sicherheit geben? Salabet merkte gleich die Urſache dieſes Anerbiethens, und ſahe wohl ein, daß ſie ſelbſt das Geld ausleihen wolte: Und weil er dieſes nur verlangete, ſo dankte er ihr vor ihre Gütigkeit. Er ſagte ihr auch zu gleicher Zeit, daß ihn die Noth zwänge, ſo übermäßig auch der Zins wäre, dieſes Mittel zu ergreifen; und was die Sicherheit anbelangte, ſo könnte er keine beſſere geben, als die Waaren, welche auf dem Packhofe hätte: Daß er ſie auf den Nahmen desjenigen, der das Geld geben würde, wollte ſchreiben laſſen: Daß er ſich aber die Schlüſſel zum

Gewöl-

Gewölbe vorbehalten wollte, um die Waaren so wol den Kaufleuten zeigen zu können, als auch versichert zu seyn, daß nichts angerühret oder verändert würde. Die Schöne fand die Sicherheit hinlänglich und nahm es auf sich, mit dem Manne zu reden. Den Morgen darauf schickte sie nach einem Mäckler von ihren Freunden, dem sie die Sache erzählete, und dem sie die Tausend Thaler gab, um sie dem Salabet zu überbringen, und die Waaren, welche er auf dem Packhofe hätte, auf seinen Nahmen schreiben zu lassen. Da dieses geschehen war, so war des Salabets gröste Bemühung, sich mit seinen 1500 Thalern wieder nach Neapel zu seinem Freunde zu begeben. Er gab ihm das Geld wieder, welches er von ihm geborget hatte, bezahlete seine andere Schulden, schickte seinen Herren die 500 Thaler, und machte sich viele Tage lang auf Unkosten der Sicilianerin lustig. Weil er nun die Handlung verlassen wollte, so reisete er von Neapel ab, und begab sich zurück nach Florenz. Da Blanchefleur den Salabet nicht mehr zu Palermo sahe, so fing sie an zu vermuthen, daß er sie nunmehro betrogen hätte. Und als sie zwey Monathe gewartet hatte, ohne von ihm Nachricht zu erhalten, so lies sie das Gewölbe aufmachen, und fand, daß in den Fässern, welche man voll Oel zu seyn glaubte, nichts als Meer-Wasser, mit ein wenig Oel oben drauf war. In den Ballen war nichts als Werk, außer in zweyen, worinne Tücher waren. Kurz, alle diese Waaren, waren nicht zwey hundert Thaler werth. Weil sich Blanchefleur so betrogen sahe, so beweinete sie die wiedergegebenen 500 Thaler sehr, noch mehr aber die tausend, welche sie ihm geliehen hatte.

Zwey Cavaliers blieben in einem Wirths-Hauſe. Der eine ſchlief bey der Tochter des Wirths, und der andere bey ſeiner Frau. Da der Galan der Tochter in ſein Bette zurück wollte, ſo verirret er ſich, und legte ſich zu dem Wirth ins Bette, welchem er ſein Glück erzählete, weil er ihn vor ſeinen Freund hielt. Der Wirth machte einen groſſen Lärm deßwegen, die Mutter, welche ſich auch verirret hatte, legte ſich zu ihrer Tochter ins Bette, und fand ein Mittel, alles wieder gut zu machen.

Vor dieſen wohnte auf dem Wege von Rom nach Florenz, ein Mann, welcher Wirthſchaft trieb, aber nur ſelten Leute, und auch nur ſolche bewirthete, welche

welche er kannte, weil er sich entweder nicht viel Unruhe machen wolte, oder, weil sein Haus sehr klein war. Dieser Mann hatte eine Frau von mittelmäßigem Alter, die nicht übel gestaltet, eine Tochter von 15. bis 16. Jahren, welche ganz und gar liebenswürdig war, und einen Jungen, welcher noch in der Wiege lag. Ein junger Florentiner von guter Familie, Nahmens Pinucio, welcher oft da vorbey reisete, konnte dieses artige Kind, ohne sich darein zu verlieben, nicht sehen. Colette (dieses ist der Schönen Nahme) machte sich aus dieser Eroberung ein Vergnügen. Und ob sie schon von vielen jungen Leuten aus der Nachbarschaft gesuchet wurde, so fand sie doch keinen nach ihrem Geschmack, und glaubete, daß ihre Schönheit mehr als einen Bauer verdienete. Sie war nicht weniger in den Pinucio verliebt, als er in sie. Sie waren beyde willig; weil ihnen aber beyderseits daran gelegen war, einander zu schonen, so wusten sie nicht, wie sie es anfangen solten, um einander ein Genüge zu leisten. Da die Schwürigkeiten ihre Begierden vermehrten, so glaubte Pinucio ein Mittel gefunden zu haben, einander genug zu thun. Er hatte seine Liebe einem seiner Freunde, Nahmens Hadrian, welchen er nöthig zu haben glaubte, vertrauet. Sie nahmen also zwey Miethspferde, nebst zween Felleisen, machten einen grossen Umweg, und kamen mit einbrechender Nacht in der Ebene von Mugnon, und ritten nach der Herberge zu, als wenn sie von Romanien gekommen wären. Sie fragten, ob sie da über Nacht bleiben könnten. Der Wirth, der sie kannte, sagte zu ihnen: Ihr wisset, meine Her-

ren,

ren, daß mein Haus klein, und gar nicht ſolche Leute, wie ihr ſeyd, zu beherbergen bequem iſt. Ihr würdet beſſer thun, wenn ihr bis nach Florenz rittet. Es iſt uns unmöglich, antwortete Pinucio. Unſere Pferde ſind hungerig. Wir ſind ſehr müde, und die Nacht iſt finſter. Ich habe nur drey Betten, meine Herren, antwortete der Wirth wieder: Und wir haben zwey inne. Wenn ihr beyſammen ſchlafen wollet, ſo will ich euch beherbergen, ſo gut als ich kann. Herzlich gern, ſagte hierauf Pinucio. Ich bitte euch, laſſet uns was zum Abendeſſen machen, ſo bald als möglich iſt, und eſſet mit uns. In dem ganzen Hauſe war nur eine Stube, und die war auch ſo klein, daß die drey Betten nicht den geringſten Raum übrig lieſſen. Des Wirths ſeines ſtund an der Thür, der Gäſte ihres ſtund gegen über, und Coletten ihres machte den Triangel. Die Wiege des Kindes ſtund bey dem erſten. Als Pinucio alles wohl beobachtet hatte, und glaubte, daß jederman ſchliefe, ſo ſtund er ſachte auf, legte ſich zu der Colette, welche nicht ſchlief, und ihn willig aufnahm. Colette erfuhr damals etwas, das ſie ſchon längſt zu wiſſen wünſchte. Es ging den Verliebten alles nach Wunſch, bis Hadrian aufſtund, und da er hinaus gehen wolte, fand er die Wiege, welche ihn hinderte, die Thür aufzumachen. Er nahm ſie, ſezte ſie näher an ſein Bette, verrichtete ſeine Sache, und legte ſich ohne Geräuſche wieder nieder. Kaum war er in ſein Bette, als die Katze machte, daß etwas fiel, welches ſo viel Lärm verurſachte, daß die Wirthin aufwachte. Sie ſtund ſogleich auf, und ging ohne Licht an den Ort, da ſie

das

das Geräuſche gehöret hatte Weil ſie nichts gefunden hatte, ſo verjagte ſie nur die Katze, und ging wieder nach ihrem Bette zu. Sie ſuchte die Wiege mit Händen und Füſſen, und da ſie ſie nicht fand, ſo dachte ſie bey ſich ſelbſt: Ich ſolte was ſchönes gemacht haben. Da ſie die Wiege zwey Schritte davon gefunden hatte, ſo legte ſie ſich in Hadrians Bette, welches ſie vor ihres Maunes ſeines hielte. Es hätte wenig gefehlet, ſagte ſie im Hineinſteigen, daß ich der Fremden ihr Bette vor das unſrige gehalten hätte, und ohne die Wiege, die mich zu rechter Zeit noch zu rechte gewieſen, hätte ich dieſe Dummheit begangen. Hadrian, welcher noch nicht eingeſchlafen war, machte ſich die Gelegenheit zu nutze, that als der Mann, ohne ein Wort zu ſagen, und machte es ſo gut, daß die Frau einiger maſſen darüber verwundert war. Colette, welche einen ohngefähren Zufall befürchtete, ſchickte ihren Liebſten wieder fort, welcher da er die Wiege fühlete, glaubte, daß er ſich in des Wirths Bette legte, er ging alſo in das, welches gegen über ſtund, und mit vielem Geräuſche, daß er, indem er ſich niederlegte, den Wirth aufweckte, welchen er vor ſeinen Freund hielt. Ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt, ich habe niemahls ſo viel Vergnügen genoſſen. Nichts iſt annehmlicher als Collette. Ich habe mich ſechsmahl vergnügt, ſeitdem ich euch verlaſſen habe. Der Wirth wurde über ein ſolches Geſpräch beſtürzt, fing an mit den Zähnen zu knirſchen, und wuſte nicht, was er machen ſolte. Da die Wirthin dieſen Lärm hörete, ſo ſagte ſie zum Hadrian ganz ſachte, welchen ſie beſtändig vor ihren Mann hielte:

te: Höret ihr wohl dieſe Schwärmer? Beherberget dergleichen Leute nicht mehr. Hierauf ſagte der Wirth, welcher mehr zornig als klug war, zu dem Pinucio: Das iſt wohl ſchlecht gehandelt, mir dergleichen Bosheit angethan zu haben. Kommt es blos darauf an, Familien zu verunehren? Ich habe gewiß vor euch Colletten nicht auferzogen? Ich werde mich deßwegen rächen, und ihr ſollet nicht ſo wohlfeil davon kommen, als ihr wohl denket. Wer war beſtürzter als Pinucio? Weil er aber nicht der geſchickteſte war, und ſeine begangene Dummheit ihn ſo betäubet hatte, ſo ſuchte er ſie nicht einmal zu verbeſſern. Die Frau aber machte es anders: Denn da ſie durch die Stimme ihres Mannes aus dem Irrthume war gebracht worden, ſo ging ſie, legte ſich zu ihrer Tochter, ſetzte die Wiege neben ihr Bette, und fragte ihren Mann, was er mit dem Pinucio vor einen Streit hätte. Höreſt du denn nicht, antwortete er, was er ſaget, und was er der Collette dieſe Nacht gethan hat? Er lüget wie ein Teufel, antwortete die Frau: Ich habe die ganze Nacht bey ihr gelegen, und ſie hat es nicht ſchlimmer gehabt als ich, und du biſt ein groſſer Narre, ſeine Einbildung zu glauben. Des Abends ſauffet ihr euch den Kopf dumm, und ſetzet euch hernach des Nachts tauſend Hirngeſpinſte hinein. Hadrian, welcher geſchickter als Pinucio war, fand, daß dies Mittel wohl ausgedacht wäre, und ruffte aus ſeinem Bette: Ich habe es euch hundertmahl geſagt, Pinucio, daß euch der Wein in Unglück bringen würde. Es ſind euch deswegen ſchon ſo viel Zufälle begegnet, daß ihr wohl thun würdet, wenn ihr ihn lieſ-

ſet.

ſet. Ihr wiſſet, daß ihr niemahls trinket, ohne daß ihr hierauf des Nachts hunderterley Mährgen erzählet, und da und dort hin lauffet. Kommet und leget euch wieder nieder, und ſeyd inskünftige klüger. Der Wirth, welcher im Ernſt glaubte, daß das, was Pinucio geſagt hatte, ein bloſſer Traum ſey, weckte ihn auf, gleich als wenn er eingeſchlafen geweſen wäre, und ſagte zu ihm, daß er wieder in ſein Bette gehen ſolte. Pinucio bedienete ſich der Liſt weiter, und fing an wie ein halb ſchlafender Menſch zu murmeln, und ich weiß nicht wie viel Mährgen zu erzählen, als er, da der Wirth fort fuhr, immer mehr zu ſtoſſen, und Hadrian zu ruffen, gleichſam im Schlafe auffuhr, und ſagte: Iſt es Tag, Hadrian? Warum ruffet ihr mich? Ja es iſt Tag, antwortete Hadrian. Kommet nur her. Pinucio ſtund hierauf auf und legte ſich wieder in ſein Bette. Als den Morgen darauf ein jedes aufgeſtanden war, ſo lachte man über die Einbildung des Pinucio, welcher nicht Urſache hatte, darüber böſe zu ſeyn. Ein jedes lachte vor ſich, und ein jedes hatte ſeine Urſachen. Jederman war verſchwiegen, und da die zwey Florentiner wieder zu Pferde geſtiegen waren, ſo kehreten ſie vergnügt nach Florenz zurück.

Herr Johannes will auf Bitten ſeines Gevatters Peters eine Zauberey vornehmen, und dadurch ſeine Frau zu einem Pferde machen: Da es aber bis dahin kam, daß der Schwanz ſolte angemachet werden, ſo ſchrie Peter, daß er es nicht haben wolte, und verderbte alles.

Herr Johannes, der Pfarrer zu Barlette, war ein luſtiger Mann, und liebete den Wein eben ſo ſehr als das ſchöne Geſchlechte. Er wuſte es ſo gut zu machen, daß er von den Männern ſo wohl als von den Weibern hochgeachtet wurde, vor deren Gewiſſen er groſſe Sorge trug, vornehmlich wenn ſie ein wenig ſchön waren. Er ſchlich ſich überall ein, und ſagte,

daß

daß ein guter Hirte ſeine Schaafe nicht genug kennen könnte, und daß er, um ſie zu kennen, mit ihnen umgehen müſte. Einer von denen, welche er am meiſten beſuchte, war der, mit Namen Peter, welchen er aus Freundſchaft ſeinen Gevatter nennete. Peter war ein armer Mann, welcher weiter nichts hatte, ſeines Lebens Unterhalt zu gewinnen, als einen Eſel, und ſeine und ſeiner Frauen Arme, welche jung und vor eine Bäuerinn, welche die Sonne ein wenig verbrannt hatte, ſchön genug war. Weil aber Herr Johannes eben nicht ſo eckel war, ſo war die Gevatter Hanſenrecht nach ſeinem Geſchmack, und er ſahe ſie beſtändig über die Seite an, und machte tauſenderley Stellungen, welche ſeine Begierden anzeigten. Johanna, welche ein wenig einfältig war, verſtund alles dieſes nicht, und machte ſich aus ſeinen Schmeicheleyen und verliebten Blicken ſo wenig, als aus ſeinen Geſchenken und Bemühungen. Etwas galantes war vor ſie eine Sprache, die ſie nicht verſtund. Herr Johannes erdachte alſo ein luſtiges Mittel. Peter war ein guter Narre, und einer von denen, welche klug genug ſind, wenn ſie wiſſen, daß ſie nicht mit dem Kopfe wider die Mauer lauffen; wenn man ſie aber etwas mehr fraget, ſo würde die Mühe verlohren ſeyn. Gevatter Peter, ſagte Herr Johannes eines Tages zu ihm, du arbeiteſt wie ein Hund, und verdieneſt doch kaum die Hälfte, was zu deines Lebens Unterhalt gehöret. Was willſt du mir geben, wenn ich dir ein Geheimniß lerne, welches dich in guten Stand ſetzen würde, daß du ſo vergnügt, als ein

kleiner König, leben könnteſt. Ich habe anjetzo nicht viel, euch zu geben, antwortete Peter: wenn ihr aber das bewerkſtelligen könnet, was ihr ſaget, und ich im Stande wäre, euch reich zu machen, ſo wollte ich es herzlich gerne thun. Meine Hände und mein Eſel ſtehen euch zu Dienſte, und dieſes iſt es alles, was ich euch anjetzo anbiethen kann. Nein, antwortete Herr Johannes, ich verlange keine andere Belohnung, als das Vergnügen, dir einen Dienſt zu erweiſen. Ich will machen, daß deine Frau bey Tage ein Pferd, und bey Nacht wieder zur Frau werde. Dieſer Vortheil wird ſehr groß vor dich ſeyn. Dein Eſel gehet zu langſam, und kommt erſt auf den Markt, wenn es vorbey iſt. Daher kömmts, daß du deine Kräuter und Getrände übel anbringeſt. Deine Frau aber, wenn ſie ein Pferd, und ein geſchicktes Pferd ſeyn wird, wird viel geſchwinder gehen, und wird dir weiter nichts, als ein wenig Gras ſie zu ernähren koſten. Wer Teufel hat euch denn dieſes Geheimniß gelernet, ſagte Peter hierauf. Sieheſt du wol, wie ſchön es iſt, gelehrt zu ſeyn. Ey, lernt mir es doch. Und wenn auch gleich ein wenig Teufeley dabey iſt, es ſchadet nichts? Was thut man nicht, um ſich aus dem Elend zu reiſſen? Aber könnet ihr mir es wol lernen; denn ich habe einen ſehr harten Kopf. Die Worte will ich dir ſagen, fuhr Herr Johannes fort, und was die Art und Weiſe anbelanget, ſo darfſt du nur auf mich Acht geben. Vor allen Dingen muſt du dich in Acht nehmen, daß du nicht redeſt. Das geringſte Wort würde alles verderben, und es würde

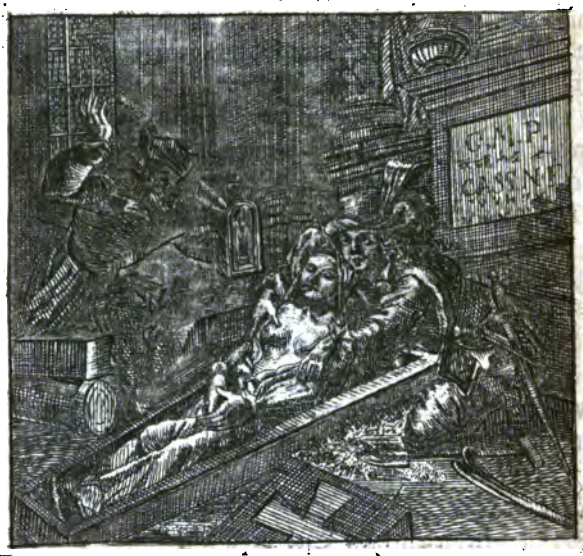
nicht

nicht möglich seyn, von neuem anzufangen. Aus deiner Frau ein Pferd zu machen, wird gar keiner Mühe brauchen; aber das schwehrste wird seyn, den Schwanz daran zu machen. Damit aber die Hexerey nach Wunsche ausschlage, so sage ich dir, daß deine Frau nackend seyn muß. Ich verspreche euch, nicht ein Wort zu reden, antwortete Peter: und was meine Frau anbelanget, so wird sie es machen, wie ihr es haben wollet. Die Sache wurde der Frau vorgetragen, und bis auf den andern Morgen aufgeschoben. Gevatter Peter und seine Frau waren so ungeduldig, daß sie, als es kaum anfieng Tag zu werden, schon zum Pfarrer lieffen, ihn aufzuwecken, welcher auf ein wenig Stroh schlief. Da sie alle drey beysammen waren, so empfahl Herr Johannes seinem Gevatter Peter das Stillschweigen nochmals von neuen, welcher letztere befahl, daß sich seine Frau auskleiden solte. Sie zog ganz gerne ihr Corset und Röcke aus; da es aber an das Hemde kam, so machte sie Schwürigkeiten, solches auszuziehen. Was, sagte sie, so nackend vor die Leute herzutreten? Ich will lieber kein Pferd seyn. Das ist ein schöner Vorwand, sagte Peter hierauf, Herr Johannes ist unser Freund. Wissen wir beyde denn etwa nicht, wie die Weiber beschaffen sind? Ihr seyd nicht allezeit so gewissenhaft gewesen. Machet nicht, daß wir die Zeit versäumen, ohne eure verzweifelten Ceremonien würde die Sache schon geschehen seyn. Und indem er dieses sagte, ging er zu ihr, und riß ihr das Hemde herunter. Das ist recht, fieng Herr Johannes an. Nimm dieses

Licht, ſagte er zu Petern, und ſiehe, wie ich es mache, daß du es nachgehends alleine machen kannſt. Er ließ hierauf die Frau, den Bauch oben, nieder legen, und indem er ihr das Geſichte berührete, ſo ſagte er: dieſes werde ein ſchöner Pferdekopf. Er kam zu den Haaren, und ſagte, dieſes werden ſchöne Pferdehaare: bey den Armen, dieſes werden ſchöne Pferdefüſſe: bey dem Nabel, dieſes werde eine ſchöne Pferdebruſt. So machte er es mit allen Gliedmaſſen, und ſagte allezeit, dieſes werde das und das; und die Ceremonie währete ſo lange, daß Peter anfieng verdrüßlich zu werden. Es lag nunmehro nur noch an dem Schwanz, welcher ſchon fertig war, anzumachen. Er fieng es alſo an: aber er war kaum halb angemachet, als Peter, welcher mit der Verwandelung nicht allzuwohl zufrieden war, an zu ſchreyen fieng: halt, Herr Johannes: ich verlange keinen Schwanz: ihr machet ihn auch zu weit unten an. Als nun Herr Johannes nichts unvollkommen laſſen, und nicht abſetzen wollte, ſo lief Peter zu, und zog ihm beym Prieſterock. Du tummer Tölpel, ſagte Herr Johannes voller Verdruß zu ihm. Habe ich dir nicht geſagt, daß du nicht reden ſollteſt? Die Sache war faſt fertig, aber dein Geplauder hat alles verdorben, und nun iſt es nicht möglich, dir zu helfen. Aber, Herr Johannes, noch einmal, ſagte der Gevatter, ich wollte keinen Schwanz; oder, wenn unumgänglich einer wäre nöthig geweſen, ſo hätetet ihr mir es ſagen ſollen, und ich hätte ihn ſchon ſelbſt wollen anmachen. Die Frau, welche fühlete, daß dieſes das artigſte bey der

ganzen

ganzen Ceremonie war, ſtund auf, und ſagte ihrem Manne tauſend Scheltworte. Du wirſt wol in deinem ganzen Leben ein Bettler bleiben. Hätteſt du noch einen Augenblick Gedult gehabt, ſo wäre alles geſchehen geweſen, und du würdeſt dich aus deinem Elende geriſſen haben. Er verdienet die Gütigkeit nicht, Herr Pfarre, fuhr ſie weiter fort, welche ihr vor ihn habet. Sehet nur einmal den Tölpel an: Und wohaſt du denn wol, ſage mirs doch, jemals ein Pferd ohne Schwanz geſehen? Laſſet den tummen Kerl. Kommet des Morgens zu mir, wenn dieſer Pinſel auf ſeine Arbeit iſt, ſo werden wir ſein verzweifeltes Reden nicht zu befürchten haben, und ihr könnet mit Muſe ein Pferd aus mir machen. Es iſt nicht nöthig, Johanne, fieng Peter wieder an, daß ſich unſer Gevatter ſo ſehr beſchwehre. Auf dieſe Art verlange ich kein Pferd, und will viel lieber meinen Eſel behalten.



Als Gentil von Cariſſendi, von Modena zurück kam, ſo zog er eine Frau aus dem Grabe, welche er liebte, und die man begraben, weil man ſie vor todt gehalten hatte. Dieſe Frau kam wieder zu ſich ſelbſt, gebahr einen Sohn, und beyde wurden dem Manne wieder zugeſtellet.

Zu Bologna war ein durch ſeine Tugend berühmter Cavalier, Namens Gentil Cariſſendi, welcher ſich in eine vornehme Frau, die Catharine hieß, und die des Nicolas Caſſennemi Gemahlin, und eine der voll-

vollkommensten Personen ihrer Zeit war, verliebte. Da die Schöne der Liebe des Cavaliers kein Gehör gab, so wurde er verdrüßlich, und begab sich nach Modena, wohin er zum Landvogt berufen worden war. Da der Mann nicht in der Stadt war, und die Schöne sich auf ein Landhaus, anderthalbe Meile von der Stadt begeben hatte, weil sie schwanger war, und ihre Wochen daselbst zu halten beschlossen hatte, so geschahe es, daß sie auf einmal von einem so heftigen Zufalle angegriffen wurde, daß man kein einziges Zeichen des Lebens bey ihr wahrnahm, und die Medici selbst, selbige vor todt hielten. Weil nun ihre nächsten Freunde vor ihr hatten sagen hören, daß sie seit etlichen Monaten schwanger wäre, so ließ man sie ohne einige andere Untersuchung in die benachbarte Kirche begraben. Der Cavalier erhielt so gleich von einem Freunde Nachricht davon, und war sehr betrübt darüber, ob sie ihn schon jederzeit mit der größten Gleichgültigkeit begegnet hatte. Ich habe diese liebenswürdige Grausame allzusehr geliebet, sagte er bey sich selbst, als daß ich sie nicht auch nach ihrem Tode lieben sollte. Bey ihrem Leben hat sie mir nicht einmal einen günstigen Blick gegeben: Anjetzo, da sie todt ist, und da sie sich nicht mehr wehren kann, so muß ich ihr Küsse rauben. Nachdem er die nöthigen Befehle gegeben, daß man seine Abreise nicht erfahren sollte, so stieg er bey einbrechender Nacht von einem einzigen Diener begleitet zu Pferde, und kam, ohne sich aufzuhalten, gerade an den Ort, da die Schöne begraben war. Er

öffnete das Grab, gieng hinein, legte sich neben sie, und küssete sie, unter Vergiessung vieler Thränen, verschiedenemal. Weil man aber niemals zufrieden ist, und die Liebhaber es noch weniger sind, als andere Leute, so ließ er sich einfallen, ihr an die Brust zu greiffen. Er hielt sie lange genug, und glaubte, noch einige Bewegung zu fühlen. Er legte die Hand aufs Herze, und fühlete würklich, daß noch ein wenig Leben in ihr wäre. Er zog sie mit Hülfe seines Knechtes aus dem Grabe, und trug sie nach Bologna zu seiner Mutter, so heimlich, als es ihm möglich war. Da die gute Frau, welche Verstand und Tugend besaß, von der Sache durch ihren Sohn war unterrichtet worden, so wurde sie recht sehr darüber gerühret, und machte, daß sie vermittelst des Feuers und der Bäder, die fast verloschene Wärme wieder herstellete, ohne daß jemand das geringste erfuhr. Es erforderte Zeit, die Schöne wieder zu sich selbst zu bringen. Endlich aber kam sie wieder zu sich, und fragte, wo sie wäre: die gute Frau ermahnete sie Muth zu schöpfen, und sagte zu ihr, daß sie an einem guten Orte sey. Da endlich die Schöne gänzlich wieder zu sich selbst gekommen war, so sahe sie sich überall um, und wuste noch nicht, wo sie war: da sie aber den Genell wahrgenommen hatte, so bat sie seine Mutter, daß sie ihr doch sagen möchte, auf was Art sie hierher gekommen wäre. Genell erzählete es ihr ganz aufrichtig. Die Schöne beklagte sich anfänglich darüber,

über, da sie es aber ein wenig besser überleget hatte, so stattete sie ihm grossen Dank davor ab, und bath ihn um der Freundschaft willen, welche er jederzeit vor sie gehäget hätte, ihr in seinem Hause auf eine solche Art zu begegnen, welche weder ihre noch ihres Mannes Ehre verletze, und daß er ihr, so bald es Tag seyn würde, nach Hause zurück zu gehen, erlauben möchte. Ob ich schon vor diesen etwas von euch verlanget habe, so versichere ich euch doch, Madame, antwortete Gentil, daß ich anjetzo weder bey mir, noch anderswo, etwas von euch verlange, und weil mir der Himmel die Gnade erzeiget hat, daß ihr durch die Freundschaft, welche ich vor euch gehabt habe, vom Tode zum Leben wieder gekommen seyd, so bin ich mehr als zufrieden, und ich will euch nicht anders als meine eigene Schwester halten. Weil aber das, was ich vor euch gethan habe, einige Belohnung verdienet, so bitte ich euch, daß ihr mir die Gewogenheit, warum ich euch bitten will, nicht abschlaget. Ich kann euch nichts versagen, antwortete die Schöne, daferne die Sache ehrbar, und in meiner Gewalt ist. Alle eure Freunde, Madame, und ganz Bologna, halten euch vor todt; also thut mir den Gefallen, und bleibet bis zu meiner Rückkunft von Modena, welches bald geschehen wird, bey meiner Mutter incognito. Das, was mich verbindet, euch darum zu bitten, ist der Vorsatz, welchen ich habe, euch in Gegenwart der Vornehmsten der Stadt, eurem Manne wieder zu geben, und ihn

zu nöthigen, daß ich ihm ein schönes und kostbares Geschenk mache. Die Schöne empfand, daß sie dem Cavalier allzusehr verbunden, die Bitte allzu ehrbar sey, als daß sie solche abschlagen sollte. So bald sie es versprochen hatte, so fühlete sie die Geburthsschmerzen, und kam wirklich kurz darauf mit einem schönen Knaben nieder. Der Cavalier gab Befehl, daß ihr an nichts mangelte, und daß man eben so sorgfältig mit ihr umgienge, als wenn es seine eigene Frau gewesen wäre. Hierauf überließ er alles der Vorsorge seiner Mutter, und kehrete eben so heimlich wieder nach Modena zurück, als er hergekommen war. Da die Zeit seines Amtes verflossen war, so kam er nach Bologna zurück, bath verschiedene ansehnliche Personen der Stadt zu Gaste, und unter andern den Nicolaus Cassennemi. Er hatte so gute Maasregeln ergriffen, und so gute Befehle ertheilet, daß alles bey seiner Ankunft fertig und die Gesellschaft schon an dem bestimmten Orte war, so, daß man sich nach den gewöhnlichen Complimenten nur zu Tische zu setzen brauchte. Man that es aber so geschwinde nicht, daß er nicht hätte Zeit übrig haben sollen, die Schöne und ihr Kind zu besuchen, um mit ihr die nöthigen Maasregeln abzureden, um sowol ihren Mann, als die Gesellschaft auf eine angenehme Art zu überfallen. Die Mahlzeit war eine der köstlichsten und herrlichsten. Alles war dabey im Ueberflusse, und die Weine waren von einem vortreflichen Geschmack. Da man an zu

reden

reden fieng, so redete man von verschiedenen Sachen, und lobte die Pracht des Gentils, welcher alsobald zur Gesellschaft sagte: Ich erinnere mich, meine Herren, vor diesen gehöret zu haben, daß die Perser eine Gewohnheit haben, welche mir jederzeit wohl gefallen hat, diese bestehet darinne, daß wenn jemand seinem Freunde eine Ehre erzeigen will, so bittet er ihn zu sich, und zeiget ihm das, was er am liebsten hat, es sey nun entweder Frau, Liebste, oder Tochter und so weiter, und versichert ihn, daß er, gleichwie er ihm dieses zeiget, ihm auch sein Herze zeigen würde, wenn es möglich wäre. Ich habe mir vorgenommen, diese Gewohnheit hier auszuüben. Ihr habt mir die Ehre erzeiget, und seyd zu meiner Mahlzeit gekommen; ich will euch auf Persische Art bewirthen, und euch dasjenige, was ich auf der Welt am liebsten habe, zeigen. Vor allen Dingen aber bitte ich euch, mir eure Meynung über eine gewisse Sache, welche ich euch vortragen will, zu sagen. Ein gewisser Mensch hatte einen guten und getreuen Bedienten in seinem Hause, welcher krank wurde. Dieser Mensch, ohne den Tod dieses treuen Dieners abzuwarten, ließ ihn auf die Strasse tragen, und bekümmerte sich nicht mehr um ihn. Ein Fremder, der von Mitleiden gerühret wurde, kam, trug den Kranken in sein Hauß, und brachte ihn durch viele Mühe und Unkosten wieder zurechte. Ich frage euch also, ob der erste Herr berechtiget ist, sich über den andern zu beklagen, im Fall sich dieser

ser weigert, ihm seinen Bedienten wieder zu geben? Da die Sache untersuchet worden war, so wurde einmüthig beschlossen, daß Cassennemi, welcher recht und billig urtheilete, vor allen andern antworten sollte. Cassennemi fieng mit dem Lobe der Persischen Gewohnheit an, und endigte damit, daß er glaubte, der erste Herr habe kein Recht mehr an seinem Bedienten, weil er ihn nicht allein in der Noth verlassen, sondern so gar auf die Strasse geworffen, und daß im Gegentheil der andere, da er den Bedienten, durch die ihm geleisteten guten Dienste erlanget hätte, jenem gar nicht Unrecht thäte, wenn er ihn in seinem Dienste behielte. Die ganze Gesellschaft fand, daß Cassennemi klug geurtheilet hätte, und ein jeder versicherte, daß er eben derselben Meynung wäre. Der Cavalier war mit dieser Antwort zufrieden, noch zufriedener aber, daß solche Cassennemi gegeben hatte, und sagte, daß er gleicher Meynung wäre. Weil aber die Frage entschieden ist, fuhr er fort, so ist es Zeit, daß ich euch die Ehre erzeige, welche ich euch nach Art der Perser anzuthun versprochen habe. Als er das gesagt hatte, so gab er zweyen von seinen Leuten Befehl, zu der Schönen, welche sich prächtig geputzet hatte, zu gehen, und sie in seinem Namen zu bitten, die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart zu beehren. Die Schöne nahm ihr Kind auf den Arm, kam in den Saal von zweyen ihrer Mägde begleitet, und setzte sich auf Bitte des Cavaliers bey einem sehr ehrbaren Menschen. Sehet, meine Herren,

sagte

ſagte er hierauf, dieſe iſt es, welche ich auf der Welt am meiſten liebe, und lieben muß. Was meynet ihr, habe ich nicht Recht? Ein jeder lobte ſeine Wahl, und ein jeder fieng an die Schöne zu betrachten. Viele würden ſie vor die, welche ſie würklich war, erkannt haben, wenn ſie nicht geglaubet hätten, daß ſie geſtorben wäre. Caſſennemi war einer von denen, welche ſie mit der gröſten Aufmerkſamkeit betrachteten. Er war ſehr begierig zu wiſſen, wer ſie wäre: und da er ſahe, daß ſich der Cavalier ein wenig entfernet hatte, ſo konnte er ſich nicht enthalten dieſe Schöne zu fragen, ob ſie von Bologna, oder eine Fremde wäre. Da die Schöne ſahe, daß ſie von ihrem Manne gefraget wurde, ſo konnte ſie ſich kaum enthalten, zu antworten; jedoch enthielt ſie ſich noch, um das, was verabredet war, vollends zu beendigen. Ein anderer fragte ſie, ob dieſes Kind ihre gehöre, und noch ein anderer, ob ſie die Frau oder eine Anverwandte des Gentils ſey: Auf alles dieſes aber gab ſie keine Antwort. Da Gentil zurück gekommen war, ſo ſagte einer von der Geſellſchaft zu ihm: Mein Herr, dieſe Dame iſt würklich eine ſchöne Perſon: Es ſcheinet aber, daß ſie ſtumm ſey. Iſt ſie es denn würklich? Ihr Stillſchweigen, meine Herren, antwortete Gentil, iſt keine kleine Probe ihrer Tugend. Ey ſaget uns doch, wer ſie iſt, fuhr man fort? Ganz gerne,

antwor-

antwortete Gentil, mit der Bedingung, daß niemand von seinem Platze aufstehe, bis ich ausgeredet habe. Als dieses jederman versprochen hatte, so sagte Gentil: Meine Herren, diese Dame ist der getreue Bediente, wovon ich euch gesaget habe. Ich habe sie von der Strasse aufgehoben, wohin sie ihre Freunde, als eine Sache, welche sie zu nichts mehr gut zu seyn glaubten, geworfen hatten. Meine Bemühungen haben sie aus den Klauen des Todes gerissen. Und Gott hat meine Bemühungen dergestalt gesegnet, daß er aus einer abscheulichen Person diese Schönheit gemachet hat, welche ihr hier vor euch sehet. Um aber deutlicher mit euch zu reden, so will ich euch mit kurzen Worten erzählen, wie sich die Sache zugetragen hat. Hierauf fieng er von der Zeit an, da er sich in sie verliebet hatte, und erzählete zum gröſten Erstaunen aller Zuhörer seine Begebenheiten vom Anfange bis zum Ende. Also, meine Herren, gehöret mir nach eurer, und vornemlich des Herrn Cassennemi Meynung, diese Frau mit Recht zu, ohne daß jemand ein Recht habe, solche wieder zu fordern. Hierauf antwortete niemand ein Wort, ja man wartete so gar, daß er es dabey nicht würde bewenden lassen. Unterdessen weinete die Schöne, Cassennemi und die übrigen vor Mitleiden. Als aber Gentil aufgestanden war, so nahm er das Kind auf seine Arme und

die

die Schöne bey der Hand, ging zu dem Cassennemi, und sagte zu ihm: Gevatter, ich gebe euch eure Frau, welche ihre und eure Freunde auf die Strasse geworfen hatten, nicht wieder, sondern ich mache euch mit dieser Dame, meiner Gevatterin, und mit diesem Kinde, welches wirklich euer ist, ein Geschenk. Ich bin Taufzeuge dabey gewesen, und habe es Gentil genennet. Liebet sie deswegen nicht weniger, ich beschwöre euch darum, weil sie ohngefähr drey Monathe bey mir gewohnet hat. Denn ich versichere euch bey der Liebe, welche ich vor sie gehabt habe, und welche, wenn man so sagen darf, die Ursache ihrer Auferstehung gewesen ist, daß sie niemals bey ihrem Vater oder Mutter, oder bey euch ehrbarer kann gelebet haben, als sie hier bey meiner Mutter gethan hat. Hierauf redete er die Schöne an, und sagte zu ihr: Ich befreye euch nunmehro von eurem Versprechen, welches ihr mir gegeben habt, bis zu meiner Rückkunft von Modena, hier zu bleiben und überlasse euch eurem Gemahl. Als er das gesagt hatte, so setzte er sich wieder an seinem Ort. Cassennemi empfieng die Mutter und das Kind mit so viel grösserer Freude, je weniger er solche wieder zu erlangen erwartet hatte. Er dankete dem Gentil so gut er konnte, und nicht allein die Anwesenden lobten diese That sehr, sondern auch alle diejenigen, die davon reden höreten. Die Schöne

wurde

wurde zu Hauſe mit auſſerordentlicher Freude empfangen, und von ganz Bologna lange Zeit als eine Perſon betrachtet, welche auf eine wunderbare Art wieder auferwecket worden war. Was den Gentil anlangete, ſo wurde er ſowol von dem Caſſennemi, als auch von ſeinen und der Schönen Anverwandten jederzeit geliebet und hochgeachtet.

Ende des zweyten Theils.

Kern der lustigen und scherzhaften Erzählungen des Bocaz

aus dem Italiänischen übersetzt mit Kupfern.

Dritter und letzter Theil.

1772.

Ein Mönch, welcher eine groſſe Sünde gethan hatte, befreyete ſich von der wohlverdienten Strafe dadurch, daß er ſeinem Abte eben dieſe Sünde auf eine manierliche Art vorwarf.

Vor Zeiten war ein gewiſſes Cloſter, worinne die Mönche heiliger lebten, als ſie anjetzo gemeiniglich zu thun pflegen. Es war unter andern auch ein junger Mönch darinnen, deſſen Faſten und Kaſteyen ſein Fleiſch nicht bändigen konnten. Als dieſer eines Tages, ohngefähr um den Mittag, nemlich zu der

Zeit, da die andern ſchliefen, ausgegangen war, und um die Kirche, welche an einem einſamen Orte ſtund, herum ſpazirte, ſo begegnete ihm von ohngefähr ein junges, ziemlich artiges Mädgen, deren Vater vielleicht ein Bauer aus der Nachbarſchaft war, und ſie, gewiſſe Kräuter zu ſuchen, ausgeſchicket hatte. So bald er ſie ſahe, ſo fühlte er eine Verſuchung, ſie näher kennen zu lernen. Er ging zu ihr, redete ſie an, und wurde mit ihr eins, führete ſie auch ſogleich in ſeine Zelle, ohne daß es jemand inne wurde. Während daß er ſich mit ihr voller Freude ohne viele Vorſicht vergnügte, ſo war der Abt aufgeſtanden, und da er ganz ſachte vor den Schlafzimmern herum ging, ſo ging er auch vor der Zelle dieſes Verliebten vorbey, und weil er Lärm darinne hörete, ſo näherte er ſich derſelben ganz leiſe, um die Stimmen deſto beſſer zu unterſcheiden. Er hatte kaum das Ohr hingehalten, als er deutlich hören konnte, daß eine Frauensperſon darinne war. Er war willens, ſich aufmachen zu laſſen, hernach aber hielt er vor beſſer, ohne Lärm zu machen, wieder fort zu gehen, bis der Mönch würde ausgegangen ſeyn. Ob nun dieſer ſchon mit dem Mädgen ſehr beſchäftiget war, ſo befürchtete er dennoch einen Zufall. In dieſen Gedanken glaubte er, daß er auf dem Schlafhauſe habe gehen hören, und als er durch ein kleines Loch ſahe, ſo ſahe er ganz deutlich, daß es der Abt wäre, welcher horchte, und zweifelte nicht, daß er ſeine Liebſte geſehen habe. Weil nun der Mönch wuſte, daß er garſtig davor würde bezahlet werden, ſo war er über dieſem Zufalle höchſt mißvergnügt, dahero ſuchte er, ohne dem Mädgen

was davon merken zu lassen, ein gutes Mittel, sich aus diesem Handel zu wickeln; und da nichts sinnreicher als Noth und Liebe ist, so dachte er nicht lange nach, eine neue List zu erfinden, welche ihm auch nach Wunsche glückte. Er stellete sich demnach, als wenn er nicht länger bey diesem Mädgen bleiben könnte, und sagte zu ihr, indem er sie verließ, ich will gehen, um zu sehen, wie ich es anfange, daß du ohne gesehen zu werden wieder hinaus gehen kannst. Warte also hier, bis ich wieder komme. Der Mönch ging fort, schloß seine Thür zu, ging gerade in die Zelle des Abts, übergab ihm seinen Schlüssel, wie diejenigen, welche aus dem Kloster gehen, es gewohnt waren, und sagte mit lachendem Gesichte zu ihm: Ich habe diesen Morgen nicht alle das Holz herschaffen lassen können, welches ihr habt machen lassen, ich will aber, mein ehrwürdiger Vater, anjetzo gleich, wenn ihr es erlaubet, das übrige herbringen lassen.

Der junge Mönch versteckte sich, an statt ins Holz zu gehen, an einen Ort, da er leichte hören konnte, wenn man in seine Zelle ginge. Der Abt aber war einigermassen erschrocken. Anfänglich war er willens, die Mönche mit zu nehmen, und ihnen das eingeschlossene Mädgen zu zeigen: Da er aber überlegte, daß sie vielleicht ehrlichen Leuten angehörete, und daß dieses ohne Aergernis vor die Alten, und ohne Versuchung vor die Jungen nicht geschehen konnte, so entschloß er sich, sie alleine zu besuchen, um zu erfahren, was vor Mittel der Mönch, sie zu verführen, angewendet hätte, und zugleich zu überlegen, wie er den Schuldigen nachgehends züchtigen sollte. Er ging also ganz leise

an die Zelle, machte die Thür auf und schloß sie hinter sich wieder zu. Da ihn das Mädgen sahe, so erschrack sie und fing an zu weinen.

Der junge Mönch, welcher horchete, schöpfete aus diesem Anfange gute Hofnung und entschloß sich, noch einige Zeit an diesem Orte zu warten, um zu sehen, wie sich der Abt die Zeit über, da er in der Zelle wäre, aufführen würde.

Es ist doch eine wunderbare Sache um die Gelegenheit, und es ist viel schwerer ihr zu widerstehen, als man denket. Denn ob schon dieses Mädgen nicht schön, und sogar ein wenig von der Sonne verbrannt war, so hatte sie doch dieses grosse jugendliche Ansehen, welches eines der schönsten Eigenthümer des schönen Geschlechts ist, und überdieses hatte sie das Etwas, welches einnimmt und gefällt. Dieses war schon mehr als genug, wenn sie nicht noch mehr gehabt hätte. Wer weiß über dieses nicht, daß die Thränen die härtesten Herzen zu erweichen fähig sind? Dieser gute Abt hatte niemahls unter diese Zahl in Absicht auf das Frauenzimmer gehöret; so daß er sich, ob er schon beynahe sechzig Jahr alt war, blos durch den Gegenstand der Versuchung, mehr als halb überwunden fand. Anstatt dieses grausamen Ansehens, welches er im Hineingehen angenommen hatte, fing er an das junge Mädchen zu trösten, und sagte zu ihr, daß er mehr als zu wohl einsähe, daß sie verführet worden wäre, versicherte sie auch zugleich, daß ihr nichts widriges widerfahren sollte, ja daß die Strafe davor nicht einmahl auf sie fallen würde. Hierauf fragte er sie nach ihrem und ihrer Eltern Nahmen,

und that über das, was sie seit der Zeit, da sie angefangen hatte sich zu fühlen und zu kennen, gethan hätte, so viele Fragen an sie, daß sich das arme Mädchen in der Beichte zu seyn einbildete. Endlich kam er darauf, was den jungen Mönch angieng, und fragte sie nach so viel Umständen, und mit einem so ernsthaften Gesichte, daß sie wohl einsahe, daß sie dereinst eine bessere Absolution nöthig haben möchte, als diese, die er ihr geben würde. Man kan leicht urtheilen, daß, da sie weder von Eisen noch von Diamant war, nicht lange widerstehen konnte. Unterdessen machte sie eine doppelte Schaam, sowohl über das, was sie gethan hatte, als auch über das, was sie merkte, das man noch von ihr verlangte, so bestürzt, daß sie sich kaum unterstund die Augen aufzuschlagen. Der gute Abt, welcher sie dreiste machen wollte, legte sich zuerst auf des jungen Mönchs Bette, und stellte sich, als wenn ihm eine Art von Verwirrung zugestossen wäre, rufte dahero das Mädgen, als wenn er einiger Hülfe nöthig hätte, nahm sie bey der Hand, und zog sie auf eine schmeichelhafte Art zu sich, setzte sie auch zugleich im Stand, eine Mühe über sich zu nehmen, welche andere gern selbst übernommen haben würden.

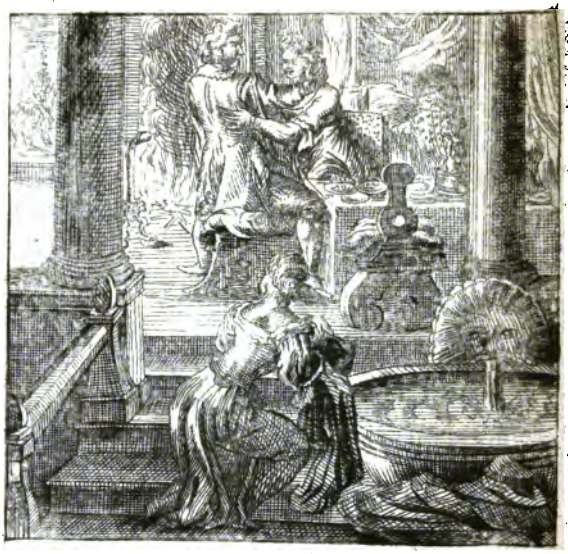
Als der junge Mönch, welcher sich versteckt hatte, an dem, was in seiner Zelle vorging, nicht mehr zweifeln konnte, so sahe er durch ein kleines Loch, welches niemand, als er wuste, um sich desto besser davon zu überzeugen. Er sahe das junge Mädgen mit dem Abte auf eine solche Art scherzen, daß er leicht begreifen konnte, daß sie es nicht gezwungen that, son-

dern ſich aus Gehorſam in dieſe Stellung geſetzet hatte. Er begab ſich vollkommen vergnügt weg, und ging nach dem Holze, welches er ſollte herbringen laſſen.

Der gute Abt hielt davor, nachdem er ziemlich lange in der Zelle geweſen war, daß er ſich wegbegeben müſſe; doch befahl er dem Mädgen zuvor, daß ſie verſchwiegen ſeyn ſollte. Er verſprach ihr, ſo gleich wieder zurück zu kommen, und ſie aus dem Kloſter gehen zu laſſen. Da er aber wieder auf ſeine Zelle gekommen war, ſo dachte er auf eine ziemlich grauſame und ungerechte Sache. Dieſe beſtund darinne, den jungen Mönch ins Gefängnis werfen zu laſſen, um das gute Glück, welches er gehabt hatte, alleine zu genieſſen. Da er vernommen, daß der junge Mönch wieder gekommen war, ſo ließ er ihn ruffen, und nachdem er jedermann hatte fortgehen heiſſen, ſo ſagte er zu ihm: Böſewicht, ihr wiſſet die Schandthat, welche ihr auf eurer Zelle begangen habt. Wenn ich meiner Pflicht gemäs handeln wollte, ſo würde ich euch ſo gleich ins Capitel kommen laſſen, daſelbſt die Strafe zu empfangen, welche euer Verbrechen verdienet: Um aber unſer Kloſter nicht zu ärgern, ſo will ich euch blos einen Monath Gefängnis auflegen, und dieſes iſt noch eine auſſerordentliche Gütigkeit von mir. Der Mönch antwortete ihm ganz unerſchrocken: Mein ehrwürdiger Vater, ich bin ſo kurze Zeit in dem Orden des heiligen Benedicts, daß es kein Wunder iſt, wenn ich die Regeln nicht vollkommen inne habe. Ihr habet mir wohl die Faſten und Betſtunden gelehret, ihr habt mir aber noch nicht geſaget, daß die

Mön-

Mönche den Weibern den Vorzug lassen, und sich unter sie demüthigen müsten. Anjetzo aber, da mir Ew. Ehrwürden mit diesem Exempel vorgegangen sind, so verspreche ich es niemahls zu unterlassen; und in Betrachtung dessen beschwöre ich euch, mir diesen ersten Fehler zu verzeihen. Der Abt konnte sich nicht enthalten hierbey zu lächeln; und als sie einander hierauf das, was sie nicht mehr läugnen konnten, bekannt hatten, so beschlossen sie zweyerley, welches ihrer grossen Klugheit würdig war: erstlich, das Mädgen heute noch aus dem Kloster zu schaffen, nachgehends, wie sie es anfangen wollten, daß das Mädchen inskünftige so heimlich als nur immer möglich wäre, wiederkommen möchte, weil dieses einen grossen Theil dieser Art Begebenheiten ausmachte.



Als Reinhold von Aſt beraubet worden war, ſo kam er nach Schloß Wilhelm, und logirte bey einer Dame, welche ihn, wegen ſeines Verluſts, ſchadlos hielte.

Der Aberglaube iſt zu allen Zeiten und in allen Ländern geweſen. Tauſend Leute würden ſich umbringen laſſen, die Kraft gewiſſer Gebethe und Worte zu behaupten, da unterdeſſen tauſend andere ſind, welche über einen ſolchen Misbrauch lachen. Dem ohngeachtet will ich hier eine Hiſtorie erzählen, da das Gebet des heiligen Julius dem Reinhold von

Aſt

Ast sehr viel half. Dieses war ein reicher Kaufmann, welchen seine Geschäfte einmahls nach Bologna ruften. So bald er damit fertig war, so nahm er den Rückweg wieder nach Hause. Als er von Ferrara ausgereiset war, und sich auf die Seite nach Verona zuwendete, so begegneten ihm drey Cavaliers, welche er vor Kaufleute hielt, und welche Strassen-Räuber waren. Diese Leute redeten ihn an, grüßten ihn auf das höflichste, und bathen ihn um die Ehre seiner Gesellschaft, sagten auch zugleich, je mehr ihrer beysammen wären, je sicherer man reisen könnte. Reinhold begegnete ihrer Höflichkeit durch eine andere, und nahm ihre Gesellschaft an. Indem sie nun von verschiedenen Sachen redeten, so fiel endlich das Gespräch auf die Kraft der Gebethe. Unterdessen da die drey Strassen-Räuber Wunder-Dinge von dieser Materie erzählteten, und Reinhold fleißig zuhörete, so sagte einer von den dreyen zu ihm, und ihr, mein Herr, was vor ein Gebet pfleget ihr zu beten, wenn ihr auf der Strasse seyd. Reinhold antwortete, in dieser Art von Dingen bin ich ziemlich ungeschickt. Ich lebe nach der alten Art, und suche keinen Ruhm, viel Gebethe zu wissen. Ich werde euch unterdessen doch sagen, daß ich, wenn ich auf der Reise bin, ehe ich aus dem Wirths-Hause gehe, ein Pater noster und ein Ave Maria vor die Seele des Vaters und der Mutter des heiligen Julius zu beten pflege. Hierauf bitte ich Gott und den heiligen Julius, mir die künftige Nacht ein gutes Nachtlager zu geben, und ich habe mich jederzeit wohl dabey befunden. Habt ihr denn auch diesen Morgen diese Gebete gebetet,

fragte

fragte ihn einer von dieſen dreyen lachend? Freylich, antwortete Reinhold. Nu! erwiederte der andere, wollet ihr wetten, daß mein Quartier dieſen Abend, eures Gebets ungeachtet, beſſer ſeyn werde als das eurige. Es war damahls heftig kalt, die Nacht kam herbey, und das Nachtlager war noch ziemlich weit entfernet. Vielleicht bedienet ihr euch, antwortete Reinhold, auf der Reiſe eben dieſes Gebets, wie ich. Ganz und gar nicht, ſagte der Räuber. Ich ſchwöre euch zu, daß ich eben kein groſſer Heiliger bin: Wenn ich aber Schaden leide, ſo werde ich inskünftige eurer Art folgen. Auf dieſe Bedingungen wollte ich mein Leben verwetten, fing Reinhold wieder an, wenn ihr anders in einem Wirthshauſe bleibet, denn ich habe hier gar keine Bekanntſchaft. Gut, erwiederte der Räuber. Ich wette um euer Kleid, euer Pferd, ja ſo gar um eure Börſe, wenn ihr wollet. Reinhold merkte nun wohl, daß es nicht alzu gut mit ihm ausſahe. Aber wo war ein Mittel, herauszukommen? Man reiſete weiter, bis endlich die Räuber, die ſich die Nacht und einen Fluß zu Nutze machten, über den Reinhold herfielen, ihm ſein Pferd nahmen, bis aufs Hemde beraubten und ihn ſo verlieſſen. Ihr werdet ſehen, mein Herr, ſagten ſie im Weggehen zu ihm, ob euch euer heiliger Julius dieſe Nacht ein gutes Quartier geben wird; denn allem Anſehen nach, wird das unſrige gut ſeyn. Die drey Räuber gingen über den Fluß und lieſſen den armen Reinhold in dieſem traurigen Aufzuge ſtehen. Er hatte keine Hofnung weiter, als auf ſeinen Knecht, welcher ſein Felleiſen hatte, wovon er ſich noch einige kleine Hülfe

ver-

verſprach. Er war zurück geblieben, und hatte ſein Pferd beſchlagen laſſen. Da er aber von weiten ſahe, auf was Art man ſeinem Herrn begegnete, ſo wandte er ſich vom Wege ab, und ritte in vollem Gallopp nach dem Schloß Willhelm zu, und logirte ſich im beſten Wirths-Hauſe ein, allwo er, ohne ſich weiter um ſeinen Herrn zu bekümmern, nichts vergaß, ſich von ſeinen Beſchwerlichkeiten zu erholen. Unterdeſſen verfluchte der arme Reinhold, welcher allem Ungemach der Jahreszeit ausgeſetzet, voller Koth bis an die Ohren, vom Winde durchdrungen, und mit Schnee bedeckt war, ſein trauriges Schickſaal und fing an mit Recht zu fürchten, daß ſein Gebet nicht die gewöhnliche Wirkung haben werde. Nach vielen Leiden und Beſchwerlichkeiten, kam er endlich an das Schlos Wilhelm, und fand die Thore der Stadt verſchloſſen. Ueber dieſes zwote Unglück wäre er faſt verzweifelt. Gleichwie aber die Verzweifelung ein ſchlechtes Mittel iſt, ſo machte er einen Verſuch, und ſuchte einen Ort, wo er vor dem ſchlimmen Wetter gedeckt ſeyn, und den Reſt der Nacht vollends zubringen könte. Zu ſeinem Glück ſtieß er auf ein Haus, welches auf dem Walle ſtund, und fand ein kleines Dach, welches ein wenig heraus ſtund, und welches daſelbſt einen Eingang hatte. Reinhold ſchlich ſich hinein, ohne ſich nöthigen zu laſſen. Was das beſte war, ſo fand er daſelbſt ein wenig Stroh, wovon er ſich ein Bette machte, ſo gut er konnte. Da das Wetter unterdeſſen immer ſchlimmer wurde, und Reinhard ſich nicht mehr halten konnte, ſo überließ er ſich der Verzweifelung: Er fror, zitterte, beweinte ſein Elend

und klapperte so sehr mit den Zähnen, daß es eine Magd hörete. Diese war die Magd einer jungen und liebenswürdigen Wittwe, welche in diesem Hause wohnete, und welche eben so verliebt als schön war. Der Gouverneur des Orts unterhielt mit ihr einen verliebten Umgang; und hatte sie, um weder gesehen noch gehindert zu werden, in dieses Haus gesetzet, wo er denn durch die Oeffnung hinein ging, wo Reinhold hinein gekommen war, ohne daß es jemand, auch nicht einmahl seine Leute, merkten.*

Der Gouverneur hatte den vorigen Tag beschlossen, seine Liebste zu besuchen, und die Nacht bey ihr zuzubringen. Man hatte auch schon eine prächtige Mahlzeit, woran nichts war gesparet worden, bereiten lassen. Alles war bereit ihn zu empfangen, ohne das Bad zu vergessen, welches der Liebhaber heimlich hatte zubereiten lassen. Da er aber Geschäfte erhalten hatte, welche ihn nöthigten, sogleich zu Pferde zu sitzen, so ließ er seiner Schöne sagen, daß er sie nicht besuchen könnte. Weil nun das Frauenzimmer Raison annimmt, so tröstete sie sich über diesen Zufall, speisete und wollte, ehe sie sich noch zu Bette legte, sich des Bads, welches vor ihren Liebsten war zurechte gemacht worden, bedienen. Weil das Bad nicht weit von dem Orte war, wo der arme Reinhold seine Zuflucht genommen hatte, so hörete die Dame das Wehklagen dieses Unglückseligen. Was ist das, sagte sie zu ihrer Magd? Es ist ein armer Teufel, antwortete sie, welcher unten klaget. Die Kälte ist gros: Er kann sterben. Seyd ihr es zufrieden, Madam, daß ich ihn herein kommen lasse? Ganz wohl, antwor-

tete

rete die Schöne. Wir haben Platz genug, ihn zu beherbergen und ihm zu eſſen zu geben. Die Magd, welche vielleicht eben ſo viel Menſchenliebe beſaß, als ihre Frau, ging den Augenblick hinunter, ließ Reinholden herein kommen, welcher ihr davor dankte ſo gut er konnte, und verſicherte ſie, daß er ihr das Leben zu danken habe. Er erzählete ſeiner Wohlthäterin ſeinen Zufall mit kurzen Worten, welche ihn, da ſie von ſeinem traurigen Zuſtande gerühret wurde, in das Bad gehen ließ, woraus ihre Frau eben gekommen war. Er machte um ſo viel weniger Ceremonien, je mehr er dieſer Erhohlung nöthig hatte. Während daß er ſich in dem Bade wieder erquickte, ſo erzählete die Magd ihrer Frau dieſen Zufall, und in was für einem Aufzuge ſich Reinhold befände. Die Dame, welche recht ſehr liebreich war, befahl ihrer Magd, ein Kleid von ihrem Manne, welcher ſeit kurzen erſt geſtorben war, zu ſuchen, und es dieſem guten Menſchen zu geben. Dieſes Kleid ſtund ihm ſo gut, daß man hätte ſagen ſollen, daß es vor ihn gemacht worden wäre. Als er ſich nun in einem anſtändigen Zuſtande befand, ſo erwartete er die Befehle der Dame geduldig, und dankte Gott und dem heiligen Julius, daß er ihm eine viel beſſere Nacht als er ſich eingebildet, gegeben, und in ein Quartier gebracht hätte, welches anfing ihm zu gefallen. Als die Dame ein wenig ausgeruhet, und ein groſſes Feuer hatte machen laſſen, ſo fragte ſie nach dieſem guten Menſchen. Die Magd antwortete: Er iſt angekleidet, Madam, er iſt wohl gewachſen, und ſiehet aus wie ein Galant Homme. Laß ihn herauf kommen.

men, fing die Dame wieder an: er mag ſich wärmen, und eſſen: Denn ich glaube, daß er beydes nöthig hat. Reinhold kam und machte ſein Compliment, als ein Menſch, der zu leben wuſte. Er ſahe die Schöne von Zeit zu Zeit an, und ſie gefiel ihm. Sie, auf ihrer Seite, fand auch an ſeinem Anſehen, und an ſeinen Geſprächen, daß er ſo beſchaffen wäre, wie ihn ihr ihre Magd abgemahlet hatte. Sie erwies ihm viele Höflichkeit, und befahl ihm, ſich neben ſie zu ſetzen, um das Feuer auch mit zu genieſſen. Als das Abendeſſen aufgetragen war, ſo erhielt Reinhold Befehl, ſich zu Tiſche zu ſetzen. Er gehorchte, und aß mit rechtem guten Appetite, wie man ſich leicht einbilden kann. Die Dame wurde ſehr angefochten, entweder, weil das Erwarten des Gouverneurs ihre Einbildung ſchon erhitzet hatte, oder weil ſie das gute Anſehen, die Jugend, und der Umgang des Neuangekommenen reizte. Sie dachte alſo bey ſich, wenn ich mir die Gelegenheit zu Nutze mache, und mich an dem Gouverneur, der mich verachtet hat, räche, wer wird es denn erfahren? Reinhold war nicht ſo unerfahren, daß er ihre Verwirrung nicht hätte merken, und zu hoffen anfangen ſollen, daß das Gebet zum heiligen Julius, ſeine Würkung nicht thun würde. Die Dame, welche auch nicht unerfahren war, vermuthete dieſes, und fing an, und ſagte zu ihm: Woher kömmts, daß ihr ſo traurig ſeyd? Seyd ihr vielleicht über euren erlittenen Verluſt betrübt? Tröſtet euch: ihr ſeyd bey guten Freunden; und ich unterſtehe mir, euch zu ſagen, daß ich euch, ohne mich an meinen ſeligen Mann zu erinnern, nicht anſehen kann. Ihr habt alle Geſichtszüge von ihm,

und da ich euch ſehe, ſo dünkt mich, daß ich ihn ſehe. Ihr erweiſet mir viel Ehre, Madam, erwiederte Reinhold, und das, was ihr mir ſaget, iſt ſehr höflich. Ich würde viel Mühe haben, Madam, euch jemanden zu vergleichen. Ihr beſitzet Reizungen, welche euch eigenthümlich ſind, und eure Schönheit verdringet alle andere. Aber, Madam, wie grauſam würde mein Schickſal ſeyn, wenn ihr nicht Mittleiden mit mir hättet. Einem Uebel bin ich entgangen und falle in ein anderes. Ihr habt mir das Leben gerettet, Madam, wollet ihr mir es wohl wieder rauben? Die Schöne unterbrach den Reinhold, und machte nicht viel aus ſich, damit er Gelegenheit hätte, ihr zu widerſprechen. Da Reinhold alſo fortfuhr, ſeine Wohlthäterin zu loben, ſo unterſuchte er die Sache weiter, und lobte ihre ſichtbaren Schönheiten. Aber, ſetzte er endlich, da er aufhörete, hinzu, um alles das, was lobenswürdiges an euch iſt, zu loben, iſt eine Nacht nicht genug, die wir nützlicher anwenden könten. Ueber dieſe letzten Worte fing ſie an zu lächeln. Als dieſes Reinhold merkte, ſo glaubte er, daß es nun Zeit wäre, von Worten zur That zu kommen. Reinhold that es, und fuhr wohl dabey. Man that ihm nicht mehr Widerſtand, als des Wohlſtands wegen zu thun nöthig war. Die Küſſe wurden nicht geſparet. Und, mit einem Worte, die Vorſpiele der Liebe waren ſo ſchöne, als man ſich nur wünſchen konnte. Um endlich die Comödie zu endigen, ſo ließ ihn die Dame zu ſich ins Bette legen. Da es anfieng Tag zu werden, ſo gab die Dame den Reinhold, weil ſie ein

Aufsehen befürchtete, alte Kleider, nebst so viel Gelde, als er seine Reise vollends zu thun nöthig zu haben glaubte, und ließ ihn eben so heimlich wieder hinaus, als er herein gekommen war. Als er in die Stadt gekommen war, so ging er gerade in das Wirthshaus, wo sein Bedienter war, und zog die Kleider, welche er in seinem Felleisen hatte, an. Er war aber im Begrif zu Pferde zu steigen, als er erfuhr, daß seine Räuber eines andern Verbrechens wegen gefangen worden wären, und daß man sie in die Gefängnisse der Stadt bringen würde. Er ging zum Richter und beklagte sich über seinen erlittenen Raub, die Räuber wurden hergebracht, und bekannten, daß sie ihn beraubet hätten. Alles, was er verlohren hatte, ward ihm wieder zugestellet, ausgenommen ein paar Kniebänder, welche verlohren gegangen waren, und wenig Zeit darnach wurden die Strassen-Räuber gehangen.

Als Landolf Rufullo arm worden war, ſo wurde er ein See-Räuber. Er erwarb dadurch viel Reichthümer, wurde aber, da er ſich wieder nach Hauſe begeben wollte, von den Genueſern gefangen und beraubet. Das genueſiſche Schiff litte Schiffbruch; Landolf rettete ſich auf einem Käſtgen voller Edelgeſteine, und wurde an die Küſte der Inſul Corfu geworfen, wo ihm eine Frau zu Hülfe kam, von da er ſich nachgehends viel reicher als zuvor nach Hauſe begab.

Es iſt eine allgemeine Meynung, daß die Nachbarſchaft des Meers Rega, die angenehmſte Gegend von Italien iſt. Ziemlich nahe bey Salermo iſt ei-

ne Küſte, welche die Einwohner die Küſte von Malſi nennen, welche voll kleiner Städte, Gärten, Spring-Brunnen und reicher Leute iſt, welche ſo fleißige Handlung treibende Leute ſind, als man nur welche finden mag. Unter andern Städten war auch eine, die Ravel hieß, wo noch heut zu Tage reiche Kaufleute wohnen. Daſelbſt war vor Zeiten ein ſehr Reicher, welcher Landolf hieß. Und je mehr man hat, je mehr man haben will, alſo glaubte auch Landolf, ſo reich er auch war, daß er nicht genug hätte: er wollte ſeine Reichthümer vermehren, und hätte beynahe alles, auch ſo gar ſein Leben, darüber verlohren. Als dieſer Mann demnach ſeine Sachen, wie die Kaufleute zu thun pflegen, in Ordnung gebracht hatte, ſo kaufte er ein groſſes Schiff, und nachdem er es für ſeine Rechnung beladen hatte, ſo ſeegelte er damit nach der Inſul Cypern. Zu ſeinem Unglück trug ſichs zu, daß ſo viele Schiffe, mit dergleichen Waaren beladen, daſelbſt angekommen waren, daß er ſich genöthiget ſahe, die ſeinigen mit groſſem Verluſt zu verkauffen, und ſie, um ſie nur loß zu werden, faſt umſonſt weg zu geben. Ueber dieſen beträchtlichen Verluſt war er äuſſerſt beſtürzt, weil er ihn, ſo reich er ſonſt war, in kurzer Zeit faſt arm gemacht hatte, daher entſchloß er ſich, entweder zu ſterben, oder ſich an andern ſeines Verluſts wegen zu erholen. Zu dem Ende verkaufte er ſein groſſes Schiff, und kaufte von dem Gelde, und von dem wenigen, was er aus ſeinen Waaren gelöſet hatte, eine leichte Fregatte, und entſchloß ſich, ein Seeräuber zu werden. Er rüſtete ſeine Fregatte mit allem nöthigen aus, that verſchiedene Fahrten, da er alles wegnahm,

und

und viele türkische Schiffe verfolgte, wovon er die meisten wegnahm. Das Glück war ihm endlich so günstig, daß er in weniger als einem Jahre reicher war, als er niemahls gewesen war. Da er also glaubte, daß er reich genug wäre, vergnügt leben zu können, ohne was wagen zu dürffen, so entschloß er sich, mit seiner Beute nach Hause zu gehen, ohne sich ins künftige mit einiger Handelschaft zu vermengen. Er war kaum in den Archipelagum, als er von einem erschrecklichen Sturme überfallen wurde. Der Wind war ihm contrair: das Meer war so hoch wie Berge, und sein kleines Schiff fing an, sehr beschädiget zu werden. In dieser Noth hatte er das Glück, eine kleine Insul zu erreichen, und in den Hafen einzulauffen, um daselbst einen günstigen, und wenig stürmischen Wind zu erwarten. Landolf war kaum in den Hafen eingelaufen, als zwey grosse genuesische Schiffe, die von Constantinopel kamen, daselbst eintrafen. Als die Genueser das kleine Schiff gesehen hatten, so legten sie sich dergestalt vor Anker, daß sie dem kleinen Schiffe den Ausgang versperreten. Sie erfuhren gar bald, wem das Schiff gehörete, und da sie schon wusten, daß es reich beladen sey, so beschlossen sie als Geldgierige und Raubliebende Leute so gleich, sich Meister davon zu machen. Zu dem Ende setzten sie einen Theil von ihren Leuten ans Land, und stelleten sie an einen solchen Ort, wo sie alles, was aus dem kleinen Schiffe ging, tödten konten. Als sich die übrigen in ihre Schaluppen gesetzet hatten, so kamen sie durch Hülfe des Ruderns, und vermittelst des Stroms, welcher ihnen günstig war, zu der Fre-

gatte des Landolfs. Sie bemächtigten sich derselben ganz leichte, ohne einen einzigen Mann zu verliehren. Den Landolf brachten sie auf eines von ihren Schiffen und nahmen alles, was auf dem seinigen war. Dieser Unglückseelige wurde in den Schiffs-Raum gebracht, und hatte von allen seinen Sachen nichts, als ein schlechtes Wammes behalten. Als sich den andern Tag der Wind geändert hatte, so seegelten die Genueser wieder fort. Sie hatten den ganzen Tag schön Wetter: Mit einbrechender Nacht aber entstund ein Sturm, welcher ihre Schiffe trennete. Das, worauf Landolf war, stieß, nachdem es von dem Sturm war hingerissen worden, auf eine Sand-Bank über der Insul Cefalonien, und ging in Stücken wie ein Glas. Der Schiffbruch geschahe so geschwind, und die Gefahr war so groß, daß man nicht Zeit hatte, grosse Wehklagen darüber anzustellen. In einem Augenblicke war das Meer mit Waaren, Kasten und Bretern bedeckt. Diejenigen, welche schwimmen konten, schwammen, und ein jeder ergriff das, was ihm am ersten in die Hände fiel, um sich zu retten. Der unglückliche Landolf, der den vorigen Tag wegen Verlust seines Schiffes den Tod gewünschet hatte, fürchtete sich davor, als er ihn in der Nähe sahe. Zu seinem Glück traff er ein Bret an, dessen er sich bemächtigte, in der Hoffnung, daß ihm Gott einige Hülfe leisten würde, wenn er warten könnte. Da ihn nun das Meer und der Wind von einer Seite zur andern warf, so erhielt er sich auf seinem Brete, so gut er konnte, bis es Tag wurde. Als es Tag worden war, so sahe er sich auf allen Seiten

um,

um, und ſahe nichts als Meer, Wolken, und ein Käſtgen, welches, indem es auf dem Waſſer ſchwamm, ſich ihm bisweilen ſo ſehr näherte, daß er befürchtete, davon getödtet zu werden. Ob nun ſchon ſeine Kräfte ſehr erſchöpft waren, ſo hatte er doch noch welche, ſich vor dem Kaſten zu verwahren, welchen er mit der Hand fort ſtieß, wenn er ihm zu nahe kam. Da aber ein Wirbelwind entſtund, ſo ſtoß der Kaſten, der von einer Welle hergeworfen wurde, ſo ſehr an das Bret, daß er es mit fort nahm, und machte, daß der arme Landolf untertauchte. Als er endlich wieder über das Waſſer gekommen war, ſo war er ſehr weit von ſeinem Brete entfernt, deſto näher aber bey dem Kaſten. Weil er befürchtete, daß er nicht Kräfte genug hätte, ſein Bret wieder zu bekommen, ſo bemächtigte er ſich des Käſtgens, und klammerte ſich ſo gut daran, als er immer konnte, da er denn von einer Zeit zur andern mehr trank, als ihm lieb war. Dieſe traurige Schiffarth dauerte noch einen Tag und eine Nacht. Endlich aber wurde er entweder durch Gottes Vorſehung, oder durch die Gewalt des Windes an die Küſte der Inſel Corfu geworfen. Es war von ohngefähr eine arme Frau da, welche, da ſie den Landolf von weiten ſahe, und nichts menſchliches an ihm wahrnahm, ſich vor ihm fürchtete, und ſchreyend zurück lief. Landolf, welcher keine Kraft zu reden hatte, und faſt gar nichts ſehen konnte, nahm weder die Frau, noch die Bewegung, die ſie gemacht hatte, wahr. Da ihn aber das Meer immer mehr nach dem Lande zutrieb, ſo erkannte die Frau den Kaſten eher, als den Menſchen. Als ſie hernach ge-

nau Achtung gab, ſo ſahe ſie Arme, welche über den Kaſten ausgeſpannet waren, hierauf entdeckte ſie ein Geſichte, und endlich ſahe ſie, daß es ein Menſch war. Aus Mitleiden wadete die gute Frau in das Meer, welches nunmehro ſtille worden war, und nachdem ſie Landolf bey den Haaren ergriffen hatte, ſo zog ſie ihn mit ſeinem Kaſten ans Land. Sie hatte viel Mühe, ehe ſie die Hände von dem Kaſten los brachte, welchen ſie durch ihre Tochter wegtragen ließ. Hierauf nahm ſie Landolfen auf den Rücken, und trug ihn, als wenn er ein klein Kind geweſen wäre, in die Stadt. Sie brachte ihn in eine Stube, und durch vieles reiben und waſchen mit warmen Waſſer dahin, daß er ſeine natürliche Wärme und verlohrnen Kräfte wieder bekam. Sie gab ihm guten Wein und Confect, und bewirthete ihn, mit einem Worte, ſo gut, daß er in ſeinen vorigen Stand kam, und wuſte wo er war. Sie gab ihm hierauf ſeinen Kaſten wieder, und ſagte ihm zu gleicher Zeit, daß er ſich hinbegeben könte, wohin er wollte. Ob er ſchon nichts von dem Kaſten wuſte, ſo nahm er ihn dennoch, weil er glaubte, daß er ſich, er möchte auch ſo wenig werth ſeyn als er wollte, einige Tage darvon erhalten könnte: Da er aber fand, daß er ſehr leicht war, ſo ſetzte er wenig Hoffnung darauf. Weil er nun ungeduldig war, zu wiſſen, was in ſeinem Kaſten wäre, ſo machte er ſich die Abweſenheit der Frau zu Nutze, machte ihn auf, und fand darinne viel koſtbare eingefaßte und uneingefaßte Steine. Da er ein Kenner von Edelgeſteinen war, ſo ſahe er ſogleich, daß das Käſtgen von groſſem Werthe wäre, lobete Gott, daß er

ihn nicht verlaſſen hätte, und tröſtete ſich über ſein Unglück. Da er aber den Eigenſinn und die Strenge des Glücks ſchon zweymahl erfahren hatte, ſo fürchtete er einen dritten Zufall, und hielt davor, daß er ſich einer Liſt bedienen müſte, ſeine Edelgeſteine glücklich nach Hauſe zu bringen. Er wickelte ſie in alte Lumpen, und ſagte zu der guten Frau, daß er den Kaſten nicht nöthig hätte, und daß ſie ihn behalten könte, wenn ſie ihm nur einen Sack davor gäbe: welches ſie gerne that. Landolf dankte ihr vor ihre guten Dienſte, ſo gut er konnte, nahm ſeinen Sack und ging fort. Er begab ſich zu Schiffe nach Brindiſi, von da er ganz langſam nach Trani reiſete, wo er Seidenhändler aus ſeiner Stadt antraf, welche ihn umſonſt kleideten, nachdem er ihnen ſeine Begebenheiten erzählet hatte. Nur von dem Kaſten ſagte er ihnen nicht ein Wort. Sie liehen ihm ein Pferd, und lieſſen ihn nach Ravel bringen, wohin er, wie er ſagte, reiſen wolte. Da er nun endlich an einem ſichern Orte war, ſo unterſuchte er ſeinen Sack mit mehrerer Muſe, als er bey ſeiner Alten gethan hatte, und fand darinne ſo viel Edelgeſteine, daß, ob er ſie ſchon unter ihrem wahren Werthe verkauft hatte, er dennoch um die Hälfte reicher war, als er jemahls geweſen war. Als er ſie verkauft hatte, ſo ließ er der Frau, welche ihn aus dem Meere gezogen, und ſo wohl bewirthet hatte, eine anſehnliche Summe zuſtellen; ein gleiches that er denenjenigen, welche ihn zu Trani gekleidet hatten, und brauchte das übrige vor ſich zu leben: welches er auf eine ehrbare Art und als ein ehrlicher Mann that.

Pagamin von Monego entführete die Frau des Richard de Quinzica, und erboth ſich, ihm ſolche auf ſein Bitten wieder zu geben, wenn ſie wieder zu ihm wollte. Die Schöne ſchlug es aber ab, und verheyrathete ſich nach Richard ihres Mannes Tode mit dem Pagamin.

Die Heyrath iſt eine der wichtigſten Handlungen unſers Lebens; Vielleicht iſt es aber auch diejenige, deren Gleichheit man am wenigſten unterſuchet. Man machet ſich eine Pflicht, ja ſo gar eine Schuldigkeit daraus, eine wohl eingerichtete Wirthſchaft zu haben, worinne ein Stück mit dem andern vollkommen

nien paſſet. Man hält es vor einen Fehler, zwey Kutſch-Pferde von verſchiedenen Haaren und von verſchiedenem Alter zu haben. Wenn man ſich aber verheyrathen will, ſo hat man blos das Intereſſe zum Augenmerk. Die Partheyen mögen in Anſehung des Alters oder der Gemüths-Beſchaffenheit ſo ſehr unterſchieden ſeyn, als ſie nur immer wollen, und wenn nur Vortheile dabey ſind, ſo verlangt man nicht mehr. Zu Piſa war ein gewiſſer Richter, Nahmens Richard de Quinzica. Er war alt, hatte Verdienſte, und Reichthümer; im Gegentheil aber eine ſchlechte Leibes-Beſchaffenheit. Dennoch wollte er, ſeines Alters und ſeiner Schwachheit ohngeachtet, heyrathen, und nahm eine junge und ſchöne Frau, die Bartholomäa hieß, eine Tochter des Galandi von Piſa, der mit allem, was in dieſer Stadt angeſehen war, verwandt war. Wenn der Richter ſich ſelbſt eben ſo guten Rath hätte geben können, als andern Leuten, ſo würde er niemahls eine Frau genommen haben, deren Alter mit dem ſeinigen ſo wenig übereinkam. Wie es aber ſehr gemein iſt, daß man anderer Leute Sachen beſſer einſiehet, als ſeine eigene, ſo folgte auch Quinzica ſeinem Schickſale, und heyrathete die Schöne mit auſſerordentlicher Pracht. Die Erfüllung der Ehe ſelbſten aber kam mit dieſer Pracht gar nicht überein, ſondern es ging alles ſehr klein zu. Der Richter, der ſeine Kräfte nicht wohl unterſuchet, und vielleicht geglaubet hatte, daß eine junge Frau ſich ſchone, wie ſeine Bücher, fing gar bald an nach der Ruhe zu ſeufzen, und ſeiner Frau vorzuſtellen, daß gewiſſe Tage im Jahre wären, da man

ordent-

ordentlicher Weiſe nicht beyſammen ſchlafen dürfte. Er machte das Verzeichniß dieſer verbothenen Tage entſetzlich gros. Er hatte einen Calender, der ihm täglich einen neuen Heiligen zeigete. Die Quatember, heilige Abende, Faſten, waren alles Zeiten mit ſchlimmen Zeichen. Der Freytag und Sonnabend waren Andachts-Tage, und der Sonntag war ein Ruhe-Tag. Der Montag war kein Tag, mit dem man die Woche anfangen dürfte. Mit einem Worte, er hatte auf alle Tage in der Woche Entſchuldigungen, und kaum, daß er im ganzen Monathe einen finden konnte, da er ohne Gewiſſens-Scrupel bey der Frau ſchlafen konnte: Und wenn es ja geſchahe, ſo muſten alle Regeln der Geometrie dabey beobachtet werden. Sonſt fehlte der Schönen, dieſes ausgenommen, nichts, und man hatte vor ſie alle Hochachtung, die ſie nur wünſchen konnte.

Das Vergnügen, welches ſich Quinzica machte, beſtund darinne, daß er oft bey angenehmen Wetter in einem Luſt-Hauſe, welches er an dem Ufer des Meers hatte, ausruhete. Einsmahls, da er dahin gegangen war, friſche Luft zu ſchöpfen, und ſich vorgenommen hatte, länger als gewöhnlich da zu bleiben, ſo wollte er ſeiner Frau mit dem Fiſchfang ein Vergnügen machen. Um das Vergnügen vollkommen zu machen, ſo ſetzte er ſich mit einigen Freunden in ein Schiffgen, und ſie mit einigen Freundinnen in ein anderes. Das Vergnügen der Unterredungen und des Fiſchfanges war ſo groß, daß ſie unvermerkt verſchiedene Meilen vom Lande gekommen waren, ehe ſie es gemerkt hatten. Ein berüchtigter Seeräu-

ber zu dieſer Zeit, Nahmens Pagamin von Monego, kam geſchwinde, ihr unſchuldiges Vergnügen zu unterbrechen. Sie nahmen ihn nicht eher wahr, als bis es nicht mehr Zeit zu entfliehen war. Der Seeräuber kam mit vollen Seegeln auf das Schiff der Weiber, welches am weiteſten vom Lande war, los. So bald er ſeine Augen auf die Bartholomäa geworfen hatte, ſo entſchloß er ſich, weiter nichts als ſie zu nehmen: Er ließ ſie auch würklich auf ſein Schiff bringen, und da er ſich nicht unterſtund den Quinzica zu verfolgen, weil er ſich befürchtete, er möchte zu nahe als Land kommen, ſo machte er ſich geſchwind auf das hohe Meer. Die Schöne leiſtete ihrer Pflicht ein Genüge, daß ſie weinete, und Pagamin der ſeinigen, daß er ſie tröſtete; der kräftigſte Troſt aber war der, welchen die Schöne des Nachts bekam, welcher auch machte, daß ſie ſich in die Gedult faſſete. Kein Calender, kein Feſt, kein heiliger Abend: Alle Tage waren gut, und die Schöne fand dieſe Veränderung ſo angenehm, daß ſie, ehe ſie noch zu Monego angekommen war, den Richter und die Legende ſeiner Heiligen vergeſſen hatte. Als Quinzica, der über die Entführung ſeiner Frau, welche er ſelbſten mit angeſehen hatte, ziemlich verdrüßlich war, erfahren hatte, daß ſie in den Händen des Pagamins wäre, ſo ließ er ihn um Sicherheit bitten, damit er, ihrer Ranzion wegen, mit ihm handeln könte, und erhielt alles, was er verlangete. Als er zu Monego angekommen war, ſo ging er zum Pagamin und ſagte zu ihm, daß er zur Ranzion vor ſeine Frau bezahlen wollte, was er verlangte, er möchte nur ſo gut ſeyn und ſie

ihm wieder geben. Es sollte mir leid seyn, antwortete Pagamin, wenn jemand grosmüthiger wäre als ich. Wenn ich eure Frau habe, so will ich sie euch wiedergeben, ohne daß es euch das geringste kosten soll. Ihr werdet mir aber erlauben, euch zu sagen, daß es, da ich euch nicht kenne, der Ordnung und Gerechtigkeit gemäs ist, daß ihr mich überzeuget, ob ich eure Frau habe oder nicht. Es ist wahr, daß ich eine junge Frau bey mir habe; aber ich weiß nicht ob es eure ist. Alles, was ich euch zu dienen thun kann, ist dieses, daß ich sie euch zeige. Wenn sie euch vor euren Mann erkennet, und mit euch gehen will, so will ich sie euch herzlich gerne geben. Richard erwiederte, daß man nicht gütiger seyn könnte und stattete seinen schuldigen Dank davor ab. Endlich aber fügte er noch hinzu, es muß ein jeder von seiner Handthierung leben, also werdet ihr mir einen Gefallen erzeigen, wenn ihr meinen Beutel eben so wenig als anderer Leute ihren schonet. Was aber die Frau anbetrift, von der ihr saget, so ist es gewis, daß sie meine ist. Ihr werdet davon augenblicklich durch die Liebkosungen, welche sie mir erzeigen wird, überführet werden, so bald sie mich sehen wird. Wir werden es so gleich sehen, erwiederte Pagamin; folget mir! Als er nach Hause gekommen war, so empfing er Richarden in einem Saale, und ließ die Frau ruffen. Sie kam vollkommen angekleidet, und machte sich aus Richarden eben so wenig, als aus einem Menschen, den sie niemahls gesehen hätte; Richard, welcher über ein so verdrüßliches Stillschweigen erstaunete, und dieses um so viel mehr, da er vermuthet

hatte,

hatte, daß sie ihn sogleich, sobald sie ihn nur zu Gesichte bekäme, umfassen würde, tröstete sich darüber einiger Maassen, und glaubte, daß ihn die Betrübnis, welche er über den Verlust seiner Frau gehabt hätte, so verstellet hätte, und daß dieses vielleicht die Ursache sey, welche sie hinderte, daß sie ihn nicht erkennen könnte. In diesen Gedanken ging er zu ihr und sagte: Es ist mir theuer zu stehen gekommen, Madam, daß ich euch auf den Fischfang geführet habe. Niemahls habe ich einen so grossen Schmerz empfunden, als seit dem ich euch verlohren habe. Woher kömmt diese Gleichgültigkeit, Madam? Kennet ihr mich nicht? Ich bin Richard de Quinzica, euer Ehemann, welcher euch loszukaufen kommt, und sollte es ihm sein ganzes Vermögen kosten. Redet ihr mit mir, mein Herr, antwortete Bartholomäa? Ihr haltet mich ohne Zweifel vor eine andere: Denn ich kann mich nicht erinnern, euch jemahls als jetzo gesehen zu haben, noch weniger aber eure Frau gewesen zu seyn. Sehet mich wohl an, Madam, fing Richard wieder an; besinnet euch, und ihr werdet euch ohne Mühe erinnern, daß ich derjenige bin, vor den ich mich ausgebe. Je mehr ich euch ansehe, mein Herr, erwiederte die Schöne mit einer verächtlichen Mine, je mehr bin ich überzeugt, daß ich euch niemahls gesehen habe. Da sich Richard einbildete, daß sie sich in Gegenwart des Pagamins, weil sie sich vielleicht vor ihm fürchtete, unwissend stellete, so bath er ihn, ihm zu erlauben, daß er allein mit ihr reden dürfte, worein der Corsar sehr gerne willigte, ging dahero weg, und ließ sie beyde alleine. Was ist denn das, mein Herz, fing Richard wieder

an?

an? Kennet ihr euren Mann nicht, der euch mehr als sein Leben liebet? Betrachtet mich doch: Ist es möglich, daß ich mich in so kurzer Zeit so sehr sollte verändert haben, daß gar nichts übrig bleibt, woran ihr mich erkennen könntet? Ich habe euch niemahls etwas weder in Ansehung eurer Vergnügungen, noch in Ansehung eurer Kleider abgeschlagen, und es war keine prächtigere Frau in Pisa als ihr. Ich weiß wohl, antwortete sie kaltsinnig, daß ihr Richard de Quinzica mein Mann seyd. Ich weiß auch, daß ihr viel Gefälligkeit vor mich gehabt habt, und daß ihr mir, was die Vergnügungen und Kleider anbelanget, nichts abgeschlagen habt: Braucht aber eine junge Frau weiter nichts als Kleider. Denket ihr wohl an das, was ihr saget. Madam, fing Richard ganz erstaunend wieder an: Wollet ihr lieber die Sclavin eines Seeräubers, als die Frau eines Rathsherrns von Pisa seyn? Er wird euch fortjagen, wenn er euch überdrüßig seyn wird, und ich, ich würde euch lieben, so lange ich lebe. Und rechnet ihr überdieses eure und eurer Eltern Ehre vor nichts? Nun ist es nicht mehr Zeit, davor zu sorgen, antwortete Bartholomäa hitzig, und meine Eltern, welche mich euch zu heyrathen gezwungen haben, haben sich selber nicht viel daraus gemacht. Sie haben sich eingebildet, daß zu einer guten Heyrath weiter nichts als viel Reichthum gehöre, und wenn ihr vor euch eben so klug gewesen wäret, als ihr vor andere seyd, so würdet ihr eingesehen haben, daß ein alter Mann und eine junge Frau sich gar nicht zusammen schicken. Und, mit einem Worte, redet mir nicht mehr

vom

vom zurückkehren; Ich habe meinen Entschlus gefaſſet; Pagamin gehet gut mit mir um; ich lerne bey ihm in einer Stunde mehr, als ich bey euch in eurem ganzem Leben nicht würde gelernet haben. Und da er nicht so gelehrt iſt als ihr, so iſt er auch nicht so gewiſſenhaft als ihr. Alle Tage ſind bey ihm gleich, und man weiß da von keinen Feſten, noch Heiligen Abenden, noch Faſten. Uebrigens, wenn mich Pagamin fortjagen ſollte, ſo ſeyd verſichert, daß ich niemahls wieder zu euch kommen werde. Richard, der ganz betäubt war, ſahe nunmehro wohl ein, was vor einen Fehler er begangen hätte, er kehrete dahero ganz beſtürzt wieder nach Piſa zurück, wo er kurz darauf vor Betrübnis ſtarb. Als dieſes Pagamin erfahren hatte, ſo heyrathete er die Wittwe; und da ſie einander ſchon kannten, ſo waren ſie jederzeit mit einander zufrieden.

Richard Minutolo liebte die Frau des Philipp Tighinolfi, weil er aber nichts von ihr erhalten konte, ſo gab er ihr auf eine geſchickte Art zu verſtehen, daß ihr Mann mit ſeiner Liebſte eine Zuſammenkunft verabredet hätte. Philippen ſeine Frau, welche eyferſichtig war, fand ſich an dieſem Orte ein, und ſchlief bey dem Minutolo, in der Meynung, bey ihrem Manne zu ſchlafen.

Neapel iſt eine ſehr alte Stadt, und vielleicht eine der angenehmſten und galanteſten in Italien. Ehemals war ein vornehmer und reicher Mann da, Nahmens Richard Minutolo. Ob er nun ſchon ſelbſt eine ſehr ſchöne Frau hatte, ſo verliebte er ſich doch

in

in eine andre, welche vor die schönste in Neapel gehalten wurde, und die Madame Catelle hieß. Sie war an einen vornehmen Mann verheyrathet, der unter dem Nahmen Philipp Tighinolfi bekannt war, und den sie sehr liebte. Richard wendete bey Madam Catellen alles mögliche an, Gegenliebe zu erlangen, seine Bemühung war aber umsonst. Aus Verzweifelung, daß er sich bey einer Unbarmherzigen so lange aufhalten sollte, that er alles, um aus der Noth eine Tugend zu machen; es war ihm aber unmöglich, es so weit zu bringen. Seine Liebe verzehrete ihn, und das Leben war ihm zur Last; dem ohngeachtet konnte er keines von beyden los werden. Da seine Verwandten sahen, daß er täglich mehr abnahm, so lagen sie ihm an, nicht mehr an Madam Catellen zu gedenken, und stelleten ihm vor, daß wenn er ihr auch sein ganzes Leben über aufwartete, so würde er am Ende doch weiter nichts haben, als das kleine Vergnügen, einer Undankbaren aufgewartet zu haben, weil er überzeugt wäre, daß sie niemanden als ihren Mann liebte und hochschätzte. Er sahe dieses so wohl ein, wie sie; es war ihm aber nicht eben so leichte, einen Entschluß zu fassen, als jenen zu widersprechen. Ich weiß nicht, ob die Eyfersucht jederzeit das Kennzeichen einer grossen Liebe ist: Dem sey aber wie ihm wolle, Madam Catelle war die eyfersüchtigste Frau von der Welt. Sie trieb diesen Affect allzuweit, als daß ihn Richard nicht hätte merken sollen. Er entschloß sich also, sie auf dieser Seite anzugreiffen, und stellete sich, als wenn er seine Neigung hätte fahren lassen, ging nicht mehr zur Madam Catelle, und erklärte

klärte ſich vor eine andere Schöne. Er that vor ſeine neue Liebſte alles, was man thun muſte, die Welt zu überreden, daß er würklich in ſie verliebt ſey. Madam Catelle machte ſich keine Sorge darüber, und begegnete ihm höflich, wie ſie zu thun gewohnt war.

Da es wieder Sommer geworden war, ſo trug es ſich zu, daß allerhand Luſtbarkeiten angeſtellet wurden, wobey ſich Richard mit ſeiner Liebſte befand. Wie nun bey dergleichen Gelegenheiten einer gehet, der andere kömmt, und alſo Richard mit Catellen allein war, ſo ließ er im vorbeygehen von der Liebes-Geſchichte eines gewiſſen Cavaliers ein Wort fahren, und ſagte ſo viel davon, als nöthig war, der Madam Catelle begreiflich zu machen, daß ihr Mann darunter gemeinet ſey. Weil ſie von der Seite her ſehr empfindlich war, ſo entrüſtete ſie ſich würklich darüber und bath Richarden, ihr zu ſagen, von wem er redte. Er entſchuldigte ſich ſo viel als nöthig war, ſie noch neugieriger zu machen. Da ſie ihn endlich allzuſehr bath, ſo ſagte er zu ihr, daß ſie zu viel Gewalt über ihn gehabt hätte, als daß er ihr etwas abſchlagen könte; er würde ihr aber nicht anders als unter der Bedingung willfahren, daß ſie weder ihrem Manne noch ſonſt jemanden etwas davon ſagen wolte, ehe ſie nicht durch den Ausgang die Gewisheit davon erfahren hätte, und daß er ihr Mittel an die Hand geben wollte, ſich davon zu überzeugen. Die Schöne verſprach alles, was man von ihr verlangte. Und hierauf ſagte Richard, wenn ich euch ſo wie vormahls liebte, Madam, ſo würde ich mich wohl hüten, euch eine ſo unangenehme Neuigkeit zu hinterbringen,

dergleichen Nachrichten sind allezeit verdächtig, wenn sie von einem Liebhaber hergekommen, und man glaubt leicht, daß sie eine Wirkung des Eigennutzes sind. Anjetzo aber, da ich nicht befürchte, daß ihr so von mir urtheilet, so mache ich mir kein Bedenken, euch zu sagen, daß euer Mann nicht so gewissenhaft ist, als ihr. Er hat eine Liebste, mit welcher er morgen früh um 10 Uhr bey Johannen dem Bader zusammen kommen will. Die Dame hat ein Zimmer verlanget, da die Thüren und Fenster zugemacht seyn sollen. Johann hat es versprochen, und also wollen sie einander da sprechen. Wüstet ihr wohl, was ich thäte, wenn ich an eurer Stelle wäre? Ich würde ein wenig vor der bestimmten Zeit zu dem Bader gehen, und mich in das Bette legen, welches vor euren Mann und seine Liebste zurechte gemacht worden ist. Johann wird die Sache nicht untersuchen, und ich bin versichert, daß ihr ohne Schwürigkeit hineingehen könnet. Alsdann werdet ihr von der Untreue eures Mannes vollkommen überzeuget werden, und ihr werdet berechtiget seyn, ihn so sehr herunter zu machen, als ihr wollet, ohne daß er zu seiner Entschuldigung etwas wird vorbringen können. Madam Catelle, welche durch ihre grosse Eyfersucht verblendet war, ließ sich ohne weitere Untersuchung fangen, und versprach Richarden, seinem Rathe zu folgen, indem sie sich schon zum voraus freuete, wie sie ihren Mann ausmachen wollte, wenn er sich an dem bestimmten Orte einfinden würde.

Richard, der über die gute Hoffnung, die er sich von seiner List versprach, vergnügt war, ging bey gu-

ter Zeit weg, und redete mit dem Bader, welcher vermittelst Geldes alles that, was man von ihm verlangte. Er unterrichtete ihn, was er thun sollte, und ließ sich von ihm versprechen, daß er seinen Anordnungen genau nachkommen wollte. Madam Catelle ging ganz mißvergnügt nach Hause, und fand ihren Mann fast eben so. Weil man scharfsinnig ist, sich zu quälen, und alles auf die Seite der herrschenden Neigung lenket, so betrachtete Madam Catelle das verdrüßliche Wesen ihres Mannes als eine Bestärkung der Nachricht, welche sie von dem Richard bekommen hatte. Da nun fast die bestimmte Stunde zur Versammlung gekommen war, so stellete sich Madam Catelle, weil sie glaubte, daß ihre Gegenwart ihrem Manne beschwerlich fiele, als wollte sie ein Stündgen zu einer Nachbarin gehen, und ging zum Bader, welcher sie in die finstere Stube gehen ließ. Sie legte sich augenblicklich nieder, und war kaum ins Bette, als Richard hinein kam, und sich neben sie legte. Was vor ein Vergnügen war das nicht vor Richarden, bey einer Person, welche er so heftig liebte, diese Gunst zu genüssen? Um wie viel gröſſer war das Vergnügen aber nicht, eine Unbarmherzige, die ihn so lange hatte schmachten lassen, auf eine so angenehme Art zu betrügen? Ob nun schon Catelle einige Ursache sich zu trösten hatte; so ließ sie doch nunmehro, da sie noch nichts gesaget, und alles geduldig gelitten hatte, ihren Zorn, den sie nicht mehr zurückhalten konte, ausbrechen, weil nichts unerträglicher als die Verachtung ist. Mit wem glaubst du zu thun zu haben, du Treuloser, sagte sie zu ihm? Ich

bin

bin Catelle, und nicht die Frau, die du wohl denkeſt. Iſt das der Lohn, du Böſewicht, vor die Liebe und Treue, die ich jederzeit vor dich gehabt habe? Nun wundere ich mich nicht mehr über dein verdrüßliches Weſen geſtern Abend. Du ſparteſt dich alſo vor deine Liebſte. Bin ich nicht eben ſo ſchön als ſie, du Ehebrecher, daß du ſo niederträchtig mit mir umgehſt? Bey mir biſt du wie Eis, wenn du aber glaubſt eine andere zu haben, ſo biſt du voller Feuer. Haſt du nichts zu ſagen, du Gottloſer? Biſt du ſtumm worden, da ich dir deinen Irrthum gezeiget habe? Wenn ich meiner Pflicht gemäs handeln wollte, ſo würde ich dir die Augen auskratzen. Richard muſte alle mögliche Mühe anwenden, ſich des Lachens zu enthalten, und wollte ſie ſtillſchweigend careßiren: Sie riß ſich aber geſchwind weg, und ſagte: Hältſt du mich vor ein Kind, du Böſewicht, und bildeſt du dir ein, daß es weiter nichts brauche, mich wieder gut zu machen, als ein bißgen careßiren? Es reuet mich, daß ich dir zu treu geweſen bin: Ich werde Mittel finden, mich zu rächen. Was hält mich ab, daß ich nicht ſogleich Richarden, der ſo viel Liebe vor mich gehabt hat, kommen laſſe, und mich vor deinen Augen, deiner Untreue wegen, durch Repreſſalien räche. Und da ſie dieſes ſagte, ſo wollte ſie aus dem Bette ſteigen; Richard aber hielt ſie zurück: Und weil er glaubte, daß es allzu viele Folgen haben möchte, wenn er ſie in ihrem Irrthume ließ, ſo entſchloß er ſich, ſie daraus zu reiſſen. Tröſtet euch, Madam, ſagte er zu ihr. Ich bin Richard, und nicht euer Mann. Ich habe durch Liſt diejenige Gunſt erhalten, welche ihr meiner

Liebe niemahls habt bewilligen wollen. Catelle, die ihn an seiner Stimme sehr wohl kante, erschrack so darüber, daß sie nicht reden konnte. Nachdem sie aber ein wenig wieder zu sich gekommen war, so fing sie ihre Klagen von neuen an, und beklagte sich nunmehro über die Bosheit ihres Liebhabers so sehr, als sie sich über die Untreue ihres Mannes beklaget hatte. Richard mochte ihr vorstellen, wie er wollte, daß sie ganz und gar nicht strafbar wäre, da er blos unter dem Nahmen ihres Mannes dieses Vergnügen gekostet hätte; daß sie von seiner Verschwiegenheit versichert seyn könte, und daß die List, deren er sich bedienet hätte, blos eine Würkung seiner Hochachtung und Liebe, die er vor sie hätte, wäre. Sie war aber mit alle dem nicht zufrieden. Sie weinte recht herzlich; und da Richard durch ihr Entsetzen beweget wurde, so nahm er sie bey der Hand. Sie sagte aber zu ihm, lasset mich gehen, Grausamer, oder ich werde um Hülfe ruffen, thut das nicht, antwortete Richard. Das gröste Uebel würde auf euch zurückfallen, und wie die Leute zu urtheilen pflegen, so würde man niemahls sagen, daß ihr durch Betrug hieher gelocket worden wäret. Man würde vielmehr glauben, daß ihr Geldes halber gekommen seyd, und daß ihr böse geworden, da man euch nicht so viel hätte geben wollen, und diesen Lärm darum angefangen hättet. Wenn es über dieses euer Mann erfahren sollte, so würde er sich lediglich an euch rächen; denn ich wollte mich schon heraus reden, und wollte ihm zum wenigsten eben so viel Uebels zufügen, als er mir anthun würde. Nichts destoweniger schwamm Madam Catelle

telle vor Verdruß in Thränen; weil sie aber, so böse sie auch war, dennoch einsahe, daß Richard wahr redte, so fing sie wieder an. Lasset mich nur gehen, und haltet mich nicht, ich will nicht schreyen, ich werde aber niemahls wieder Vergnügen auf der Welt haben, ehe ich mich nicht wegen des entsetzlichen Streiches, den ihr mir gespielet habt, gerochen habe. Ihr habet erhalten, was ihr wünschet, und ich bin das Opfer meiner Einfalt und meiner Eyfersucht. Warum habet ihr mich denn noch? = = Keine Feindschaft, Madam, erwiederte Richard. Wir wollen uns versöhnen, ich beschwöre euch darum, und erlaubet mir, euch nochmahls Proben meiner Liebe zu geben. Dieses ist das erstemahl, daß ihr meinem Eyfer und meiner Beständigkeit, Gerechtigkeit wiederfahren lasset, und wolltet ihr es denn nur halb thun? Nichts als der Anfang ist schwer. Durch diese und verschiedene andere Ursachen brachte es Richard endlich dahin, daß die Schöne ihren Zorn fahren ließ. Die Liebe mischte sich in ihre Versöhnung, und es wurde alles auf die beste Art von der Welt beygelegt. Ueberdieses sagt man, daß Catelle, als sie den Unterschied zwischen dem Liebhaber und dem Manne damahls eingesehen, nachmahls so viel Liebe vor Richarden, als sie vormahls Kaltsinn und Gleichgültigkeit gehabt habe.

Als Thedald nicht mehr wie gewöhnlich von ſeiner Liebſte careßiret wurde, ſo verließ er aus Verdrus Florenz, und kam einige Jahre hernach in einem Pilgrims-Habite wieder dahin zurück. Er fand Mittel, ſich mit ſeiner Liebſten auszuſöhnen, und rettete ihren Mann, der eben zum Tode verdammt werden ſollte, weil er war überführet worden, daß er den Thedald umgebracht hätte.

Ein gewiſſer junger Florentiner von Stande, Nahmens Thedald, hatte ſich in Madam Hermeline, des Aldebrandin Palermini Frau verliebt, und hatte das Glück, diejenige Gunſt von ihr zu erhalten, die er verdiente.

nete. Gleichwie aber die Damen eigenſinnig ſind, und das Glück veränderlich iſt, ſo änderte ſich Madam Hermeline auf einmahl, und wolte ihrem Liebſten nichts mehr erlauben, auch nicht einmahl die Freyheit, ſie zu beſuchen, oder ihr zu ſchreiben, oder ſonſten was ſagen zu laſſen. Er unterließ nichts, die Gunſt ſeiner Schönen, welche er ohne ſein Verſchulden verlohren hatte, wieder zu gewinnen; da er es aber nicht ſo weit bringen konnte, ſo beſchlos er, ſich zu entfernen, und ſeiner unbarmherzigen Schöne das grauſame Vergnügen, welches ſie ſich machte, ihn leiden zu ſehen, zu entziehen. Da er ſein Vorhaben niemanden, als einem ſeiner Freunde, vor welchem er nichts verborgen hielt, entdecket hatte, ſo reiſete er nach Ancona, wo er den Nahmen Sandelecio annahm: Daſelbſt begab er ſich bey einem Kaufmann in Dienſte, und reiſete mit ihm nach der Inſel Cypern. Dieſer Kaufmann fand ihn ſo gut nach ſeinem Geſchmack, daß er ihm nicht allein viel Gehalt gab, ſondern auch einige Zeit hernach mit ihm in Geſellſchaft trat, und ihm den gröſten Theil ſeiner Handlung anvertrauete. Er ſchickte ſich ſo gut darein, und hatte viel Glück dabey, daß er ſich in kurzer Zeit viel Vermögen und viel Credit erwarb. Ob er gleich weder ſeine Liebſte, noch ſeine Liebe vergeſſen hatte, und oft Regungen empfand, die ihn Florenz wieder zu ſehen, wünſchen lieſſen, ſo vergingen doch ſieben Jahre, ehe er den Schlus faſſete, dahin zurück zu kehren. Ein ohngefährer Zufall aber brachte es endlich ſo weit: Denn als er eines Tages ganz tiefſinnig herum ſpazierte, und ein Lied, welches er ehemahls bey Gelegenheit ſeiner

Liebe

Liebe gemacht hatte, singen hörte, so stellten sich seiner Einbildung auf einmahl die Vorzüge der Hermeline, das Vergnügen, welches er gehabt hatte, ihr aufzuwarten, und die Vergnügungen, die er bey ihr genossen hatte, dermassen wieder vor, daß er sich augenblicklich entschloß, wieder nach Florenz zu gehen. Er ging ohne Zeitverlust zu Schiffe, und kam zu Ancona an. Von da schickte er seine Sachen nach Florenz an einen Correspondenten seines Compagnons voraus, und reisete den Tag darauf, nachdem er zuvor ein Pilgrims-Kleid angezogen hatte, nach. Er logirte sich in ein Wirthshaus, welches zwey Brüder neben der Hermeline ihrem Hause hielten, ein. Seine erste Bemühung war, vor diesem Hause hin und her zu gehen, in Hoffnung, seine Liebste zu sehen; da er aber Thüren und Fenster verschlossen fand, so glaubte er, daß sie entweder gestorben wäre, oder nicht mehr da wohnete. Er ging hierauf ganz verdrüßlich vor dem Hause seiner Brüder vorbey, und sahe sie in Trauerkleidern gehen. Ein anderer Gegenstand seines Entsetzens. Er ging dahero zu einem benachbarten Schuster, stellete sich, als wenn er was aus seiner Bude brauchte, und fragte ihn nach einem kurzen Gespräche, warum diese Leute trauerten? Der Schuster antwortete, sie trauern um ihren Bruder Thedald, welcher, nachdem er, nach einer ziemlich langen Abwesenheit, wieder hieher gekommen war, vor vierzehen Tagen ist umgebracht worden. Es deucht mich auch gehöret zu haben, setzte der Schuster hinzu, daß sie einen, Nahmens Aldobrandin Palermini, der deswegen im Gefängniß sitzt, überwiesen haben.

haben. Thedald war, wie man saget, in die Frau des Aldobrandins verliebt, und wurde von ihm, da er sich verkleidet hatte, und bey seiner Frau schlafen wollte, überfallen. Thedald war über das unglückliche Schicksal des Aldobrandins sehr betrübt, zugleich aber auch vergnügt, weil er dadurch erfahren hatte, daß seine Liebste noch lebte, und gieng, den Kopf mit tausend verschiedenen Ideen erfüllet, nach Hause, und brachte fast die ganze Nacht ohne Schlaf zu. Er wohnete im dem obersten Stockwerke, und hörete um Mitternacht aus dem Hause gehen, und sahe auch ein Licht, welches ihm von oben herunter zu kommen schien. Er stund auf, und da er ganz sachte ein kleines Gitterfenster aufgemachet hatte, so sahe er zwey Männer, welche zu einer ziemlich artigen Frau, die mit einem Lichte in der Hand da stund, ganz sachte sagten, daß Aldobrandin von dem Tode des Thedalds durch sein eigen Bekänntnis überführet worden wäre, und daß sie nichts mehr zu befürchten hätten, wenn sie nur schweigen könnten. Thedald hielt sie gleich anfangs vor seine beyden Wirthe, und zweifelte gar nicht mehr daran, als er sie ihre Stube öffnen, und hinein gehen sahe. Thedald beklagte die Ausschweifungen, denen der menschliche Verstand unterworfen ist, und hatte Mühe, zu begreifen, wie seine Brüder einen Fremden vor ihn hätten ansehen können. Er stellete sich vor, wie vielen Gefahren die Unwissenheit und das Vorurtheil die Allerunschuldigsten blos stellete, und wie verwerflich die blinde Strenge der Gesetze wäre, welche unter dem Schein, die Wahrheit an den Tag zu bringen, und

die Schuldigen zu bestrafen, oft machte, daß Unwahrheiten durch die Gewalt der Tortur bekennet, und die Unschuldigen unterdrückt werden. Nach diesen Ueberlegungen brachte er die Nacht vollends damit zu, daß er auf Mittel dachte, den Aldobrandin zu retten, und er glaubte welche gefunden zu haben. Da er nun meynete, daß es Zeit wäre, die Hand ans Werk zu legen, so ging er vor dem Hause der Hermeline vorbey, und da er die Thür offen fand, so ging er in einen kleinen niedrigen Saal, wo seine Liebste ganz betrübt und weinend saß. Quälet euch nicht, Madam, sagte er zu ihr, da er hinein trat. Ihr werdet bald wieder Ursache vergnügt zu seyn haben. Ihr guter Mensch, ihr seyd ein Fremder, woher wollet ihr wissen, worüber ich betrübt bin, und was mich vergnügt machen kann. Ich bin vor einem Augenblicke erstlich hier angekommen, Madam, erwiederte der Pilgrim, weil mich Gott von Constantinopel hergeschicket hat, euch zu trösten, und euren Mann aus der Gefahr, worinne er ist, zu reissen. Die Dame, welche den Leuten, die mit Offenbahrungen umgiengen, nicht trauete, antwortete ihm: Woher wisset ihr denn, da ihr so weit herkommt, wer wir sind? Urtheilet darüber aus dem, was ich euch sagen werde: Und hierauf erzählete er ihr die ganze Begebenheit ihres Mannes, sagte ihr, wer sie wäre, wie lange sie verheyrathet wäre, und verschiedene andere besondere Umstände, welche machten, daß sie ihn vor einen Mann Gottes hielt. Hermeline warf sich also zu seinen Füssen und sagte zu ihm, daß keine Zeit zu verliehren wäre, wenn er gekommen wäre, ihren Mann

zu befreyen. Der Pilgrim hub sie auf, und sagte zu ihr: Gebet wohl Achtung auf das, was ich euch sagen werde, Madam, ihr dürfet aber niemahls etwas davon sagen. Gott hat mir offenbahret, daß eine Sünde, die ihr ehemahls begangen habt, euch dieses traurige Schicksal zugezogen habe, und wenn ihr es nicht wieder gut macht, so werdet ihr nicht so bald aus diesem verdrüßlichen Handel heraus seyn, als ihr wieder in einen andern fallen werdet. Ich habe viel Sünden begangen, erwiederte die Dame, aber, heiliger Mann, saget mir doch diejenige, von der ihr redet, ich werde alles thun, was mir möglich ist, sie auszubüssen. Habet ihr nicht etwa einen Liebsten gehabt, sagte hierauf der Pilgrim? Die Dame wunderte sich über diese Frage um so viel mehr, weil sie nicht glaubte, daß es jemand wüste, ob schon der Freund des Thedalds, der einzig und allein davon wuste, den Abend, da der falsche Thedald war umgebracht worden, unvorsichtiger Weise einige Worte davon hatte fahren lassen. Sie seufzete also und sagte: Ich sehe wohl, daß euch GOtt alle Geheimnisse offenbaret, dahero würde es zu nichts dienen, wenn man euch etwas verhelen wollte. Ich habe den unglücklichen Thedald geliebet, den mein Mann umgebracht haben soll; Ich beweine seinen Tod täglich, und ich gestehe euch, daß, ohngeachtet der Grausamkeit, mit welcher ich ihm zum Schein begegnete, weder seine lange Abwesenheit, noch sein trauriger Tod ihn mir aus meiner Seele nicht haben reissen können. Thedald, den euer Mann umgebracht haben soll, erwiederte der Pilgrim, ist nicht der Thedald, den ihr geliebet habt: Aber saget

mir

mir doch, Madam, wenn ihr wollet so gut seyn, was euch euer Liebster gethan hatte, daß ihr ihm so grausam begegnetet? Ganz und gar nichts, antwortete die Schöne; da ich aber einsmahls bey einem verfluchten Mönche beichtete, dem ich die Liebe, die ich zu Thedalden hatte, und die Gunst, welche ich ihm bezeigte, sagen muste, so versicherte er mich, wenn ich nicht so gleich diesen Umgang unterlassen würde, daß ich ewig davor in den greulichen Flammen der Hölle würde brennen müssen; dieses erschreckte mich dermassen, daß ich auf einmahl mit Thedalden brach. Er gerieth darüber in einen so traurigen Zustand, daß mein Entschlus, wenn er ausgehalten hätte, seiner Liebe niemahls würde haben widerstehen können; Er überließ sich aber seiner Verzweiffelung, und ging fort. Dieses ist die Sünde, Madam, fing der Pilgrim wieder an, welche die Ursache eurer jetzigen Betrübnis ist. Ich weiß zuverläßig, daß euch Thedald keine Gewalt anthat. Ihr fandet, daß er liebenswürdig war, und ihr liebtet ihn aufrichtig. Ihr ginget so gut mit ihm um, daß ihr ihn nöthigtet, euch tausendmahl mehr zu lieben, als er zuvor gethan hatte. Dennoch brachet ihr auf einmahl mit ihm eines Gewissenszweifels wegen, welchen ihr zuvor hättet betrachten sollen. Ihr hattet ihm euer Herz geschenket; er betrachtete es als einen Schatz, der ihm zugehörete, und dem ohngeachtet nahmet ihr es ihm wieder. Dieses ist eine Art eines Raubes. Was nun euren Beichtvater anbetrift, so bin ich selbst ein Mönch, und kenne diese Herren besser, als ihr sie bisher gekannt habt. Die Zeit verderbet die besten

Sachen,

Sachen, und je vortreflicher eine Sache iſt, je ſchlimmer ſie wird, wenn ſie verdirbet. Vor dieſem waren die Mönche heilige Leute; heut zu Tage aber haben die meiſten nichts heiliges an ſich als ihre Kleider, und dennoch ſind ſie von denen, welche ſie Anfangs hatten, ſehr unterſchieden. Jene waren grobe Säcke, ſehr enge, dieſe aber ſind von feinen Tuche und ſehr weit. Vor Alters lieſſen ſich die Mönche nichts ſo ſehr angelegen ſeyn als die Seeligkeit der Menſchen, die jetzigen aber ſtellen nur den Weibern und den Reichthümern nach. Sie haben tauſend Mittel erfunden, die Unwiſſenden zu erſchrecken, und den Heuchlern weiß zu machen, daß man Vergebung der Sünden durch Allmoſen und Meſſen, die man ihnen bezahlen muß, erhalten könne. Auf dieſe Art haben ſie Mittel gefunden, ſich auf Unkoſten des gemeinen Weſens zu bereichern; und weil ſie wiſſen, daß ihr Ueberfluß dadurch erhalten werde, wenn die Privatleute arm ſind, ſo iſt nichts; was ſie nicht thun und ſagen, ſie von den Reichthümern loszumachen, damit ſie alleine Beſitzer davon bleiben. Wenn man ihnen vorwirft, daß ſie das, was ſie predigen, ſelbſt nicht thun, ſo glauben ſie ſich genug verantwortet zu haben, wenn ſie ſagen, thut das, was wir ſagen, und nicht was wir thun; dieſes heiſſet: Füllet unſere Beutel, vertrauet uns eure Geheimniſſe, ſeyd keuſch, geduldig, vergebet die Beleidigungen, redet von niemand Uebels. Was iſt aber nach eurer Meynung der Zweck dieſer Ermahnung? Dieſer iſt es, daß ſie alleine die Laſter, welche den Tugenden, wovon wir jetzt geredt haben, entgegen geſetzt ſind, begehen können, welches aber

ſo leichte und ſo ſicher nicht geſchehen könnte, wenn ſich Privatperſonen darein mengten. Wer ſieht nicht ein, daß die Mönche ohne Geld nicht lange boshaft ſeyn würden? Und wie könnten ſie welches haben, wenn es die Weltlichen in Wollüſten durchbrächten. Alsdenn müſte man arbeiten, und die Faulheit, welchem Laſter die Mönche doch ſehr ergeben ſind, verbannen. Wenn Privatleute ſich an die Weiber hängen, ſo müſſen ſich die Mönche davon los reiſſen. Wenn jene nicht geduldig ſind, und die angethanen Beleidigungen vergeben; ſo werden ſich dieſe nicht unterſtehen, ihre Familien zu entehren. Wenn die Mönche ſo heilig ſind, als ſie ſcheinen wollen, warum folgen ſie nicht dem Exempel JEſu Chriſti, welcher mit der Ausübung anfing, und hernach lehrete? Diejenigen, welche auf der Canzel am heftigſten wider die Hurerey eyfern, ſind die erſten, welche, ich will nicht ſagen die weltlichen, ſondern ſo gar die Nonnen verführen, und ich kenne ihrer tauſend von dieſem Charakter, wenn es eine Sünde iſt, einem Liebhaber zu willfahren, ſo iſt es eine noch viel gröſſere, ihn umzubringen. Die erſte iſt eine Erbſünde, die andere aber iſt eine Sünde, welche aus einem böſen Herzen herkomt. Wenn ihr euren Liebhaber auch ſchon nicht umgebracht habt, ſo habt ihr doch alles gethan, was den Tod verurſachen könnte, und weil ihr folglich die Urſache ſeines Todes oder ſeines Elendes geweſen ſeyd, ſo ſeyd ihr eben ſo ſtrafbar, als wenn ihr ihn ſelbſt getödtet oder ins Elend verwieſen hättet, wir wollen aber weiter gehen. Verdiente denn Thedald, daß ihr ihm ſo begegnetet?

gueret? Hättet ihr ihn nicht, da er euch als sein Leben liebte, zum wenigsten ein bißchen lieben sollen? Er besaß Verdienste, war von guten Eltern, höflich, jung und sahe wohl aus; dennoch hatte euch ein Scheinheiliger, wider einen galanten Menschen, dessen Stelle er vielleicht einnehmen wolte, kaum was vorgebracht, als ihr so gleich ohne Ursache mit ihm brachet. Ihr seyd daher bestraft worden. Ihr habet Thedalden ohne Ursache wollen sterben lassen, und euer Mann ist in Gefahr, unschuldig das Leben, Thedalden wegen zu verliehren. Wenn ihr also euren Mann retten wollet, so müsset ihr das Unrecht, welches ihr eurem Liebhaber angethan habt, verbessern. Ihr müsset ihm, wenn er wieder kommt, eure Gunst wieder schenken, und müsset ihn lieben so, wie ihr vormahls gethan habt. Ich erkenne mein Unrecht, antwortete Hermeline, und ich wolte wünschen, daß ich im Stande wäre, es verbessern zu können: Aber Thedald ist todt. Thedald ist nicht todt, antwortete der Pilgrim, und ihr werdet ihn sogleich lebendig wieder sehen, sobald ihr ihm eurer Herz wieder schenken werdet. Ihr irret euch, ehrwürdiger Vater; ich habe Thedalden, mit vielen Stichen verwundet, in meinen Armen gehabt. Ich habe sein Gesichte mit meinen Thränen benetzet, und dieses hat mir so gar einige Schmachreden zugezogen. Wolte Gott, er lebte! Seine Gegenwart würde mir nicht weniger Freude als die Freyheit meines Mannes verursachen. Nunmehro glaubte Thedald, daß es Zeit wäre, sich zu erkennen zu gegen; er überreichte ihr also einen Ring, welchen sie ihm zu der Zeit, da er noch in ihrer Gunst gestanden,

gegeben hatte, und fragte ſie, ob ſie dieſen Ring kennte. Ich kenne ihn ſehr wohl, erwiederte ſie ſeufzend. Dieſes iſt ein Ring, welchen ich Thedalden gegeben habe. Es iſt Thedald ſelbſten, der ihn euch überreichet, Madam. Kennet ihr ihn nicht mehr? Und indem er dieſes ſagte, ſo warf er ſeine Pilgrimskleider von ſich. Hermeline glaubte einen Menſchen aus der andern Welt vor ſich zu ſehen, und wolte fliehen; aber Thedald hielt ſie zurück und ſprach ihr ein Herz ein. Die Schöne war einige Zeit in Unruhe; endlich aber glaubte ſie ſeine Stimme zu kennen, und da ſie ſeine Geſichtsbildung wohl unterſuchet hatte, ſo zweifelte ſie nicht mehr, daß es Thedald ſey. Es würde ſchwer fallen, die beyderſeitigen Liebesbezeugungen auszudrücken: Und da die erſten Empfindungen vorbey waren, ſo verſchob Thedald das übrige auf eine andere Zeit, weil wegen der Freyheit des Aldobrandins keine Zeit zu verliehren war, welchen er mehr mit Todes-Gedanken als Hofnung zum Leben erfüllet fand. So bald ihn der Gefangene ſahe, ſo glaubte er, daß es ſein Beichtvater wäre, welchen man ihm ſchickte. Ich habe Mitleiden mit eurer Unſchuld gehabt, Aldobrandin, ſagte Thedald zu ihm, und bin hergekommen, euch die Freyheit zu verſchaffen. Nur eins verlange ich von euch, dieſes beſtehet darinne, daß ihr euch, wenn ich eure Unſchuld werde gezeiget haben, mit den Brüdern des Thedalds, eurer Gegenparthey, aufrichtig verſöhnet, da ſie euch blos darum in dieſen Handel verwickelt haben, weil ſie glaubten, daß ihr an dem Tode ihres Bruders ſchuld wäret. So angenehm auch

das Vergnügen der Rache iſt, antwortete Aldobrandin, ſo will ich demſelben doch eines ſo großmüthigen Freundes wegen, gern entſagen. Ich will alles thun, was ihr verlanget, und will ihnen ſogleich von ganzem Herzen verzeihen. Ich bin ganz und gar unſchuldig an dem Verbrechen, weswegen ich angeklaget worden bin: Die Vorſehung aber hat vor gut befunden, mich anderer Sünden wegen, die ich begangen habe, und deren Anzahl nicht klein iſt, auf dieſe Art zu beſtrafen. Der Pilgrim, der mit dieſer Antwort zufrieden war, ermahnete ihn, guten Muth zu ſchöpfen, und verſprach ihm, daß der morgende Tag nicht vergehen würde, ohne daß er eine angenehme Nachricht erhalten ſolte.

Als er aus dem Gefängniſſe ging, ſo ging er zu einem von den Richtern, welches ein verſtändiger und billiger Mann war, und ſagte zu ihm: Ich bin überzeugt, mein Herr, daß es euch leid thun würde, wenn ihr den Unſchuldigen vor den Schuldigen beſtrafet; und dieſes macht, daß ich mir die Freyheit nehme, hierher zu kommen, und euch zu ſagen, daß Aldobrandin an dem Tode des Thedalds ganz und gar nicht ſchuldig iſt, und euch die wahren Mörder anzugeben. Der Richter, der von dem Verbrechen des Aldobrandins nicht allzuwohl überführet war, und mit Verdruß ſahe, daß die übrigen Richter faſt alle ihre Stimmen zu ſeinem Tode gaben, war vergnügt, als er den Mönch ſo reden hörete. Er fragte ihn, und da er vernahm, was der Pilgrim die vorige Nacht gehöret hatte, ſo gab er Befehl, die zwey Wirthe des Pilgrims ins Gefängniß zu bringen. Man hatte nicht nöthig,

ſie auf die Tortur zu bringen. Sie bekamten ihren begangenen Mord, weswegen Aldobrandin durch einen bloſſen Verdacht der Eyferſucht war verdammet worden. Als dieſes geſchehen war, ſo nahm Thedald Abſchied von dem Richter, und ging wieder zu ſeiner Liebſte, welche ihn mit Ungeduld erwartete, und befohlen hatte, ſie alleine zu laſſen. Er erzählete ihr den guten Fortgang ſeiner Bemühung, und verſicherte ſie, daß ihr Mann morgen ſeine völlige Freyheit erhalten würde. Damit ſie nun über dieſe angenehme Nachricht recht vergnügt ſeyn möchte, ſo behielt ſie ihn die Nacht bey ſich. Als es anfing Tag zu werden, ſo redete er mit ſeiner Liebſte ab, was vor einen Ausgang er dieſer Comödie geben wolte, bath ſie, die Sache heimlich zu halten, und ging aus, zu vernehmen, wie es mit dem Aldobrandin ſtünde. Als die Herren des Raths von der Unſchuld des Beklagten vollkommen überzeuget waren, ſo lieſſen ſie ihn in Freyheit ſetzen. Wenige Tage hernach wurden die Schuldigen verurtheilet und abgethan. Jederman erfuhr ſo gleich, daß die Freyheit des Aldobrandins ein Werk des Pilgrims wäre. Die Verwandten kamen in ihren Ehren-Kleidern, ſich bey ihm zu bedanken; er wurde bey dem Aldobrandin tractiret und geliebkoſet, vornehmlich aber von Madam Hermeline, welche die Sache beſſer, als die andern verſtund.

Da nun viele Tage mit Vergnügen waren hingebracht worden, ſo erinnerte der Pilgrim ſeinen Wirth, ſich mit den Brüdern des Thedalds, verſprochener maſen auszuſöhnen, welche über eine ſo jählin-

ge Veränderung in der äuſſerſten Beſtürzung waren. Aldobrandin antwortete, daß er bereit wäre, alles zu vollbringen, was er anordnen würde. Ihr müſſet, ſagte der Pilgrim, morgen Gaſterey halten, und durch mich die Brüder des Thedalds nebſt ihren Weibern einladen laſſen, welchen ich den Vortrag des Vergleiches thun werde. Da ihn Aldobrandin alles thun ließ, was er wolte, ſo ging er zu ſeinen Brüdern, und brachte ſolche gute Bewegungsgründe vor, daß ſie dem Aldobrandin nicht abſchlagen konten, da er ſich mit ihnen verſöhnen wolte, des andern Tages zu Mittage mit ihren Weibern zu ihm zu Tiſche zu kommen. Alles erſchien in Trauer-Kleidern; die Verſöhnung wurde nach Wunſch vollbracht, und ein jeder that ſein mögliches, den andern an Höflichkeit zu übertreffen. Die Mahlzeit wurde eben ſo gut vollbracht, als die Ausſöhnung, ein gewiſſes Stillſchweigen ausgenommen, welches von den ſchwarzen Kleidern herrührete, die der Pilgrim anzuziehen befohlen hatte, welches aber gar nicht nach dem Geſchmack der Damen war. Er vertrieb jedoch dieſe kleine Unordnung durch die Freude, die er der Geſellſchaft machte, da er ſich ihr zu erkennen gab. Um dieſe Freude vollkommen zu machen, meine Herren, und Damen, fehlete weiter niemand, als Thedald. Er iſt bey euch, und ihr kennet ihn nicht. Ich will ihn euch ſo gleich zeigen, und indem er dieſes ſagte, ſo legte er ſeinen Pilgrims-Habit ab, und blieb im bloſſen Latze da ſtehen. Alle mit einander ſchienen darüber verwundert zu ſeyn. Ein jeder ſahe ihn aufmerkſam an, und ein jeder trau-

ete seinen Augen nicht. Endlich aber glaubten sie alle, daß er es wäre, nachdem er seine Begebenheit erzählet, von den Verwandten ausführlich geredet, und verschiedene andere Sachen gesagt hatte, welche niemand als er wissen konte. Seine Brüder und seine Schwestern wurden erweichet, und liefen, ihn zu umarmen, Aldobrandin und die andern thaten desgleichen. Die Weiber fielen ihm mit Thränen in den Augen um den Hals, nur Hermeline alleine blieb kaltsinnig und ruhig. Ihr Mann war darüber bestürzt, und da er es ihr öffentlich verwiesen hatte, so sagte sie zu ihm, daß niemand wäre, der ihm lieber Liebkosungen erweisen möchte als sie, und mehr Ursache hätte als sie, weil sie ihm, ihren Mann, den sie als ihr Leben liebte, schuldig wäre; daß sie aber die üble Nachrede, welche man damahls geführet, als sie den falschen Thedald beweinet hätte, nöthigte, die Empfindung ihrer Wohlgewogenheit und Erkäntlichkeit zurück zu halten. Das ist eine schöne Ursache, erwiederte Aldobrandin. Ich habe ihm meine Freyheit zu verdanken, und dieses machet die Verläumder beschämt. Beobachtet eure Schuldigkeit, ich bitte euch, und bekümmert euch um das übrige nicht. Hermeline wolte es eben so hören, und hierauf umarmte sie Thedalden, und erzeigte ihm tausenderley Freundschaft. Ein jeder war mit dem Aldobrandin zufrieden, und die beyderseitigen Höflichkeiten stelleten das gute Vernehmen zwischen dem Hause des Thedalds und des Aldobrandins völlig wieder her. Thedald ließ die Trauerkleider ablegen, und die Gastereyen, welche sich mit Vergnügen

angefangen hatte, endigte ſich mit Freude und Vergnügen. Thedald tractirte den Tag darauf, und ſo wurden viele Tage hinter einander mit Gaſtereyen und Luſtbarkeiten zugebracht. Nachgehends lebte Thedald mit ſeiner Liebſte vollkommen vergnügt, ohne daß ſie ſich weiter von einem Mönche einreden ließ, ihm keine Liebe zu erweiſen.

Tancred läſt den Liebhaber ſeiner Tochter umbringen, und ſchickt ihr deſſen Herz in einem goldenen Kelche: worauf ſich die Prinzeßin mit Gifte hinrichtet.

Tancred, ein Prinz von Salerno, hatte eine einzige Tochter, welche er ſo ſehr liebte, daß er alle mögliche Mühe von der Welt anwenden muſte, in ihre Heyrath mit dem Herzoge von Capua zu willigen, weil er ſich nicht entſchlüſſen konte, ſie aus den Augen zu laſſen. Sie wurde faſt eben ſo bald zur Wittwe, als ſie verheyrathet war, und kam ohnverzüglich wieder zu ihrem Vater zurück. Dieſe Prinzeßin hieß Si-

gismunde, war jung, ſchön, und hatte eine groſſe und erhabene Seele. Ihr Vater, welcher ſie jederzeit mit gleichem Eyfer liebte, und viel Mühe zu dem Entſchluſſe gebrauchet hatte, ſie das erſtemal zu verheyrathen, nahm ſich wohl in Acht, ihr von einer zwoten Heyrath zu ſagen. Sie hingegen hielt es vor unanſtändig, ihm ihre Neigung zu erkennen zu geben. Da ſie alſo keinen Gemahl haben konte, ſo entſchloß ſie ſich, ſich einen Liebhaber zu erwählen. Nachdem ſie alle Cavaliers an dem Hofe ihres Vaters betrachtet hatte, ſo fand ſie keinen, der ihr beſſer gefiel, als ein junger Hofmann, Nahmens Guichard, welches ein Cavalier von ziemlich niedriger Geburth war; der aber davor deſto mehr Tugend und Verdienſte beſaß; Eigenſchaften, welche die Schöne allen andern vorzog. Da ſie oft Gelegenheit hatte ihn zu ſehen, und in einem Augenblicke das innerſte eines Menſchen erkennen konte, ſo wurde ſie in kurzer Zeit ſo verliebt in ihm, daß ſie ſich nicht enthalten konte, ihn öffentlich zu lieben. Als der Cavalier, der kein Neuling war, merkte, daß ihn die Prinzeßin mit günſtigen Augen anſahe, ſo lag ſie ihm beſtändig in den Gedanken. Sie liebten einander alle beyde, und wuſten doch nicht, wie ſie es einander entdecken ſolten. Die Prinzeßin fand Gelegenheit, es ihm, vermittelſt eines Rohrs, welches ſie ihm ſchenkte, zu erkennen zu geben, worinne ein Brief war, der ihm anzeigte, was er den folgenden Tag thun ſolte. Als der Cavalier nach Hauſe gekommen war, ſo glaubte er, daß ihm Sigismunde dieſes Rohr nicht ohne Urſache gegeben hätte. Er betrachtete es, und fand, daß es geſpalten war,

war, er eröfnete es dahero, und ſahe endlich den Brief. Er begrif ſehr leichte, was ſie damit ſagen wolte, und war ſo vergnügt darüber, als nur ein Menſch ſeyn kan.

An einer Ecke des Palaſts war ein alter Keller, der in den Fels gehauen war, worein das Licht durch ein Kellerloch, welches mit vieler Mühe in den Fels gemacht worden war, fiel, und worüber Sträucher und Dornen gewachſen waren, weil man ſchon ſeit langer Zeit ſich dieſes Kellers nicht mehr bedienete. Man ging auf einer Treppe hinein, welche auf eine Kammer, an der Prinzeßin ihrem Zimmer, ſtieß. Dieſe Treppe war ſo wenig im Gebrauch, daß ſich derſelben niemand mehr erinnerte. Die Liebe aber machte, daß Sigismunde daran dachte. Sie öfnete mit vieler Mühe eine groſſe Thüre, und da ſie den Keller betrachtet, und das Loch geſehen hatte, ſo ließ ſie ihrem Liebſten ſagen, daß er ſich bemühen ſolte, dadurch herunter zu kommen. Als Guichard durch ſeine Liebſte von der Höhe des Lochs benachrichtiget worden war, ſo knüpfte er in gewiſſer Entfernung Knoten in ein Seil, damit er daran auf- und abſteigen konnte, wickelte ſich in einen ledernen Mantel, um vor den Dornen ſicher zu ſeyn, band ein Ende des Seils an einen Baum an, und ſtieg die folgende Nacht durch dieſes Loch in den Keller. Da es Tag worden war, ſo entfernte die Prinzeßin ihre Fräuleins, holete ihren Liebſten, und führete ihn in ihr Zimmer, wo ſie den gröſten Theil des Tages, ohne unterbrochen zu werden, mit allen möglichen Vergnügungen, die man in der Liebe ſchmecken kan, zubrachten. Nachdem

dem ſie mit einander abgeredet hatten, wie ſie einander inskünftige auf eben die Art ſprechen könten, ſo führete die Prinzeßin den Cavalier wieder in den Keller zurück, und da ſie die Thüre wieder zugeſchloſſen hatte, ſo ging ſie zu ihren Fräuleins. Guiscard erwartete die Nacht, und machte ſich aus ſeinem Loche auf eben die Art wieder heraus, als er hinein gekommen war. Das unbeſtändige Glück aber konte die ſüſſen Vergnügungen dieſer Liebenden ohne Eyferſucht nicht anſehen. Der Prinz kam bisweilen allein in das Zimmer ſeiner Tochter und vertrieb ſich einige Zeit in ihrer Geſellſchaft. Da nun Sigismunde eines Tages mit ihren Fräuleins in einem ihrer Gärten war, ſo ging Tancred, ohne weder geſehen noch gehöret zu werden, in das Zimmer ſeiner Tochter. Er fand die Fenſter zugemacht, und die Vorhänge des Bettes herunter gelaſſen, und nachdem er ſich auf ein Küſſen geſetzet, und den Kopf an das Bette angeleget und ſich mit dem Vorhange zugedecket hatte, gleich als wenn er ſich hätte verſtecken wollen, ſo ſchlief er da ein. Da die Prinzeßin wuſte, daß ihr Liebſter an dem beſtimmten Orte war, ſo ſchlich ſie ſich von ihren Fräuleins, holete ihn aus dem Loche, führete ihn in ihr Zimmer, und legten ſich wie gewöhnlich ohne weitere Unterſuchung alle beyde ins Bette. Nachdem Tancred einige Zeit geſchlafen hatte, ſo wachte er auf, und hörete dieſer verliebten Handlung zu. Sein Verdrus war ſo gros darüber, daß er willens war Leute zu ruffen: Er beſaß aber doch ſo viel kaltes Blut, daß er überlegte, daß das Beſte wäre, keinen Lärm zu machen, ſondern ſich

in der Stille zu rächen. Die Verliebten waren ziemlich lange bey einander, ohne daß sie den Prinz wahrnahmen; da sie endlich von einander schieden, so kehrte Guichard wieder in sein Loch, und die Schöne in den Garten zurück. Der Prinz, so alt er auch war, stieg durch ein Fenster, und begab sich, ohne von jemand gesehen zu werden, auch hinweg. Die folgende Nacht stellete er Wache aus, und ließ Guicharden, da er mit seinem ledernen Mantel aus dem Loche kam, fangen. Man führte ihn zum Prinzen, der ihm tausend Verweise gab, und weinend zu ihm sagte, daß die Gütigkeiten, welche er ihm erzeiget hätte, die Schmach, die er ihm vor seinen Augen angethan hätte, nicht verdieneten. Guichard entschuldigte sich mit weiter nichts als mit der Gewalt der Liebe, welche keinen Oberherrn erkennete; er wurde aber auf Befehl des Prinzen genau bewachet. Den Morgen darauf ging er, seiner Gewohnheit nach, in das Zimmer seiner Tochter, welche von dem Vorfalle noch nichts wußte, und sagte weinend zu ihr. Meine Tochter, ich habe auf eure Tugend und auf eure Ehrbarkeit so viel gerechnet, daß es mir niemahls im Sinn würde gekommen seyn, daß ihr fähig wäret, euch, ich will nicht sagen, einem der vornehmsten, sondern so gar einem Menschen, der weit unter eurem Stande ist, zu ergeben. Ist es möglich, daß ihr euch, da so viel brave Leute an meinem Hofe sind, zum besten des Guichards, eines Menschen von sehr schlechten Herkommen, und den ich aus dem Staube erhoben habe, erkläret habet? Mein Mißvergnügen ist in Ansehung eurer, eben so groß als meine Verwirrung. Ich weiß nicht,

was ich mit euch machen soll. Die Liebe, welche ich jederzeit vor euch gehabt habe, redet bey mir zu eurem Besten, und die Schande, die ihr mir gemacht habt, fodert mich zur Rache auf. In Ansehung des Guichards bin ich nicht in eben der Ungewißheit, ich habe ihn, da er aus dem Kellerloche gekommen ist, fangen lassen, und werde ihn meinem gerechten Zorne aufopfern. Ehe ich aber weiter was vornehme, so möchte ich doch wissen, was ihr darauf zu sagen hättet.

Da Sigismunde sahe, daß ihr Liebeshandel entdecket, und Guichard gefangen war, so hatte sie bald ihren Schmerz durch Thränen ausbrechen lassen; es sind dieses in der That schwache Waffen, die bey dem schönen Geschlechte mehr als zu gewöhnlich sind. Weil sie aber ein grosses Herz hatte, so überwand sie diese Regung der Schwachheit: Und da sie einsahe, daß ihr Liebster verlohren war, so beschloß sie, weder vor sich zu bitten, noch ihren Liebsten zu überleben. Ich will nicht läugnen, mein Herr, und will euch auch um nichts bitten, antwortete sie, nicht etwa als eine betrübte Frau, oder als eine, die einen Fehler begangen hat; sondern mit trockenen Augen, und mit einer ruhigen und gesetzten Mine. Ich will weder eure Gnade noch eure Liebe zu meinem Besten erregen. Alles, was ich thun muß, ist dieses, daß ich meine Ehre vertheidige, und mich nachgehends meiner Herzhaftigkeit überlasse. Ich habe Guichard geliebet und liebe ihn noch. Ich werde ihn auch, so lange ich lebe, welches nicht gar zu lange währen wird, lieben; ja, wenn man nach dem Tode liebet, so sage ich euch, daß ich ihn auch alsdenn noch lieben werde. Die Tugend des

Gui-

Guichards und eure Verweigerung, mich wieder zu verheyrathen, haben an dieser Liebe mehr Antheil gehabt, als die Schwachheit des weiblichen Geschlechtes. Da ihr weder von Eisen noch von Erz seyd, so hättet ihr euch leicht einbilden können, daß ich auch nicht davon wäre. Ich bin verheyrathet gewesen, und bin noch jung, solte man sich einbilden, daß ich einer so natürlichen Neigung hätte widerstehen können. Nicht der ungefähre Zufall hat gemacht, daß ich mich zum Besten des Richards entschlossen habe: Ich habe ihn allen andern mit Ueberlegung vorgezogen, und seine Verdienste sind seine Vorsprecher gewesen. Die Thorheit des menschlichen Verstandes hat den Unterschied unter den Menschen aufgebracht. Wenn Guichard nicht von hoher Geburt ist, so kann ich nicht davor, sondern es ist ein Fehler des Glücks. Zur Zeit Adams waren wir alle gleich, und die Tugend hat eigentlich angefangen einen Unterschied unter den Menschen zu machen. Diejenigen, welche am meisten damit begabet waren, wurden die edelsten genennet: Die Verderbnis des menschlichen Herzens aber, hat nachgehends dieses Gesetz geändert, welches sich anjetzo nur noch in der Natur der guten Sitten befindet. Es ist also ausgemacht, wenn man vernünftig reden will, daß je mehr Tugend man hat, je edler man ist. Ihr werdet mir dahero leicht einräumen, wenn ihr die Sache ohne Vorurtheil nur ein wenig untersuchen wollet, daß Guichard der edelste von eurem Hofe ist. Eure Worte so wohl als meine Augen haben ihm dieses Zeugnis gegeben. Ihr habt Guichardten mehr als jemanden gelobet, und da mir

daran

daran gelegen war, ihn genau kennen zu lernen, so habe ich mich durch mich selbst überzeuget, daß ihr ihm nicht zu viel beygeleget hattet; Wenn ich mich demnach geirret habe, so seyd ihr an meinem Irrthume schuld. Mit mehrerm Rechte könnet ihr mir die Armuth des Guichards vorwerfen: allein dieses würde ein Verweis seyn, der auf euch selbst zurück fiele, weil ihr einen Menschen von so besondern Verdiensten nicht bereichert habt. Arm seyn aber hindert nicht edel zu seyn; was würde sonst aus dem Adel der Könige und Prinzen des Alterthums, die arm gewesen sind, werden. Die Reichthümer vergehen und kommen wieder. Mancher der vor diesem die Schafe gehütet und das Feld gebauet hat, ist anjetzo reich; und mancher ist anjetzo auf dem Gipfel der Hoheit und des Glücks, der in kurzen wieder in den Hirten-Stand wird gesetzet seyn. Anlangend das, was ihr mit mir machen sollet, so weiß ich euch nichts darauf zu antworten; Folget eurer Neigung; Ich habe keine Bitte an euch zu thun, euch zu verhindern, daß ihr eure Hände nicht mit meinem Blute besudelt, wenn ihr es zu thun beschlossen habt. Vielleicht werde ich euch der Mühe ersparen: zum wenigsten kann ich euch versichern, daß ich dem Schicksale des Guichards folgen werde. Weinet also nicht mehr, und lasset uns alle beyde umbringen, wenn ihr glaubet, daß wir es verdienet haben.

Der Prinz wuste, daß seine Tochter Muth besaß; da er aber nicht glaubte, daß sie auf ihrem Vorsatze beharren, und das, was sie gesaget hatte, thun würde, so war er kaum von ihr weg, als er Guicharden

erwürgen ließ. Man riß ihm das Herz aus dem Leibe, und nachdem es der Prinz in einen goldenen Becher geleget hatte, schickte er es seiner Tochter, und ließ ihr zugleich sagen, euer Vater schicket euch dieses Geschenke, euch über den Verlust dessen, was ihr am meisten liebet, zu trösten, gleichwie ihr ihn über den Verlust dessen, was er am meisten liebte, getröstet habet. Da Sigismunde voraus gesehen hatte, was geschehen würde, so hatte sie von der Wurzel gewisser Kräuter einen Gift gemacht, ihn im Fall der Noth parat zu haben. Sobald sie das Geschenk gesehen, und das Compliment, welches ihr ihr Vater machen ließ, gehöret, so zweifelte sie gar nicht mehr, daß dieses das Herz ihres Liebsten wäre. Mein Vater hat, sagte sie zum Ueberbringer, diesem Herzen ohne daran zu denken, ein Begräbnis gegeben, welches es verdienete. Ich habe jederzeit wahrgenommen, daß er Freundschaft vor mich habe, anjetzo aber lässet er es mir durch die Ehre, welche er diesem Herzen anthut, mehr als jemals merken. Danket ihm von meinet wegen, und saget ihm, daß dieses das leztemal seyn würde, daß ich mich bey ihm bedankte. Indem sie dieses sagte, so küssete sie das Herz ihres Liebhabers unzählige mal, und stellete sich dabey so kläglich an, daß alle ihre Fräuleins, welche nicht wusten, was es mit diesem Herzen vor eine Bewandnis hatte, noch was aus dieser traurigen Historie werden sollte, bestürzt und erschrocken waren. O du Herz, welches mir so viel Vergnügen gemacht hat, sagte die Prinzeßin! Dein Lauf ist vollendet: Nun bist du von allem Elend und Unglück des Lebens befreyet. So

gar

gar dein Feind hat geglaubet, daß du ein goldenes Grab verdienteſt. Es iſt weiter nichts mehr übrig, ſein Begräbnis zu vollenden, als die Thränen derjenigen, welcher dein Leben ſo viel Freude verurſachte. Unbarmherziger Vater! Ich hatte beſchloſſen, ruhig und mit trockenem Auge zu ſterben: Ich kann aber den zärtlichen Regungen, welche das ſchönſte unter allen Herzen erwecket, nicht widerſtehen. Du Herz, welches alle meine Annehmlichkeiten ausmachte! Wenn dir meine gerechten Thränen die Verehrung, welche ich dir ſchuldig bin, werden erzeiget haben, ſo werde ich dir in die andere Welt nachfolgen. Dieſes iſt der Weg alles Fleiſches, und meine Pflicht verbindet mich, ihn in deiner Geſellſchaft zu thun. Nachdem ſie nun überflüſſig geweinet, und alle ihre Fräuleins, welche ihr möglichſtes ſie zu tröſten thaten, dadurch zum weinen beweget hatte, ſo ließ ſie ſich den Gift bringen, that ihn in einen Becher, und nachdem ſie ihn mit ihren Thränen benetzet hatte, ſo trank ſie ihn mit einer geſetzten Mine hinter, und warf ſich augenblicklich darauf aufs Bette, ohne den Becher und das Herz ihres Liebſten, welches ſie an das ihrige feſt angedrückt hielt, zu verlaſſen. Da der Prinz hiervon durch eine von den Fräuleins war benachrichtiget worden, ſo lief er, weil er das, was erfolgte, vermuthete, geſchwind in ihr Zimmer; es war aber ſchon ein wenig zu ſpäte. Er konnte ſie in einem ſo traurigen Zuſtande, ohne ſeine Liebe durch Thränen ausbrechen zu laſſen, nicht ſehen: Dahero ſagte die Prinzeſſin mit ſterbender Stimme zu ihm: Mein Vater, vergieſſet keine Thränen über mich, ſie helffen

mir nichts, und ich verlange sie auch nicht. Wenn ihr aber noch ein wenig Neigung zu mir habt, so schlaget mir die letzte Gnade, warum ich euch bitte, nicht ab, diese bestehet darinne, daß ihr mich mit Guicharden öffentlich begraben lasset, weil ihr nicht gewollt habt, daß ich bey meinem Leben mit ihm ins geheim habe leben sollen. Der Prinz war so betrübt, daß er ihr nicht antworten konte, sondern ging fort. Er war kaum hinaus, als die Prinzeßin, da sie die Vorbothen des Todes merkte, und das Herz ihres Liebhabers an das ihrige drückte, von ihren Fräuleins Abschied nahm und gleich darauf verschied. Niemahls ist wohl ein Schmerz grösser gewesen, als der, welchen der Prinz empfand. Er bereuete seine Grausamkeit, aber zu spät, und ließ die Verliebten mit grosser Pracht in ein Begräbnis setzen; eine Pracht, die um so viel mehr traurig war, weil der Hof und die Stadt das traurige Schicksal dieser unglücklich Verliebten beweinete.

Begebenheiten dreyer Schweſtern, und ihrer Liebhaber.

Zu Marſeille war ein reicher Kaufmann, Nahmens Narnald Cluade, ein Mann, der zwar von niedriger Geburth, dennoch aber voller Ehrlichkeit und Treue war. Seine Familie war zahlreich, und unter andern Kindern hatte er drey Töchter, wovon die jüngſte 14 Jahr alt war. Man war im Begrif, ſie zu verheyrathen, und man wartete nur, bis ihr Vater, welcher ſeiner Handelsaffairen halber in Spanien war, zurück kommen würde. Eine von dieſen Töchtern

hieß Nannette, die andere Magdalene, und die dritte Bertelle. Ein junger Cavalier, Nahmens Reſtagnon, liebte Nannetten, und wurde auch wieder von ihr geliebet. Reſtagnon hatte wenig Vermögen; da aber dieſer Mangel durch ſein gutes Anſehen, und durch ſeinen Witz erſetzet wurde, ſo hatte er das Herz ſeiner Schöne zu gewinnen gewuſt, und einige Gunſt von ihr voraus erhalten. Während daß Reſtagnon ſein Glück ruhig genoß, ſo verliebten ſich zwey junge Cavaliers, wovon der eine Foulques und der andere Huguet hieß, in Nannetten ihre zwey Schweſtern; der erſte in Magdalenen, und der andere in Bertellen. Reſtagnon erfuhr dieſe Liebesbegebenheit ſogleich durch Nannetten, und beſchloß, ſich dieſer Gelegenheit zu bedienen, ſich aus der Armuth, worinne er war, zu reiſſen. Er machte Bekantſchaft mit ihnen, und leiſtete ihnen oft bey ihren Liebſten Geſellſchaft, wobey er das Vergnügen hatte, die ſeinige auch zu ſehen. Als ſie rechte gute Freunde worden waren, ſo tractirte er ſie einsmals in ſeinem Hauſe, und nachdem er ſie mit den ſtärkſten Gründen, die er nur erdenken konnte, ſeiner Aufrichtigkeit und Freundſchaft verſichert hatte, ſo ſagte er zu ihnen, daß ihm eben was einfiele, welches er ihnen gerne ſagen möchte. Ich liebe Nannetten, meine Freunde, ſagte er zu ihnen, und ihr liebet ihre zwey Schweſtern nicht weniger. Wenn ihr das, was ich euch ſagen werde, thun wollet, ſo weiß ich ein Mittel, uns alle drey glücklich zu machen. Ihr ſeyd reich, und ich bin es nicht. Wenn ihr alſo euer Vermögen mit mir theilen wollet, und einen Ort ausmachen könnet, wo wir

uns

uns hinbegeben und gemeinschaftlich mit einander leben können, so verspreche ich euch, es dahin zu bringen, daß die drey Schwestern mit dem gröſten Theile ihres Vaters Vermögens uns folgen; und wenn dieſes geſchicht, welch Glück wird dem unſrigen zu vergleichen seyn? Die zwey Cavaliers, welche über die maſſen verliebt waren, bedachten ſich gar nicht lange, dieſen Vorſchlag anzunehmen. Einige Tage hernach fand Reſtagnon Gelegenheit, mit Nannetten alleine zu ſprechen, und erzehlete ihr den Entſchluß, welchen er mit den Liebhabern ihrer Schweſtern gefaßt hätte, und bat ſie zugleich, dieſe Sache, ſo viel als ihr möglich wäre, zu erleichtern: Sie willigte um ſo viel lieber darein, weil ſie dadurch völlige Freyheit erhielt, in der Geſellſchaft ihres Geliebten ohne Hinderung zu ſeyn. Sie verſicherte ihn, daß ſie es dahin bringen wollte, daß ihre Schweſtern alles nöthige mitnehmen ſollten, und daß er nur die Sachen zur Abreiſe parat halten möchte. Reſtagnon benachrichtigte die andern von einem ſo glücklichen Anfange, und nachdem ſie die Inſel Candia zu dem Ort ihres Aufenthaltes erwählet hatten, ſo verkauften ſie alle liegende Gründe, unter dem Vorwande, eine Handlung anzufangen, kauften eine Fregatte, welche ſie heimlich ausrüſteten, und erwarteten einen günſtigen Augenblick, in See zu gehen. Nannette fand ihre Schweſtern ſo willig darzu, und redete ihnen ſo viel Sachen vor, daß ſie ihre Abreiſe mit äuſerſter Ungedult erwarteten. Als endlich dieſer erwünſchte Augenblick gekommen war, ſo fanden die drey Schweſtern, welche ſchon zum Voraus ihre Maasregeln genommen

hatten Gelegenheit, über das Geld und die Edelgesteine ihres Vaters zu gerathen, und nahmen so viel davon, als sie tragen konnten. Mit diesen Sachen giengen sie zu ihren Liebhabern, welche schon auf sie warteten, und gingen den Augenblick zu Schiffe. Sie spanneten alle Seegel auf, und da ihnen der Wind ziemlich günstig war, so kamen sie gar bald nach Genua, wo sie sich einige Tage, um sich wieder zu erholen, aufhielten. Da sie nun glücklich nach Candia angekommen waren, so setzten sie sich nahe bey der Stadt dieses Namens, und kauften sehr schöne Häuser, worinnen sie sehr herrlich lebten. Sie hielten viel Jagdhunde, viel Vögel, tractirten beständig und hatten grosse Lustbarkeiten mit ihren Liebsten. Kurz, es war ihnen allen niemals besser gegangen und sie konnten sich weiter nichts wünschen. Gleichwie man aber endlich alles überdrüßig wird, und die Vergnügungen diesen feinen Geschmack, weswegen man sie hochachtet, verlieren, wenn sie allzuüberflüssig sind; so wurde Restagnon, welcher zu der Zeit, da er Nannetten nur verstohlen sahe, heftig liebte, kaltsinnig, so bald er sie völlig in seiner Gewalt hatte. Denn da er einsmals bey einem Edelmann zu Gaste war, so sahe er daselbst ein junges Mägdgen, welche ihm ausserordentlich gefiel. Als Nannette die Bemühungen des Restagnon nach diesem Mägdgen wahrgenommen hatte, so wurde sie so eyfersüchtig, daß er keinen einzigen Schritt thun konnte, den sie nicht erfahren hätte. Weil nun die Hinderniſſe, die Begierden immer mehr und mehr anflammen, so vermehrte Nannette die Neigung, welche Restagnon zu

ihrer

ihrer Nebenbuhlerin hatte, um so viel mehr, je mehr sie sich Mühe gab, sie zu vertilgen. Sie fiel in eine grosse Schwermüthigkeit und hassete den Restagnon anjetzo eben so sehr, als sie ihn vormals geliebt hatte: sie setzte sich so gar, und vielleicht nicht ohne Grund, in den Kopf, daß er von ihrer Nebenbuhlerin Gunstbezeugungen erhalten habe, welche er ihrer Meynung nach nur von ihr erhalten sollte. Indem sie sich also ihren Zorn und ihrer Wuth überließ, so beschloß sie, sich ihren Ungetreuen vom Halse zu schaffen. Dieserwegen machte sie sich an eine alte Griechin, welche in der Kunst zu vergiften, sehr geschickt war. Diese gab ihr ein gewisses Wasser, welches sie dem Restagnon, da er eines Tages sehr erhitzt war, zu trinken gab, der sich nichts weniger als dieses vermuthete. Da der Gift ausserordentlich stark war, so lebte Restagnon nur eine einzige Nacht. Die vier übrigen beweinten seinen Tod herzlich, und Nannette that, was das äuserliche anbelangte, in Ansehung der Klagen ihre Pflicht nicht übel. Einige Monate hernach wurde die alte Griechin, begangener Verbrechen wegen, ins Gefängnis gelegt, und bekennete unter der Marter, daß sie an dem Tode des Restagnon Theil gehabt habe. Auf dieses Bekänntniß ließ der Herzog von Candia Nanetten ins Gefängniß werfen, wo sie alles, was vorgegangen war, ohne Tortur bekennete. Foulques und Huguet wunderten sich gar sehr, als sie erfuhren, warum Nannotte war arretiret worden, und wendeten alles mögliche an, sie von der Strafe, die sie verdiente, zu befreyen: alle ihre Mühe aber war umsonst, und es schiene, als wenn der Herzog beschlos-

ſen hätte, ihr gar keine Gnade wiederfahren zu laſſen. Magdalene, welche jung und ſchön war, und um welche der Herzog ſchon ſeit langer Zeit vergebens geſeufzet hatte, glaubte, daß eine kleine Gefälligkeit ihre Schweſter retten könte. In dieſer Abſicht ließ ſie dem Herzog ſagen, daß ſie alles thun wollte, was er verlangte, wenn er ihre Schweſter wieder los gäbe und die Sache geheim hielt. Dieſes Compliment mißfiel dem Herzog nicht, und die Liebe behielt endlich über die Vernunft und Gerechtigkeit die Oberhand. Da er nun den Foulques und Huguet mit Bewilligung ſeiner Liebſte, unter dem Vorwande, als wenn ſie an dem Tode des Reſtagnon Theil gehabt hätten, ins Gefängniß werfen laſſen, ſo begab er ſich heimlich zu ihr, und ſprengte aus, daß er Nannetten, welche er mit zu ihrer Schweſter nahm, hätte erſäufen laſſen, bat ſie auch, in ihrer Liebe gegen ihm beſtändig zu ſeyn und die Verbrecherin zu entfernen, damit, wenn die Sache etwa offenbar würde, er ſich nicht genöthiget ſähe, ſie zu beſtrafen. Nach einigen Tagen Gefängniß wurde Foulques und Huguet wieder losgelaſſen: und da ſie nicht zweifelten, daß Nannette erſäufet worden wäre, ſo tröſteten ſie ihre Schweſtern darüber. So viel Mühe ſich auch Magdalena gab, Nannetten zu verbergen, ſo merkte es Foulques dennoch, daß ſie in ſeinem Hauſe wäre, und erſtaunete recht ſehr darüber. Er erinnerte ſich ſogleich der Liebe, die der Herzog zu Magdalenen gehabt hätte, und zweifelte nicht, daß er das Opfer des Verbrechens ſeiner Schweſter geworden ſeyn würde. Magdalena that alles Mögliche, ihm die Wahrheit zu verbergen:

alles

alles dieſes aber überzeugte ihn nicht, ſondern vermehrete im Gegentheil ſeinen Argwohn dermaſſen, daß er ſie endlich durch viele Fragen, welche mit Zorn und Wuth begleitet waren, zwang, das Vorgegangene zu bekennen. Sie mochte ihn mit Schreyen und Thränen um ihr Leben bitten, wie ſie wollte, ſo war dennoch nichts vermögend, ſeinen Zorn zu ſtillen, und ihn zu verhindern, ihr den Degen durch den Leib zu ſtoſſen. Er hatte kaum den Mord begangen, als er, weil er den Zorn des Herzogs befürchtete, zu Nannetten gieng, und mit einer freudigen Mine zu ihr ſagte, daß er käme, ſie der Grauſamkeit des Herzogs zu entreiſſen und das Verſprechen, welches ihre Schweſter gethan hätte, ſie zu entfernen, zu erfüllen. Nannette, welche nur allzuviel Urſache ſich zu fürchten hatte, bedachte ſich nicht lange, ihm zu folgen, und reiſete, ohne daran zu gedenken, von ihrer Schweſter Abſchied zu nehmen, mit anbrechender Nacht fort, und giengen bey erſter Gelegenheit zu Schiffe, ohne daß man jemals erfahren hat, wo ſie hingekommen ſind. Als der Herzog erfahren hatte, daß ſeine Liebſte umgebracht worden war, ſo ließ er den Huguet, welcher noch nichts weder von der Magdalena ihrem Tode, noch von der andern ihrer Flucht etwas wuſte, gefangen nehmen. Die Marter, welche man ihnen anthat, zwangen ſie zu bekennen, daß ſie und die Flüchtigen an dem Tode der Magdalena ſchuld wären. Und da auf ein ſolch Bekänntniß nichts anders als der Tod zu gewarten war, ſo fanden ſie ein Mittel, ihren Kerkermeiſter zu beſtechen, und flüchteten mit ihm nach Rodis, wo ſie ihre Tage in dem gröſten Elende endigten.

Wilhelm von Roßillon tödtete den Liebhaber ſeiner Frau, und gab ihr ſein Herz zu eſſen. Als es die Frau erfahren hatte, ſo ſtürzte ſie ſich aus einem Fenſter, und wurde mit ihrem Liebhaber begraben.

Vor dieſem waren zwey berühmte Ritter, wovon der eine Wilhelm von Roßillon, und der andere Wilhelm Gardaſtain hieſſe. Sie waren alle beyde ſehr tapfer, ſie liebten einander und waren jederzeit bey allen vorkommenden Ritterübungen mit gleichen

gleichen Unterscheidungsfarben beysammen. Roßillon hatte eine schöne Frau, worein sich Gardastain, ihrer Freundschaft ohnerachtet, verliebte. Er spielte seine Rolle so wohl, daß die Schöne mit Vergnügen wahrnahm, daß sie ihn verliebt gemacht hätte. Sie wartete mit einer Art von Ungedult, ehe er ihr seinen Antrag that, worauf sie ihm auf solche Art zu antworten schon beschlossen hatte, daß er vollkommen darüber vergnügt seyn könte. Sie wartete gar nicht lange vergebens, und beyde waren darüber vergnügt. Da aber ihre Zusammenkünfte entweder ein wenig zu oft geschahen, oder vielleicht nicht allzuwohl abgeredet waren, so merkte es der Mann, und hassete den Gardastain nunmehro eben so sehr, als er ihn vorher geliebet hatte: Er war aber bey seinem Hasse viel klüger, als er bey der Freundschaft gewesen war, und beschloß, denjenigen umzubringen, der ihn so hinterginge. Es trug sich, sein Vorhaben auszuführen, eben zu rechter Zeit zu, daß in Frankreich ein Turnierstechen sollte gehalten werden, welches man durch Trompetenschall bekannt machte. Roßillon ließ es dem Gardastain sogleich wissen, und bath ihn, ihn zu besuchen, damit sie mit einander dahin reisen könten. Dieser war darüber erfreut, und ließ ihm sagen, daß er morgen Abend bey ihm speisen würde. Da Roßillon eine so schöne Gelegenheit sich zu rächen sahe, so stieg er den Morgen darauf ganz geharnischt zu Pferde. Einige von seinen Bedienten begleiteten ihn, und er stellete sich, eine halbe Meile von seinem Hause in einem Holze, wo der andere durchreisen muste, in einen

nen Hinterhalt. Nachdem er lange Zeit gewartet hatte, so sahe er ihn endlich nur mit zwey Bedienten und ohne Waffen, gleich als Leute, die nichts befürchten, kommen. So bald er an den Ort gekommen war, so lief Roßillon mit gefälter Lanze auf ihn zu, und schrie drauf, drauf: und indem er dieses sagte, so gab er ihm einen Stich, welcher durch und durch gieng, wovon er einen Augenblick hernach, ohne ein einziges Wort sagen zu können, starb. Die Bedienten des Gardastain rissen aus, und kehrten wieder um, wo sie hergekommen waren, ohne daß sie wusten, wer ihren Herrn umgebracht hätte. Da Roßillon sahe, daß er Ueberwinder war, so stieg er vom Pferde, öfnete den Todten mit seinem Messer, riß ihm das Herz heraus, und nahm es mit nach Hause, verboth auch seinen Leuten, daß sie niemals von dem, was vorgegangen wäre, reden sollten. Die Schöne, welche wuste, daß Gardastain kommen sollte, verwunderte sich, daß er so lange aussen bliebe, und fragte ihren Mann, woher es käme, daß er nicht erschienen: Der Mann antwortete, daß er ihm hätte sagen lassen, daß er erstlich den folgenden Tag kommen würde. Diese Antwort gefiel der Schönen gar nicht; dennoch aber sahe sie sich gezwungen, sich nichts merken zu lassen. Roßillon hatte, als er vom Pferde gestiegen war, das Herz des Gardastains, welches er ein wildes Schweinsherz nennte, dem Koch gegeben, und ihm befohlen, daß er es so gut als möglich zubereiten und in einer silbernen Schüssel auftragen lassen sollte, und der Koch wendete alle seine Kunst an, ein Hachis

daraus

daraus zu machen. Da Roßillon mit seiner Frau bey Tische war und dem Verbrechen, welches er begangen hatte, nachdachte, so trug man das Hachis auf, er aß aber nicht davon. Die Schöne, welche guten Appetit hatte, aß davon und fand es so wohlschmeckend, daß sie es ganz und gar aufaß. Wie hat euch das Hachis geschmeckt, sagte hierauf ihr Mann zu ihr? Sehr gut, mein Herr, antwortete die Frau. Ich wundere mich nicht, Madam, erwiederte Roßillon, daß euch dasjenige, tod, wohl geschmeckt, was euch in eurem Leben so sehr gefallen hat; seyd nicht bestürzt, ihr Ungetreue: das Rätzel ist leicht aufzulösen; ihr habet das Herz des Gardastains eures Liebhabers gegessen. Niemals ist wohl ein Schmerz dieser Frau ihrem gleich gewesen. Die Traurigkeit und Bestürzung hinderten sie einige Zeit, zu reden; da sie aber wieder zu sich selbst gekommen war, so sagte sie seufzend zu ihm: Ihr habet euch als ein niederträchtiger und treuloser Ritter aufgeführet. Gardastain hat mir gar keine Gewalt angethan, und da ich ihn geliebet habe, so habe ich es aus eigener Bewegung gethan, also hätte ich alleine eurem Zorne, wenn ihr Ursache dazu gehabt hättet, ausgesetzt seyn müssen. Aber da sey Gott vor, daß ein so kostbares Fleisch, als das Herz des tapfern Gardastains ist, jemals mit einigem andern sollte vermenget werden. Und indem sie dieses sagte, so stund sie auf, und stürzte sich zu einem hohen Fenster hinaus, daß sie ganz und gar in Stücken zerschmettert war. Roßillon erkannte nunmehr seinen Fehler; es war aber

ein

ein wenig zu spät; die Furcht überfiel ihn, und machte, daß er die Flucht nahm. Als den Tag darauf die Begebenheit mit allen Umständen bekannt worden war, so sammleten die Freunde des Gardastains und der Dame die Ueberbleibsel dieser zwey Körper zusammen, und liessen sie mit vielen Thränen und Klagen begraben und auf ihr Grab Verse setzen, welche die Ursache und die Art ihres Todes in sich faßten.

Als Roger von einem gewiſſen Waſſer getrunken hatte, ſo ſchlief er bey ſeiner Liebſten ein; weil ſie ihn nun vor todt hielte, ſo ließ ſie ihn durch ihre Magd in einen Kaſten, welcher an der Thüre eines Tiſchers ſtund, tragen. Zwey Wucherer ſtahlen den Kaſten und trugen ihn nach Hauſe, ohne zu unterſuchen, was darinnen war. Da Roger aufwachte, ſo machte er Lärm, verurſachte dadurch, daß man Diebe ſchreyt, wird gefangen und den Händen der Juſtiz überliefert. Seine Liebſte wickelte ihn vermittelſt ihrer Magd aus dieſem Handel, und machte, daß diejenigen, welche den Kaſten geſtohlen hatten, an Gelde geſtraft wurden.

Mazet von Montagne, ein berühmter Wundarzt zu Salerno, war ſchon ziemlich bey Jahren,

als er ein junges Mädgen aus einer Stadt heyrathete, welche einen Mann von beſſerer Beſchaffenheit verdiente. Er war faſt ein anderer Richard Quinzica, der ſeiner Frau beſtändig von Faſten und Enthaltungen vorpredigte, auſſerdem aber hatte ſie an Kleidern und Edelgeſteinen alles, was ſie ſich nur wünſchen konte. Da nun die Schöne mit dem häuslichen Traktament nicht allzuwohl zufrieden war, ſo beſchloß ſie, als eine kluge, und guten Appetit habende Frau ſich auf anderer Unkoſten luſtig zu machen. Nachdem ſie die Augen auf viel Cavaliers geworfen hatte, ſo erwählte ſie ſich endlich den Roger, welcher vor den liederlichſten Kerl in Salerno gehalten wurde; weil ſie aber mehr auf Munterkeit, als Ehrlichkeit ſahe, ſo war der übele Ruf des Rogers ein Artikel, warum ſie ſich nicht viel bekümmerte. Als Roger die Geſinnungen, welche die Schöne vor ihn hatte, gemerket, ſo unterließ er nichts, ſich dieſer Eroberung zu verſichern. Die Schöne, welche langes Warten nicht liebte, verſchafte ſich bald eine Zuſammenkunft mit ihrem Liebſten, vermittelſt einer getreuen Magd, welcher ſie die Sache auftrug. Da Roger gleich von da an einige Gunſtbezeugungen auf Abſchlag genoſſen hatte, ſo machte ſich die Schöne dieſen angenehmen Anfang zu Nutze und bat den Cavalier, daß er ſeinen Raubereyen und andern Bosheiten, wodurch er bey jedermann in üblen Ruf ſtünde, ihr zu Liebe entſagen möchte, und verſprach ihm, daß ſie ihm von Zeit zu Zeit Geld geben wollte. Während daß ſich dieſe Verliebten ganz ſtille vergnügten, ſo hatte der Wundarzt einen Patienten unter

ter den Händen, welcher ein ganz verfaultes Bein hatte. Mazet, der in seiner Kunst erfahren war, sahe sogleich die Natur dieses Schadens ein, und sagte zu den Verwandten des Kranken, daß es unmöglich wäre, ihn zu heilen, wenn man ihm nicht ein Bein ablöſete, und doch wolte er vor den Erfolg der Operation nicht gut seyn. Die Verwandten des Kranken wolten lieber die Heilung des Patienten wagen, als ihn, ohne etwas zu unternehmen, sterben lassen, und gaben zu, daß der Wundarzt auf allem Fall das thäte, was er nöthig zu seyn erachtete: weil er aber befürchtete, daß der Kranke den Schmerz nicht würde ertragen können, so beschloß er, ihn mit einem gewissen Wasser, wovon er das Geheimnis besaß, einzuschläfern und die Operation bis auf den morgenden Abend zu verschieben. Er distillirte also ein Schlafmachendes Wasser und setzte es in einer Phiole auf das Fenster seines Zimmers, ohne jemand ein Wort davon zu sagen. Den Abend, da Mazet diese groſſe Operation machen solte, empfing er einen Brief von einem seiner guten Freunde aus Melfi, welcher ihn bat, sich augenblicklich dahin zu begeben, um verschiedene Personen von seiner Bekantschaft, welche bey einer groſſen Schlägerey, die den vorigen Tag vorgegangen war, verwundet worden waren, zu verbinden. Er schob also die Operation mit dem Beine bis auf den morgenden Tag auf, und reiſete augenblicklich nach Melfi ab. Da die Schöne hörete, daß ihr Mann nicht zu Hause schlafen würde, so ließ ſie den Roger holen, und schloß ihn in ein Zimmer ein, bis verschiedene verdächtige Personen des Hauſes zu Bette seyn

würden. Roger, der dieſen Tag entweder viel gearbeitet, oder den Abend was ſalzigtes gegeſſen hatte, war entſetzlich durſtig, und da er von ohngefehr die Phiole mit dem ſchlafmachenden Waſſer, welches er vor ordentliches Waſſer hielt, auf dem Fenſter ſtehen ſahe, ſo trank er ſie ganz und gar aus Einen Augenblick hernach ſchlief er ein; und da ihn die Schöne ſchlafend fand, ſo ſtieß ſie ihn, und rufte, daß er aufſtehen ſolte: Auf alles dieſes aber erfolgte weder Bewegung noch Antwort. Sie ſtieß ihn von neuen und ſagte zu ihm: Steht auf, ihr Schläfer. Seyd ihr denn ſchlafens wegen hergekommen? Da Roger ein wenig zu hart war geſtoſſen worden, ſo fiel er von einem Cofre, auf welchem er eingeſchlafen war, ohne die geringſte Bewegung zu machen, und ohne einiges Zeichen der Empfindung von ſich zu geben. Die Schöne, welche darüber ein wenig beſtürzt worden war, nahm ihn bey der Naſe, zog ihm Haare aus dem Barte, und that verſchiedene andere Dinge an ihm, ohne ein Zeichen des Lebens zu bemerken, ſo daß ſie wirklich glaubte, er wäre geſtorben, und war auſſerordentlich betrübt darüber. Sie weinete und klagte ſo heimlich, als es ihr nur möglich war; da ſie aber ein Aufſehen befürchtete, ſo muſte ſie auf Mittel denken, ihre Ehre in Sicherheit zu ſetzen, und den vermeintlich Todten wegtragen laſſen. Sie rufte ihre vertraute Magd, erzählte ihr ihr Unglück, und fragte ſie um Rath. Die Vertraute, welche ſehr erſchrocken war, konte ſich nicht einbilden, daß Roger todt wäre, bis ſie ihn gekniepen und mit dem Lichte gebrennet hatte, ohne daß er das geringſte Zeichen von Empfindung von ſich gab.

Nach-

Nachgehends aber zweifelte sie nicht mehr daran. Da die Schöne nicht wuste, wo sie ihn, den Verdacht zu vermeiden, solte hintragen lassen, so sagte ihre Vertraute, daß sie ganz spät vor dem Hause des benachbarten Tischers einen Kasten gesehen hätte, wo man ihn hintragen müste, wenn er anders nicht wäre weggenommen worden. Man darf ihm nur zwey oder drey Stiche mit dem Messer geben, setzte sie hinzu, so wird man Morgen ganz gewiß sagen, da er ohnedies vor einen liederlichen Menschen gehalten wurde, daß er auf frischer That ertappet und in diesen Zustand gesetzet worden sey. Der Schönen gefiel dieses Mittel, die Stiche mit dem Messer ausgenommen, wozu sie sich nicht entschliessen konte. Als die Vertraute Erkundigung eingezogen und den Kasten noch gefunden hatte, so nahm sie den Roger auf ihre Achseln, ging aus dem Hause nach dem Kasten zu, und warf den Roger hinein. Die Frau aber gieng voraus, um zu sehen, wenn etwan jemand käme. Zwey Brüder, welches Wucherer waren, waren selbigen Tag zwey oder drey Häuser von dem Tischer eingezogen, und da sie den Kasten gesehen, so hatten sie beschlossen, ihn nach Hause zu tragen, wenn er anders stehen bliebe. Da sie nun niemanden mehr auf der Strasse höreten, so giengen sie aus dem Hause, nahmen den Kasten und trugen ihn, ohne weder auf die Schwere, noch auf das, was darinnen war, Achtung zu geben, hinweg. Sie setzten ihn neben die Kammer, wo ihre Weiber schliefen und legten sich auch nieder. Roger, der schon lange geschlafen hatte, wachte mit Anbruch des Tages auf. Da er also die Augen öfnete, und

nichts sahe, so fühlte er mit den Händen, und da er fand, daß er in einem Kasten war, so wuste er nicht, ob er noch schliefe, oder ob er träumete. Ich erinnere mich ganz wohl, sagte er zu sich selbst, daß ich gestern Abends bey meiner Liebsten war, und anjetzo deucht mir, daß ich in einem Cofre bin. Was mag das wohl bedeuten? Solte nicht ein ungefährer Zufall darzwischen gekommen seyn, und solte man mich nicht hier verborgen haben? Dieser Gedanke machte, daß er stille war, und hörete, ob er nicht etwa was vernehmen möchte. Der Kasten war enge, und er hatte so lange auf einem Flecken gelegen, daß er sich, da er auf der Seite, auf welcher er gelegen hatte, einigen Schmerz empfand, auf die andere wenden wolte, und dieses mit solcher Gewalt, daß der Kasten, welcher nicht gerade stund, umfiel, und so viel Lärm machte, daß die Weiber aufwachten und sich entsetzlich fürchteten, ohne daß sie sich unterstunden, ein Wort zu sagen. Roger, der den Kasten im Fallen aufgestossen hatte, und glaubte, daß es im Fall der Noth besser wäre, frey, als eingeschlossen zu seyn, gieng aus dem Kasten und taumelte von einer Seite zur andern, die Treppe oder die Thür zu suchen, damit er entspringen könnte. Die Weiber, welche nicht schliefen, fragten mit zitternder Stimme, wer da! Da Roger diese Stimme nicht kannte, so antwortete er nicht. Die Weiber, welche durch dieses Stillschweigen noch mehr waren erschreckt worden, ruften ihre Männer, die aber feste schliefen, daß sie nichts davon hörten. Da sie sahen, daß ihnen niemand zu Hülfe kam, so sprungen sie aus ihrem Bette ans Fen-

ſter und fiengen an Diebe zu ſchreyen. Die Nachbarn liefen von allen Seiten hinzu, und giengen in das Haus der Wucherer. Durch dieſes Lärmen wachten die Männer auf und ergriffen den Roger, der ſich ſehr wunderte, daß er hier war. Er wurde ſogleich den Stadtknechten übergeben, welche ihn vor den Magiſtrat führten. Seines guten Rufs zufolge wurde er ſogleich auf die Tortur gebracht, und bekannte, daß er in das Haus der Wucherer, um daſelbſt zu ſtehlen, gegangen wäre; welches genug war, ihn hängen zu laſſen. Man wuſte gleich des Morgens in ganz Salerno, daß Roger wäre gefangen worden, da er die Wucherer hätte beſtehlen wollen. Die Schöne, und ihre Vertraute, waren ſo verwundert darüber, daß ſie ſich gleichſam überreden wollten, daß das, was die vorige Nacht vorgegangen, nichts als ein Traum wäre. Weil nun die Schöne die Gefahr, worinnen ihr Geliebter war, betrachtete, ſo quälte ſie ſich dermaſſen darüber, daß man befürchten muſte, ſie möchte unſinnig werden.

Da der Wundarzt wieder nach Hauſe kam und ſeine Phiole nicht fand, ſo machte er einen groſſen Lärmen. Seine Frau, welche den Kopf von ganz andern Sachen voll hatte, ſagte mit einer verdrüßlichen Mine zu ihm, daß eine Phiole mit Waſſer, welche aus Unachtſamkeit wäre weggeworfen worden, der Mühe nicht werth wäre, daß man einen ſo groſſen Lärmen darüber machte, gleich als wenn kein ander Waſſer mehr auf der Welt wäre. Ihr Mann ſagte zu ihr, daß ſie ſich ſehr irrete, wenn ſie ſich einbildete, daß dieſes nur gemein Waſſer geweſen wäre; daß

es Waſſer wäre, welches Schlaf verurſachte, und daß er es vor den und den gemacht hätte. Das wuſte ich nicht, erwiederte die Frau: Aber das Unglück iſt auf allen Fall nicht groß, und das kürzeſte iſt, eine andere zu machen. Dieſes half ihr ſogleich aus dem Traume, und ſie zweifelte nicht mehr, daß ihr Liebhaber dieſes Waſſer getrunken habe. Unterdeſſen kam die Vertraute, welche auf Befehl der Schönen, von dem Roger was zu erfahren, ausgegangen war, wieder zurück, und erzählete, daß man ſehr übel von ihm ſpräche, daß ihn alle ſeine Freunde verlaſſen hätten, und daß man ihn ſchon für ſo gut als gehangen hielt; überdieſes ſagte ſie, daß ſie den Tiſcher mit einem gewiſſen Menſchen, den ſie nicht kennete, wegen des Kaſtens in einem groſſen Streit gefunden hätte. Dieſer wollte ihn gekauft haben, und beſchuldigte den andern, daß er ihn den Wucherern wieder verkauft hätte, welche es ihm dieſen Morgen, da Roger wäre gefangen worden, geſagt hätten: Der Tiſcher hätte geleugnet, daß er ihn wieder verkauft habe, und hätte hingegen behauptet, daß er ihm wäre geſtohlen worden, worauf ſie zu den Wucherern gegangen wären, die Sache genauer zu erfahren. Hieraus könnet ihr ſehen, ſetzte ſie hinzu, auf was Art Roger zu dieſen Leuten iſt getragen worden: Wie er aber wieder aufgewachet iſt, das begreif ich nicht. Als die Schöne hierauf ihrer Vertrauten erzählet hatte, was ihr Mann von der Kraft des Waſſers geſagt hatte, ſo bat ſie ſelbige, daß ſie ihr Möglichſtes thun ſollte ihren Geliebten zu retten, und ſeine Ehre in Sicherheit zu ſtellen. Die Vertraute antwortete, daß ſie es an

nichts

nichts wollte ermangeln lassen, wenn sie ihr ein Mittel an die Hand geben wollte, wie sie es anfangen sollte. Die Schöne erfand sogleich eines, und sagte es ihrer Vertrauten, womit sie so ziemlich zufrieden war. Sie fing damit an, daß sie gerade zum Mazet ging, und ihn ihres begangnen Fehlers halber um Verzeihung bat. Ihr Herr, der nicht wuste, was sie damit sagen wollte, fragte sie, worauf es denn eigentlich ankäme? Ihr kennet den Roger, mein Herr, sagte sie weinend zu ihm. Er liebte mich, und hat mich halb mit Willen, halb gezwungen genöthiget, ihn wieder zu lieben. Es ist ohngefähr ein Jahr, daß er mich verfolgt. Gestern Abend hat er erfahren, daß ihr nicht zu Hause schlafen würdet, und brachte es durch Caressen und Versprechungen so weit, daß ich mich entschloß, ihn bey mir schlafen zu lassen. Er war kaum in meine Kammer, als er einen entsetzlichen Durst empfand, und da ich nicht wuste, womit ich ihm solchen vertreiben sollte, auch überdieses befürchtete, daß Madame etwas merken möchte, wenn ich Wasser oder Wein holte, so erinnerte ich mich, daß ich in euerm Zimmer auf dem Fenster eine Phiole mit Wasser hätte stehen sehen, ich holte sie also, und er trank sie aus. Ihr seyd eures Wassers wegen bekümmert gewesen, es thut mir sehr leid, und ich bitte euch, mir diesen Fehler zu verzeihen. Sparet mir das Mißvergnügen, mein Herr, euch das Uebrige zu sagen, und begnüget euch zu wissen, daß dieses verzweifelte Wasser vielleicht Ursache seyn wird, das Roger sein Leben verlieret. Erlaubet mir also, ich beschwöre euch darum, ihm zu Hülfe zu eilen. Sieheſt du

wohl, daß du auf der empfindlichen Seite gestraft bist, erwiederte Mazet; du glaubtest einen Liebsten zu haben, von dem du dir Wunder versprachst, und siehe, du hast einen blossen Schläfer gehabt. Ich verzeihe es dir, gehe, ihm heraus zu helffen, und suche ein andermahl an andern Orten Zusammenkünfte, als in meinem Hause. Ein so guter Anfang machte ihr Hofnung, sie ging augenblicklich zum Roger, und brachte es bey dem Kerkermeister so weit, daß sie die Freyheit erhielt, mit ihm allein reden zu dürffen. Nachdem sie ihn von dem, was er sagen sollte, um sich aus diesem Handel zu wickeln, unterrichtet hatte, so ging sie zu dem Richter und redete allein mit ihm. Der Richter, welcher sie nach seinem Geschmack befand, versuchte sein Heyl an ihr: Damit sie nun ihr Vorhaben desto besser ausführen möchte, so that sie nicht mehr Widerstand, als nöthig war, ihn noch hitziger zu machen. Da die Caressen vorbey waren, so sagte sie zum Richter, daß Roger, welcher als ein Dieb wäre gefangen worden, nichts weniger als dieses wäre. Nachdem sie ihm alles das, was sie ihrem Herrn in Ansehung ihrer Liebe gegen den Roger gesagt, wiederholet hatte, so setzte sie hinzu, daß, da er durch das Wasser in einen tieffen Schlaf gefallen wäre, daß sie geglaubet hätte, er wäre todt, sie ihn in den Kasten getragen hätte. Sie erzehlete ihm die Unterredung des Menschen, welcher den Kasten wollte gekauft gehabt haben, mit dem Tischer, und machte ihm begreiflich, wie Roger zu den Wucherern hätte getragen worden seyn können.

Da der Richter sahe, daß es leichte wäre, die Wahrheit dieser Sache zu erfahren, so ließ er den

Wund-

Wundarzt kommen, welcher behauptete, daß das Wasser diese Kraft gehabt hätte. Der Tischer, der Mann, der den Kasten gekauft hatte, und die Wucherer, wurden befehliget, sich vor dem Richter zu stellen, und nach einer langen Untersuchung legte sich zu Tage, daß die letzten den Kasten gestohlen hätten. Roger wurde endlich auch geruffen und befraget, wo er die vorige Nacht geschlafen hätte; dieser antwortete; daß er es nicht wüste; daß er sich aber erinnerte, da er bey der Magd des Meister Mazet hätte schlafen wollen, daß er Wasser getrunken hätte, wovon er feste eingeschlafen wäre, wie er aber zu den Wucherern in einen Kasten gekommen wäre, könnte er nicht sagen. Da der Richter diese Begebenheit sehr sonderbar fand, so ließ er einen jeden seine Rolle nochmahls wiederholen, sprach hierauf den Roger frey, und legte den Wucherern zehen Pfund Silber, als eine Strafe auf. Roger, die Schöne, und die Vertraute hatten Ursache, mit diesem Urtheil zufrieden zu seyn. Die Liebe wurde beständig fortgesetzt, und man belustigte sich oft über die Stiche mit dem Messer, welche die Vertraute, dem Roger zu geben, sich hatte einfallen lassen.

Peter von Boccamaſſe flüchtete mit ſeiner Liebſte, und da ihm unterwegen Räuber begegneten, ſo ſalvirte ſich die Schöne in einen Wald, und begab ſich hierauf in ein Schloß. Der Cavalier, der durch die Räuber ergriffen worden war, ſalvirte ſich nachgehends auch, und kam glücklich in das Schloß, wo ſeine Liebſte war. Sie heyrathen einander daſelbſt, und kamen alsdenn nach Rom zurück.

Ein junger Römer von einer berühmten Familie, Namens Peter Boccamaſſe, verliebte ſich in eine artige junge Schönheit, welche Angeline hieß, die Tochter eines, der Giglioſſe hieß, ein Mann von niedri-

niedriger Geburt, der aber bey den Römern in groſſen Anſehen ſtund. Da der Cavalier ſchön von Anſehen und ſcharfſinnig war, ſo machte er, daß ihn die Schöne eben ſo ſehr, als er ſie, liebte. Da er ſahe, daß die Sachen in einer guten Verfaſſung ſtunden, ſo verlangte er ſie zur Frau. Aber nicht allein ſeine Freunde ſcholten ihn, daß ihm ein ſolcher Gedanke eingefallen war; ſondern lieſſen auch ſo gar dem Vater des Mägdgens ſagen, daß ſie ihn vor ihren Feind halten würden, wenn er in dieſen Vertrag willigte. Da der Cavalier ſahe, daß ihm alles zuwider war, ſo war er äuſerſt betrübt darüber. Es war nichts ſchlimmes zu erdenken, was er nicht von ſeinen Freunden ſagte, und wenn der Vater der Angeline gewollt hätte, ſo würde er ſie dennoch, ihnen zum Verdruß, geheyrathet haben. Weil nun Boccamaſſe überall neue Verhinderungen fand, und ſich auf nichts, als auf das Herz der Schönen, Rechnung machen konnte, ſo entſchloß er ſich, einen Knoten, den er nicht auflöſen konnte, zu zerſchneiden. Er redete es mit ſeiner Liebſte ab, und da ſie eines Morgens ſich zu Pferde geſetzt hatten, ſo nahmen ſie den Weg nach Alaigno, wo der Cavalier Freunde hatte. Da Boccamaſſe, der die Wege nicht allzuwohl wuſte, vier Meilen von Rom ein wenig zu weit linker Hand gekommen war, ſo paſſirte er bey einem kleinen Schloſſe vorbey, woraus zwölf Reuter gerade auf ſie zukamen. Angeline nahm ſie am erſten wahr, und ſagte zu ihrem Geliebten: wir müſſen flüchten, ſehet, da ſind Leute, welche uns anfallen wollen, und als ſie dieſes ſagte, machte ſie ſich ins Gebüſche. Ihr Geliebter, welcher erſchrocken war,

und

und noch nichts ſahe, wurde gefangen, ehe er noch an die Flucht dachte. Sie fragte ihn, wer er wäre, und da ſie aus ſeiner Antwort ſahen, daß er ein Freund ihrer Feinde war, ſo nahmen ſie ihm das Pferd, und da ſie ihn ausgezogen hatten, ſo wollten ſie ihn an einen Baum hängen, als fünf und zwanzig Reuter, welche in einem Hinterhalte geweſen waren, auf ſie los renneten und ſchrien, drauf, drauf. Die Räuber lieſſen den Boccamaſſe los, ſich zu vertheidigen; da ſie aber ſahen, daß ihnen jene an Anzahl überlegen waren, ſo nahmen ſie die Flucht, und wurden von den andern heftig verfolgt. Boccamaſſe machte ſich dieſen ſo günſtigen Augenblick zu Nutze, nahm ſeine Kleider und ſein Pferd wieder, und machte ſich in den Wald, worein ſeine Liebſte geflohen war. Er ging bald auf dieſe bald auf jene Seite, konnte aber von Angelinen nichts erfahren. Er ſchrie, er rufte, dennoch erhielt er keine Antwort, hierauf verkehrete ſich die Freude, welche er gehabt hatte, aus einer ſo groſſen Gefahr entflohen zu ſeyn, in eine tiefe Traurigkeit, welche machte, daß er unzählige Thränen vergoß. Weil er ſich nicht unterſtund umzukehren, ſo ging er immer weiter vorwärts, ohne von dem Orte, wohin ihn ſein Schickſaal führen würde, etwas zu wiſſen. Die wilden Thiere, wovon der Wald, wie ihm bekannt war, wimmelte, ſtelleten ſich ſeiner Einbildung augenblicklich vor. Seiner Perſon wegen ſtund er in Furcht, noch vielmehr aber ſeiner Liebſte wegen, weil er dachte, daß er ſie alle Augenblicke würde zerriſſen finden. Nachdem er nun den ganzen Tag ſo herum gelauffen, und von Beſchwerlichkeit, Hun-

ger und Traurigkeit ermüdet war, ſo band er ſein Pferd an einen groſſen Baum, auf welchen er nachgehends ſtieg, vor den wilden Thieren ſicher zu ſeyn, und weil er fürchtete, er möchte herunter fallen, ſo brachte er die ganze Nacht ohne zu ſchlafen zu, und beweinete ſein Unglück. Da Angeline, der es nicht beſſer als ihrem Liebhaber gieng, ſo tief in das Holz hinein gekommen war, daß ſie nicht wieder heraus kommen konnte, ſo lief ſie den ganzen Tag hin und her, bekümmerte ſich und beklagte ſich über die Grauſamkeit ihres Schickſaals: Da ſie aber endlich ihr Pferd laufen ließ, wohin es wollte, ſo kam ſie auf einen Fußſteig, welchem ſie folgte, und welcher ſie mit Anbruch der Nacht in eine kleine Hütte brachte; ſie fand daſelbſt einen alten Mann mit ſeiner Frau, welcher ſich wunderte, ſie zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde hier zu ſehen, und ſie um die Urſache ihrer Reiſe fragte. Da ihr dieſe Frage viel Thränen ausgepreßt hatte, ſo antwortete ſie endlich, daß ſie ihre Geſellſchaft in dem Walde verlohren hätte, und fragte, ob ſie noch weit von Alaigno wäre. Der Alte erwiederte, daß dieſes der rechte Weg nicht wäre, und daß ſie wohl noch mehr als ſechs Meilen bis dahin hätte. Sie fragte, ob nicht in der Nachbarſchaft ein Haus wäre, wo ſie bleiben könnte; da ſie aber vernahm, daß keines da wäre, wo ſie vor Mitternacht hinkommen könnte, ſo bat ſie ihn, daß er erlauben möchte, dieſe Nacht in ſeiner Hütte zuzubringen. Herzlich gerne, antwortete der gute Mann, ich muß euch aber ſagen, daß wir ſehr oft ſowohl bey Tage als bey Nacht von Banditten, welche in dieſem Holze herumſchwärmen, angefal-

gefallen werden. Wenn ſich dieſes bey der Gelegenheit zutragen ſollte, ſo würde man euch, da ihr jung und ſchön ſeyd, Leyd zufügen, und wir würden das Misvergnügen haben, euch nicht helfen zu können; ich will euch dieſes zum Voraus ſagen, damit ihr nicht Urſache habet, wenn es ſich ja zutragen ſollte, euch über uns zu beklagen. Dieſes Geſpräch machte die Schöne furchtſam; da es aber ſchon ſpät war, ſo wollte ſie ſich dennoch auf allen Fall lieber den Menſchen ausſetzen, als von den wilden Thieren gefreſſen werden. Sie gieng alſo zu dieſen guten Leuten hinein, aß, legte ſich in ihren Kleidern nieder, und brachte den gröſten Theil der Nacht damit zu, daß ſie ihr, und ihres Liebſten Unglück beweinete. Gegen Morgen hörete ſie ſehr viel Leute gehen, ſie ſtund daher augenblicklich auf, lief in einen kleinen Hof, der hinter der Hütte war, und verbarg ſich in einen Heuhaufen, den ſie daſelbſt fand. Sie hatte ſich kaum verborgen, als dieſe Leute an der Thüre waren, und ſolche mit Ungeſtüm aufmachen hieſſen. Das Pferd der Schönen, welches ſie da geſattelt ſtehen ſahen, machte, daß ſie fragten, ob jemand hier wäre, dem das Pferd gehörete? Man antwortete, daß niemand hier wäre, und daß man das Pferd, welches ſich ohnfehlbar müſte verirret haben, hier angebunden hätte. Der Oberſte dieſer Leute ſagte hierauf, daß dieſes Pferd, weil es keinen Herrn hätte, gut vor ſie wäre. Da ſie endlich alle hinein waren, ſo lief einer dahin, der andere dorthin: Und einer von ihnen, der nicht wuſte was er machen ſollte, ſtach mit ſeinem Spieß in das Heu, und kam damit ſo nahe an die linke Bruſt

der

der Schönen, daß ſie verwundet zu ſeyn glaubte und beynahe geſchrien hätte. Da dieſe Leute endlich fort waren, und die Schöne noch nicht zum Vorſchein kam, weil ſie ſich nicht einbilden konnte, daß die Banditten fort wären, ſo fragte der gute Mann ſeine Frau, wo ſie hingekommen wäre. Da Angeline dieſes gehöret hatte, und aus ihrem Heu heraus gekrochen war, ſo ſagte der Mann zu ihr, daß er ſie, wenn es Tag würde geworden ſeyn, in ein Schloß, welches nur dritthalbe Meile von hier wäre, bringen wollte, wo ſie völlig ſicher ſeyn könnte: daß ſie ſich aber entſchlieſſen müſte, dieſen Weg zu Fuſſe zu gehen, weil die Leute ihr Pferd vorige Nacht mitgenommen hätten. Die Schöne war froh darüber, und da ſie ſogleich fortgingen, ſo kamen ſie gegen ſieben oder acht Uhr des Morgens auf dem Schloſſe an. Dieſes Schloß gehörete einem Edelmanne von dem Hauſe Urſini. Seine Frau, welche eine gute und heilige Perſon war, war dazumal auch da. Sie kennete Angelinen ſo gleich, da ſie ſie ſahe, und empfing ſie auf die beſte Art von der Welt. Nachdem ſie ihre Begebenheit erfahren hatte, ſo empfand ſie um ſo viel mehr Mißvergnügen darüber, weil Boccamaſſe einer von ihres Mannes Freunden war. Da ſie von dem Ort, wo er war gefangen worden, reden hörte, ſo zweifelte ſie nicht mehr, daß er unigebracht worden wäre, und ſagte zu Angelinen, daß ſie bey ihr bleiben ſollte, bis ſich eine Gelegenheit fände, ſie ſicher nach Rom zurück zu bringen.

Es iſt Zeit, wieder zum Boccamaſſe auf den Baum zurück zu gehen, wo wir ihn, ſein Elend beweinend, gelaſſen haben. Er dachte, daß er, wenn

es Tag geworden, vermittelſt ſeines Pferdes, aus dem Holze würde kommen können, wenn es den Zähnen der wilden Thiere entgienge: Seine Freude aber währete nicht lange, denn er ſahe es gar bald mit etlichen zwanzig Wölffen umringet. Bey Annäherung dieſer Thiere wurde das Pferd ſchüchtern, und zerriß den Zaum. Es wehrete ſich einige Zeit mit den Füſſen und Zähnen, endlich aber muſte es unterliegen, und er ſahe es bis auf die Knochen zerreiſſen. Gegen Anbruch des Tages frohr ihn entſetzlich, und da er ein groſſes Feuer ſahe, welches ohngefehr anderthalbe Meile weit zu ſeyn ſchiene, ſo wartete er, bis es vollends Tag war, und ſtieg von ſeinem Baume, ging nach der Gegend zu, und kam endlich, nach vielen Schrecken da an. Dieſes waren Schäfer, welche ſich luſtig machten, und ihn aus Mitleiden aufnahmen. Er wärmete ſich und aß, hierauf erzehlete er ihnen ſein Unglück, und fragte ſie, ob nicht in der Nachtbarſchaft ein Ort wäre, wo er hinfliehen könnte. Er erfuhr, daß das Schloß, wovon eben geredet worden, anderthalbe Meile von da wäre. Er bat ſie, daß ſie ihn durch einen von ihren Leuten möchten dahin führen laſſen; welches ſie herzlich gerne thaten. Als die Frau des Schloſſes ihn aus dem Fenſter ſahe, ſo ließ ſie ihn ruffen. Welche Freude empfand er nicht, als er ſeine Liebſte ſahe, da er zu der Frau kam. Das Vergnügen der Angeline war bey Erblickung ihres Geliebten eben ſo groß. Die Dame, welche ſeine Begebenheit ſchon wuſte, beſtrafte ihn auf eine angenehme Art, daß er ſich wider den Willen ſeiner Freunde verheyrathen wollte: Da ſie aber ſeinen feſ-

ſten

sten Entschluß sahe, auch überdies die Neigungen der Schönen, und die Liebe, welche sie zu dem Cavalier hatte, betrachtete, so sagte sie zu sich selbst, worüber mache ich mir doch Sorgen? Diese Leute kennen und lieben einander: sie haben an meines Mannes Vortheilen gleichen Antheil: ihr Verlangen ist gerecht, überdieses scheinet es, daß die Vorsehung diese Heyrath billige, weil sie eines vom Galgen, das andere vom Spieß, und alle beyde von den wilden Thieren errettet hat. Warum will ich mich also der göttlichen Vorsehung widersetzen! Diese kurze Ueberlegung machte, daß sie ihre Meynung auf einmal änderte, und zu ihm sagte: weil ihr entschlossen seyd einander zu heyrathen, so verlange ich euch so wenig daran zu verhindern, daß ich vielmehr will, daß die Hochzeit bey mir, auf meines Mannes Unkosten, gehalten werde, und ich nehme über mich, euch nachgehends mit euren Freunden wieder auszusöhnen. Die Verliebten waren über eine so angenehme Veränderung erfreuet. Die Hochzeit war so prächtig, als man es an einem so einsamen Ort verlangen konnte. Einige Tage hernach führte sie die Dame nach Rom, wo sie die Freunde des Boccamasse entsetzlich erzürnet antraf; sie brachte es aber so weit, daß überall der Friede wieder hergestellet wurde. Ein jeder war vergnügt, und die neuen Eheleute lebten freudig und ruhig mit einander.

Als Gui von Cremona ſtarb, ſo hinterließ er eine Tochter, welche von Johann von Severin und von Minguin von Mingole geliebt wurde. Da ſich nun die zwey Nebenbuhler mit einander geſchlagen hatten, ſo offenbahrte ſich, daß die Schöne des Johannis Schweſter war, worauf ſie an den Minguin verheyrathet wurde.

Gui von Cremona, und Jaqvemin von Pavia beyde Lombarden von Geburt, begaben ſich, da ſie ſchon ziemlich alt, und durch die Beſchwerlichkeiten des Krieges abgemattet waren, da ſie von Jugend auf Kriegesdienſte gethan hatten, nach Fano, um daſelbſt

ihre

ihre Tage in Ruhe zu beschliessen. Diese beyden Leute waren mit einander schon in ihren Diensten bekannt, und hatten jederzeit grosse Bekanntschaft mit einander gehalten. Da Gui von Cremona starb, und weder Verwandten noch Freunde hatte, denen er mehr als Jaqvemin trauen konnte, so übergab er ihm sein ganzes Vermögen aufzuheben, und eine kleine Tochter, die ohngefehr zehen Jahr alt war, von deren Begebenheiten er ihn weitläuftig unterrichtete. Unterdessen stilleten sich die Unruhen zu Vagania, und ein jeder hatte die Freyheit, dahin zurück zu kommen. Jaqvemin, welcher vor diesem da gewohnet, und diesen Aufenthalt angenehm befunden hatte, war einer von denjenigen, die dahin zurück kehreten. Er ließ alle sein Vermögen dahin bringen und nahm das kleine Mädchen des Gui mit, welche er eben so zärtlich liebte, als wenn es seine Tochter gewesen wäre. Da mit zunehmenden Jahren ihre Schönheit auch zunahm, so wurde sie in kurzer Zeit, sowohl in Ansehung des Leibes, als auch des Verstandes, eine der reitzendsten Personen von der Stadt. Nun überlasse ich einem jeden selbst zu überlegen, ob sie bey so vielen Reitzungen keine Anbeter hatte. Unter andern gaben sich zwey junge Cavaliers, welche alle beyde wohl gebildet waren, viele Mühe um sie. Einer hieß Johann von Severin, und der andere Minguin von Mingole. Diese zwey junge Leute, welche zuvor Herzensfreunde waren, wurden unversöhnliche Feinde, sobald sie merkten, daß sie Nebenbuhler wären. Weil die Schöne nur erst 15. Jahr alt war, und ein jeder gewünscht hätte, sie zur Frau zu haben, so that ein jeder

der sein möglichstes, da man ihnen solche unter einem gewissen Vorwande abgeschlagen hatte, sie zu entführen. Jaqvemin hatte eine alte Magd, und einen Knecht, Nahmens Crivel, welcher ein guter Kerl und von Natur lustig war. Johann machte mit diesem Knechte Bekanntschaft, vertrauete ihm seine Liebe, bat ihn, daß er ihm dienen möchte, und versprach ihm grosse Belohnung. Crivel antwortete: daß er nicht viel ausrichten würde, denn wenn er auch mit der Schöne ihm zum besten reden wollte, so würde sie ihn nicht anhören, und alles, was er vor ihn thun könnte, bestünde darinnen, daß er machte, daß er sie sprechen könnte, wenn sein Herr nicht zu Hause seyn würde. Johann sagte zu ihm, daß er weiter nichts verlangte. Da Minguin die Magd auf seine Seite gebracht hatte, so hatte er schon vielmals an die Schöne geschickt, welche sich auch fast vor ihn entschlossen hatte. Als nun die Sachen so stunden, so ließ Crivel, als Jaqvemin einsmals von einem seiner Freunde war zu Gaste geladen worden, dem Johann sogleich sagen, daß er sich auf ein gewisses Zeichen vor dem Hause einfinden und die Thüre offen finden sollte. Die Magd, welche von dem Handel des Crivels nichts wuste, lies dem Minguin die Abwesenheit ihres Herrns auch zu wissen thun, und zugleich sagen, daß er sich bereit halten und sogleich in das Haus gehen sollte, wenn er ein gewisses Zeichen, welches sie geben wollte, sehen würde. Da es Nacht worden war, so versahe sich ein jeder, aus Furcht überfallen zu werden, mit Gewehr und Freunden, und nahm eine Stellung so gut wie möglich war. Da Jaqvemin ausgegangen war, so

gaben ſich Crivel und die Magd alle mögliche Mühe, einander loß zu werden. Crivel wollte haben, daß ſich die Magd niederlegen ſollte, und die Magd verlangte, daß Crivel den Jaqvemin holen ſollte; Da aber ein jedes ſeine Abſicht dabey hatte, ſo wollte niemand Platz machen. Crivel wurde des Zankens endlich müde, gab das Zeichen, und machte die Thüre auf. Johann ging ſogleich mit zweyen ſeiner Freunde hinein, und da ſie die Schöne in einem Saale fanden, ſo wollten ſie ſolche entführen. Weil ſie nun nicht im Stande war zu widerſtehen, ſo ſchrie ſie. Die Magd that desgleichen. Minguin lief, von den Seinigen begleitet, auf dieſen Lärm hinzu; und da er ſahe, daß man ſeine Liebſte entführen wollte, ſo zog er vom Leder. Während, daß ſich beyde Partheyen herum haueten, ſo lieffen die Nachbarn mit Gewehr und Fackeln herzu, und da ſie die Gewalt, welche Johann gebrauchet, gehöret hatten, ſo nahmen ſie die Parthey des Minguin, befreyeten die Schöne, und brachten ſie wieder in das Haus des Jaqvemins. Ehe alles dieſes geſchehen konnte, ſo kam die Wache dazu und machte einige Gefangene, worunter auch Johann und Crivel waren. Da Jaqvemin nach Hauſe kam, und den Vorfall hörete, ſo ärgerte er ſich ſehr darüber. Weil er aber ſahe, daß die Schöne keine Gelegenheit dazu gegeben hatte, ſo tröſtete ihn dieſes noch ein wenig, und beſchloß, ſie zu verheyrathen, damit er dergleichen Vorfälle nicht mehr zu erwarten hätte. Da die Eltern beyder Partheyen die Gewißheit dieſer Sache erfahren hatten, und befürchteten, daß die Gefangenen und die andern, die dabey geweſen, übel wegkom-

men möchten, wenn Jaqvemin die Sache suchen wollte, so gingen sie zu ihm, und baten ihn, daß er wegen einer übereilten Thorheit junger Leute, die Hochachtung und Freundschaft, die er vor sie gehabt hätte, nicht aufheben möchte, daß sie ihm alle mögliche Genugthuung, die er von ihnen verlangen würde, geben wollten. Jaqvemin, der vieles in der Welt erfahren hatte, und ein verständiger Mann war, begegnete ihnen eben so höflich, und versicherte sie, daß er damit zufrieden seyn wollte, was sie ihm selbst vor Genugthuung geben wollten, weil ihm die Sache wenig anginge. Denn, sagte er, meine Herren, man thut einem Mädchen aus der Stadt Gewalt an, denn ich muß euch sagen, daß sie weder von Cremona noch von Pavia ist, sondern von Fayence; obschon weder derjenige, der sie mir übergeben, noch ich niemals gewiß haben erfahren können, wer ihr Vater gewesen ist. Sie wunderten sich alle, da sie höreten, daß die Schöne von Fayence wäre. Und nachdem sie dem Jaqvemin vor seine Höflichkeit gedankt hatten, so baten sie ihn, daß er ihnen doch sagen möchte, auf was vor Art sie in seine Hände gefallen wäre? Gui von Cremona, antwortete er, mit welchem ich lange Zeit in Diensten gewesen bin, war einer von meinen vertrautesten Freunden: Da nun die Stadt geplündert wurde, so war er unter den Trouppen des Kayserß Friedrichs, und da er, wie die andern, plünderte, so kam er in ein Haus, welches voller Reichthümer, aber dabey ganz und gar leer von Leuten war. Im herausgehen sahe er unter einer Treppe dieses Mädchen, welches dazumal ohngefähr zwey Jahr alt war. So-

bald

bald ihn dieſes Kind ſahe, ſo rufte es ihm, Vater. Dadurch wurde er ſo ſehr zum Mitleiden beweget, daß er es mit nach Fano nahm, woſelbſt er einige Jahre hernach ſtarb, und mir dieſes Mädgen und alle ſein Vermögen aufzuheben hinterließ, da ich ihm zuvor hatte verſprechen müſſen, daß ich ſie, wenn es Zeit ſeyn werde, verheyrathen und ihr das Vermögen, welches er mir hinterließ, zuſtellen wollte. Von ohngefähr befand ſich in der Geſellſchaft ein gewiſſer, Namens Willhelm, welcher bey der Eroberung von Fayence bey dem Gui von Cremona geweſen war, und welcher wuſte, daß das Haus, welches letzterer geplündert hatte, Bernharden gehörte. Dieſes gehet euch an, Bernhard, ſagte er zu ihm. Bernhard erwiederte, ich bin eben ſo wohl als ihr darüber erſtaunet; denn ich erinnere mich, daß ich damals ein Mädchen, von dem Alter, wie Jaqvemin ſagt, verlohren habe. Es iſt gewißlich euere, erwiederte Willhelm, ich habe den Gui von Cremona vormals davon erzählen hören, und auf die Art, wie er das Haus, welches er geplündert hatte, beſchrieb, kann ich nicht zweifeln, daß es das eurige nicht geweſen ſeyn ſollte, und wenn dieſes iſt, ſo bin ich verſichert, daß dieſe euere Tochter iſt, welche er damals mit nahm. Wiſſet ihr kein Merkmal, woran ihr ſie erkennen könnet? Hierbey erinnerte ſich Bernhard, daß ſeine Tochter ein kleines Creutz haben müßte, welches von einer Beule herkäme, welche er ihr einige Zeit vor der Einnahme von Fayence hätte aufſchneiden laſſen. Er bat den Jaqvemin, ihn dieſes Mädchen ſehen zu laſſen; welches ihm ſogleich bewilliget

willigt wurde. So bald sie Bernhard sahe, so glaubte er das Gesicht seiner Frau zu sehen, so sehr war ihr das Mädchen ähnlich: weil er aber etwas verlangte, das ihn mehr überzeugte, so bat er den Jaqvemin, daß er ihm erlauben möchte, an das linke Ohr der Schönen zu sehen. Als es ihm Jaqvemin erlaubet hatte, so ließ die Schöne ihr Ohr sehen, worauf sich das Creutz befand. Da er an diesem Merkmal erkannte, daß sie würklich seine Tochter war, so weinte er vor Liebe, und umarmte sie, des kleinen Widerstandes ohngeachtet, welchen sie that. Hierauf wendete er sich zum Jaqvemin, und sagte, dieses ist wahrhaftig meine Tochter; es ist mein Haus gewesen, welches Gui von Cremona geplündert hatte. Ihre Mutter war so bestürzt und erschrocken, daß sie das Mädchen vergaß, und wir haben bis anjetzo geglaubet, daß sie in dem Hause, welches nach der Plünderung verbrannt wurde, umgekommen wäre. Da die Schöne diesen ehrwürdigen Alten auf diese Art mit einer kläglichen und beweglichen Stimme reden hörete, so zweifelte sie nicht, daß das, was er sagte, wahr wäre; und da sie ihn nunmehro auch umarmete, so vergoß sie viele Thränen dabey. Bernhard schickte nach seiner Frau, nach seinen Kindern und Freunden, um ihnen seine wiedergefundene Tochter zu zeigen, und nahm sie nach tausend Caressen und Freudensbezeugungen, mit Einwilligung des Jaqvemins, mit sich in sein Haus. Da der Stadthauptmann, der ein Mann war, der zu leben wuste, die Sache erfahren hatte, und daß Johann, welchen er gefangen hatte, ein

Sohn

Sohn des Bernhards, und Bruder der Schönen wäre, so gab er dieser Begebenheit einen angenehmen Ausschlag, vereinigte die zwey Nebenbuhler, und nöthigte den Bernhard, die Schöne an den Minguin zu verheyrathen; welches auch mit allgemeiner Genehmigung der ganzen Freundschaft geschahe. Alle Gefangene wurden losgelassen; die Hochzeit war prächtig und die neuen Eheleute liebten einander, so lange sie lebten.

Johann von Procido, welcher mit einem Mädchen, die er liebte, angetroffen wurde, wurde an einen Pfahl gebunden, um verbrannt zu werden. Da er aber von dem Admiral von Sicilien erkannt wurde, ſo erhielt er Gnade und heyrathete ſeine Liebſte.

Maria von Borgare, ein berühmter Edelmann von Iſqvien, welches eine kleine Inſel nahe bey Neapel iſt, hatte eine ſchöne Tochter, Nahmens Reſtitua, worein ein Cavalier, der Johann hieß, und von Procido, einer andern benachbarten Inſel war, ſich heftig

heftig verliebte. Da die Schöne mit seinen Gesinnungen vollkommen zufrieden war, so ging der Cavalier oft bey Tage und bey Nacht nach Ischien, ja bisweilen schwam er dahin, wenn er kein Schiff finden konnte, um zum wenigsten das Haus seiner Liebste zu sehen, wenn er sie nicht selber sehen konnte. Während dieser Liebe fiel es der Schönen eines Abends ein, an der Küste spatzieren zu gehen, und weil sie allein war, so ging sie von einem Felsen zum andern, und hatte ein Messer in der Hand, Austern damit loszumachen. Es war zwischen den Felsen ein frischer Springbrunnen, wohin gewisse junge Siciliäner, die ohnlängst von Neapel angekommen, sich zu erfrischen gekommen waren. Da die Sicilianer die Schöne sahen, die sie aber noch nicht sahe, und sie nach ihrem Geschmack befanden, so beschlossen sie, sie zu entführen. Sie mochte um Hülfe schreyen, wie sie wollte, so wurde sie entführet, und augenblicklich zu Schiffe gebracht. Da sie nach Calabrien gekommen waren, so wollte ein jeder die Schöne haben, und sie kamen darüber in einen so grossen Streit, daß sie, um sich nicht gänzlich zu entzweyen, beschlossen, daß sie weder der eine noch der andere haben sollte, und daß man sie dem König Friedrich von Sicilien schenken wollte, welches ein junger Prinz war, der die Schönheit sehr liebte: Dieses bewerkstelligten sie auch, sobald sie nach Palermo kamen. Der König fand, daß sie sehr schön war, und nahm das Geschenk mit Freuden an. Weil dieser Prinz damals unpaß war, so ließ er die Schöne in ein Gartenhaus, welches Cuba hieß, bringen, und befahl, daß man sie

daselbst

daſelbſt wohl halten ſollte, bis er wieder beſſer ſeyn würde. Die Entführung der Reſtituta verurſachte zu Iſchio einen groſſen Lärmen; man wuſte aber nicht, wer es gethan hatte. Da Johann von Procida Wind davon bekommen hatte, ehe die Nachricht von dieſer Entführung von Iſchio gekommen war, es ſey nun, daß er entweder in ſeinen nächtlichen Spazierfahrten etwas gemerkt hatte, oder daß ihm ſeine Liebe ſcharfſinniger als die andern machte, ſo ließ er auf das geſchwindeſte eine Fregatte ausrüſten, kreuzte damit auf allen Meeren und ſuchte ſeine Liebſte überall. Zu Scala erfuhr er, daß ſie nach Palermo wäre gebracht worden, und ſegelte augenblicklich dahin. Zu Palermo ſagte man ihm, daß ſie dem König wäre geſchenkt worden, und anjetzo in Cuba wäre. Ueber dieſe Nachricht wurde er äuſſerſt betrübt, und zweifelte, daß er ſie jemals wieder erlangen würde, weil er aber entſchloſſen war, den Ausgang ſeines Schickſaals zu erwarten, ſo ſchickte er ſeine Fregatte wieder zurück, und er ſelbſt blieb zu Palermo. Da ihn niemand daſelbſt kennete, ſo ſpazierte er überall, bald da bald dort herum, und als er eines Tages vor Cuba vorbey ging, ſo ſahe er ſie am Fenſter, und wurde auch von ihr geſehen, worüber ein jedes höchſt vergnügt war. Da der Cavalier ſahe, daß dieſes ein einſamer Ort war, ſo ging er ſo nahe zu der Schönen als es ihm möglich war, doch war er nahe genug, ſie zu verſtehen, und von ihr verſtanden zu werden. Die Schöne ſagte ihm, ohne mit unnützen Geſprächen die Zeit zu verlieren, wie er es anfangen ſollte, daß er ſie ſprechen könnte, und befahl ihm, ſich wegzubegeben.

ben. Er besahe die Lage des Ortes, und da ein gut Theil der Nacht vorbey war, so kam er zurück, stieg auf die Gartenmauer, und da er hinein war, so fand er ein Stück von einem alten Kahne, welches er an das Fenster lehnete, und worauf er ganz leichte hinein stieg. Die Schöne, welche beschlossen hatte, ihm nichts abzuschlagen, hatte ihr Fenster aufgelassen, wodurch er ohne Mühe hinein kam, und sich zu ihr ins Bette legte. Da die Schöne noch nicht schlief, so gab sie ihm ihre Gesinnungen zu verstehen, und bat ihn, die Sachen so anzustellen, daß er sie von diesem Orte wegschaffen könnte. Er antwortete, daß er nichts so sehr wünschete, und daß er sich bemühen wollte, alles so anzustellen, daß er sie das erstemal, da er wieder kommen würde, entführen könnte. Ist es nöthig, von den entzückenden Vergnügungen zu reden, welche die Verliebten schmeckten? Wem ist nicht bekannt, daß Vergnügungen von der Art, eben so viel Entzückungen sind, und daß diejenigen, welche man auf eine verstohlene Art genießt, etwas viel reitzenderes in sich haben? Wir wollen uns aber damit begnügen, wenn wir sagen, daß diese Vergnügungen so süsse waren, daß die Geliebten, indem sie einander umarmt hatten, ohnvermerkt einschliefen, ohne an die Gefahr zu denken, worinnen sie waren. Da der König, welcher in die Restitua auf den ersten Anblick verliebt worden war, ziemlich wieder hergestellet war, so ging er mit anbrechendem Tage, mit wenig Leuten, nach Cuba, zu der Schöne. Sobald er da angekommen war, so ließ er die Thüre ihres Zimmers sachte öfnen, und erstaunte, sie in den Armen

men einer Mannsperſon ſchlafen zu ſehen. Der Zorn überlief ihn, und er war willens, ohne ein einziges Wort ſagen zu können, ſie beyde zu durchſtechen: Da er aber überlegte, daß es nicht nur einem Könige, ſondern auch einem jeden andern ehrlichen Manne unanſtändig wäre, zwey nackende und ſchlafende Perſonen zu tödten, ſo mäßigte er ſeinen Zorn, und beſchloß, ſie beyde lebendig verbrennen zu laſſen. Er rufte einen ſeiner Edelleute, welche an der Thüre gewartet hatten; und fragte ihn, was er von dieſer Vettel, worein er ſich verliebet hätte, dächte, und ob er den Verwegenen, der ihm eine ſo groſſe Schmach anthäte, kennete. Da ſich der Edelmann in Anſehung der Schönen nicht erklärete, ſo antwortete er dem Könige kurz, daß er ſich nicht erinnern könnte, dieſen Menſchen jemals geſehen zu haben. Da der König weggegangen war, ſo ließ er die armen Verliebten greiffen, und ſie ſo nackend zuſammen gebunden, nach Palermo führen, mit Befehl, ſie an einen Pfahl, die Rücken gegen einander anzuſchlieſſen, wo ſie bis um neun Uhr, den Augen der Leute ausgeſetzt ſeyn, und nachgehends lebendig verbrannt werden ſollten. Man kann ſich leichte ſowohl den Schmerz und die Beſtürzungen, worinne ſie waren, als die Schrecken, welche ſie empfanden, vorſtellen, da ſie die Zubereitung ihrer Todesſtrafe machen ſahen. Ganz Palermo lief hinzu, dieſen traurigen Anblick zu ſehen. Ein jeder redete ſeiner Meinung nach davon. Die Männer betrachteten die Reſtitua mit Vergnügen, und da ſie ſahen, daß ſie überall ſchön war, ſo glaubten ſie, daß ſie eines glücklichern Schickſaals würdig wä-

re,

re. Die Weiber führten faſt gleiche Geſpräche von dem Cavalier; dieſe unglücklichen Liebhaber aber ſahen vor Schaam auf die Erde, und indem ſie ihr Unglück beweineten, ſo erwarteten ſie alle Augenblicke die erſchreckliche Todesſtrafe, wozu ſie verdammt waren. Da unterdeſſen Daria, der Admiral von Sicilien, ein ſehr tapferer Mann, dieſe Neuigkeit erfahren hatte, ſo fiel es ihm ein, dieſe Unglücklichen auch zu ſehen. Er ſahe anfänglich die Reſtitua an, welche ihm ſehr ſchön vorkam; und da er hierauf den Cavalier angeſehen hatte, ſo erkannte er ihn ſehr leicht. Als er ſich ihm genähert hatte, ſo fragte er ihn, ob er nicht Johann von Procido wäre? Ich bin es bis hieher geweſen, antwortete er, aber ich fürchte, daß ich es nicht lange mehr ſeyn werde. Der Admiral fragte ihn noch, was die Urſache wäre, daß er ihn hier anträfe? Der Cavalier antwortete, die Liebe, und der Zorn des Königs. Der Admiral ließ ſich hierauf die Sache weitläuftiger erzehlen, und da er das, was er wiſſen wollte, gehöret hatte, ſo begab er ſich weg. Johann von Procido rufte ihn zurück, und bat ihn, bey dem König vor ihn um eine Gnade zu bitten. Was für eine Gnade, antwortete der Admiral? Johann von Procido ſagte: daß uns der König die Geſichter gegen einander kehren laſſe: Denn da ich nicht lange mehr zu leben habe, ſo werde ich vergnügter ſterben, wenn mir der König dieſe Gnade erzeiget. Der Admiral erwiederte lächelnd, ich will thun was ihr verlangt, und vielleicht würke ich euch die Freyheit aus, dieſe Schöne ſo oft zu ſehen, biß ihr ſie müde ſeyn werdet. Indem er dieſes ſagte,

ſo befahl er denen, welche die Execution thun ſollten, ſie bis auf neue Ordre aufzuſchieben. Ob er nun ſchon den König ſehr zornig fand, ſo ſagte er ihm dennoch ſeine Gedanken, und fragte ihn, was ihm die Leute, die er zum Feuer verdammt, gethan hätten. Als es ihm der König erzählt hatte, ſo antwortete der Admiral, daß das Verbrechen dieſe Strafe wohl verdiente, und daß man nichts darwider einwenden könnte, wenn ſie ein andrer als Se. Majeſtät auferleget hätte: Gleichwie aber die Verbrechen verdienten beſtraft zu werden, ſo verdienten auch die Wohlthaten belohnt zu werden. Kennen Ew. Majeſtät wohl diejenigen, ſetzte er hinzu, welche ſie wollten verbrennen laſſen? Groſſe Prinzen müſſen ſich nicht, verzeihen Sie mir, Sire, wenn ich mir die Freyheit nehme es Ihnen zu ſagen, auf dieſe Art von der Heftigkeit ihrer Leidenſchaften hinreiſſen laſſen. Ew. Majeſtät wiſſe alſo, daß der junge Menſch Landolfe von Procido, ein leiblicher Bruder von Johannen von Procido iſt, welchem Sie die Krone zu verdanken haben. Das Mädgen hat den Marin von Borgare zum Vater, welcher zu Iſqvio die Ehre und die Macht Ew. Majeſtät behauptet. Es ſind junge Leute, die einander ſeit langer Zeit lieben, die blos aus Liebe, und nicht Ew. Majeſtät zu beleidigen, geſündiget haben, alſo ſolten Sie, an ſtatt ſie umbringen zu laſſen, ihnen Ehre erzeigen und Geſchenke geben. Der König nahm dieſe Erinnerung ſehr wohl auf, und dankete dem Admiral für die höfliche Freyheit, womit er ihm dieſes geſagt hätte. Machet es ins künftige, fuhr dieſer

ser Prinz fort, eben so: Eines von dem grösten Unglück der Könige ist, daß sie viel Schmeichler, und keine treuen Freunde haben. Da er also überzeugt war, daß ihm der Admiral die Wahrheit sagte, so that es ihm sehr leyd, daß er so geschwinde verfahren hatte. Er ließ die Verliebten vor sich kommen, und nachdem er sie erkannt hatte, so beschloß er, die ihnen angethane Schmach durch Ehrenbezeugungen und Geschenke wieder gut zu machen. Er machte auch den Anfang dadurch, daß er sie nach ihrem Stande kleiden ließ. Hierauf musten sie einander heyrathen, er gab ihnen prächtige Geschenke, und schickte sie wieder nach Hause, woselbst sie mit einer ausserordentlichen Freude empfangen, und von jedermann so sehr geliebet und hochgeachtet wurden, als sie einander selbst liebten und hochachteten.

Friedrich, welcher in eine Frau verliebt war, die ihn nicht wieder liebte, brachte so viel durch, daß er arm wurde. Er begab sich endlich aufs Land, da er von seinem ganzen Vermögen nichts als einen Falken übrig hatte, welchen er der Schönen, als sie ihn eines Tages besuchte, vorsetzte. Da sie dieses erfuhr, so wurde sie davon gerühret und heyrathete ihn.

Friedrich, war ein junger Mensch von Florenz, an dem die Natur und das Glück nichts gespart hatte, und welcher sich in eine schöne junge Frau verliebte, welche Madam Johanna hieß, und die zu ihrer Zeit vor die gröste Schönheit gehalten wurde.

Frie-

Friedrich sparete weder Gasterey noch Geschenke, um Gegenliebe zu erhalten: Die Schöne aber, welche eben so ehrlich als reitzend war, verachtete den Cavalier wegen seines unnöthigen Aufwandes. Er machte es so arg, daß ihm von seinem grossen Vermögen nichts als ein kleiner Meyerhof übrig blieb, worinnen er sich einschrenkte und von dem wenigen Einkommen lebte: Von seiner vorigen Pracht hatte er nichts mehr als einen Falken, der ihm, seiner Güte wegen, sehr lieb war. Da Friedrich beständig noch verliebt und Madame Johanna jederzeit grausam war, so geschahe es, daß ihr Mann krank wurde und starb. Er hatte Zeit, sein Testament zu machen, und setzte seinen Sohn zum Universalerben aller seiner Güter, welche sehr groß waren, ein, und welche auf seine Frau fallen sollten, im Fall das Kind stürbe. Da die schöne Jahreszeit herbey kam, so begab sich Madame Johanna auf das Land, den Sommer über in einem Lusthause zuzubringen, welches sie in Friedrichen seiner Nachbarschaft hatte, der täglich seiner Schwermüthigkeit viele Rebhüner durch seinen Falken opferte. Man redete in der ganzen Nachbarschaft von nichts als von Friedrichs Falken, und erzählte Wunder davon. Da nun ein jedes Kind eine besondere Neigung zu etwas hat, so liebte der Madam Johannen ihr Sohn die Vögel sehr, und erzählete oft das, was er von Friedrichen seinem Falken sagen hörete. Unterdessen geschahe es, daß er krank wurde, und die betrübte Mutter ließ ihn nicht aus den Augen. Da die Mutter überhaupt nichts vergessen, ihren Kindern die Liebe zu zeigen, welche

sie vor sie hegen; eine Liebe, welche ihnen oft nachtheilig ist, also unterließ auch diese nicht, ihren Sohn beständig zu fragen, was er haben wollte: ob er nicht das und jenes essen möchte, wobey sie ihn zu vergnügen bald eine Puppe, bald etwas anders gab. Das Kind, welches beständig krank und verdrießlich war, schlug alles ab, was man ihm anbot, und sagte, daß er Friedrichen seinen Falken haben wollte, sie that alles mögliche, ihn auf etwas anders zu bringen; er kam aber immer wieder auf den Falken, schrie, grämte sich und sagte: daß er sterben wollte, wenn man ihm solchen nicht gäbe. Dieses setzte Madam Johannen in eine greuliche Verwirrung, sie wuste, wie sehr sie Friedrich geliebt hatte, wie viel er ihrentwegen verthan, und wie viel er dadurch gewonnen hatte. Sie wuste auch, daß es ein vortreflicher Falke, und die beste Quelle zu seiner Nahrung war. Ueberdieses empfand sie, daß sie ein wenig zu hart mit ihm verfahren hätte, als daß sie verdiene, daß er sich ihr zu Liebe das einzige Vergnügen, welches ihm noch übrig war, rauben sollte. Endlich aber überwand die Liebe diesen Wohlstand, und da sie um den Falken anhalten wollte, so entschloß sie sich, es selbst zu thun, und gieng gleich den andern Tag frühe von einer einzigen Frau begleitet zu ihm. Da Friedrich, welcher in seinem Garten war, Madam Johannen kommen sahe, so trauete er anfänglich seinen Augen nicht: Da er aber endlich überzeuget wurde, daß sie es würklich ware, so empfing er sie voller Freuden, und sagte zu ihr, ihr irret euch, Madam, und haltet mein Haus für ein anders? Nein, mein Herr,

erwie-

erwiederte die Schöne, ich irre mich nicht, und wir kommen, bey euch zu Mittage zu speisen. Friedrich antwortete, ihr werdet also eine schlechte Mahlzeit haben, sie wird aber dennoch so gut seyn, als mir solche zuzurichten möglich ist. Friedrich hatte seine Armuth jederzeit mit vieler Gedult ertragen, da er aber sahe, daß er so wenig im Stande wäre, eine Person, die ihm lieb war, zu bewirthen, so empfand er anjetzo, seine Armuth auf eine recht lebhafte Art. Er hatte weder Heller noch Pfennig, noch Sachen, worauf er Geld borgen konte! da er also nicht wuste, womit er die Schöne bewirthen sollte, so fiel ihm sein Falke in die Augen, er machte ihn gleich todt, fricaßirte ihn, und trug ihn auf. Die Schöne schien mit der kleinen Bewirthung zufrieden zu seyn, und stellete sich als wenn sie mit grossem Appetit ässe. Da die Mahlzeit vorbey war, und allerhand Gespräche waren geführet worden, so hielt die Schöne davor, daß es Zeit wäre, ihm die Ursache ihrer Reise zu entdecken. Ich habe eine Bitte an euch, sagte sie zu ihm; eine Bitte, welche ihr mir abzuschlagen berechtiget seyd, ohne daß ich mich darüber beklagen darf. Ich bin an dem grossen Aufwand, den ihr gemacht habet, Schuld, ich habe euch niemahls etwas bewilliget; und es ist unhöflich, nach alle dem euch auch des einzigen Vergnügens, welches ihr auf der Welt habet, berauben zu wollen, ich will sagen eures Falkens, dieser ist es, warum ich euch bitte. Mein Sohn ist krank und nichts in der Welt, als dieses, kann ihn zufrieden stellen. Wenn ich euch könnte begreiflich machen, was es ist, eine Mutter und eine zärtliche Mut-

ter zu seyn, so würdet ihr mir die Unhöflichkeit, welche ich anjetzo begehe, leicht verzeihen. Aber, Friedrich, ihr wisset, was lieben heisset, brauche ich wohl noch etwas mehr, mein Verfahren bey euch zu entschuldigen? Grausames Glück, sagte Friedrich hierauf, wirst du niemahls aufhören, mich zu verfolgen. Da ich noch im Stande war, Madam, euch Geschenke zu machen, so habt ihr kein einziges annehmen wollen; und anjetzo kommet ihr, mich um etwas zu bitten, welches mir, euch zu geben, unmöglich ist. Ich habe alle mein Unglück geduldig ertragen, aber dieses, ich bekenne es euch, dieses schlägt mich zu Boden. Ich habe keinen Falken mehr, Madam; ihr habt davon gespeiset; und da ich nichts anders hatte euch vorzusetzen, so habe ich ihn ohne Widerwillen abgewürget: Wollte Gott, ich hätte euch an statt des Falkens mein Herz vorgesetzet! Aber mein unglückliches Schicksaal wird mich jederzeit ausser Stand setzen, euch Vergnügen zu machen. Ihr habt ihn also geschlachtet, antwortete die Schöne? Ja, Madam, hier sehet die Spuren davon, antwortete er; und hierauf holete er die Federn, die Flügel und den Schnabel. Aber, Madam, fuhr er fort, man kann ja wohl einen andern finden, ein Falke ist ja so was rares nicht. Ich bin zufrieden, Friedrich, antwortete sie; und ich kann euch versichern, daß ihr mir niemahls eine so grosse Probe eurer Liebe gegeben habet. Ich werde vor das, was ihr vor mich gethan habet, erkenntlich seyn, die Vorsicht mag es auch mit meinem Sohne schicken wie sie will. Als sie dieses gesagt hatte: so bedankte sie sich bey Friedrichen und gieng wieder nach Hause.

Ihr

Ihr Sohn starb einige Tage hernach, und sie war sehr betrübt darüber. Da sie aber endlich ihre Thränen abgetrocknet und einige Zeit ohne Gemahl und ohne Kinder hingebracht hatte, so drangen ihre Brüder in sie, daß sie sich wieder verheyrathen sollte, weil sie jung und sehr reich wäre. Da ihr nun hierbey die Redlichkeit des Friedrichs wieder einfiel, so antwortete sie ihren Brüdern, daß sie, weil sie es verlangten, daß sie sich wieder verheyrathen sollte, unter der Bedingung einwilligen wollte, daß sie Friedrichen heyrathen dürfte. Ihre Brüder spotteten ihrer, und stelleten ihr vor, daß sie einen Menschen wählete, der nichts hätte. Und sie antwortete, daß sie es wohl wüste, daß sie aber die Großmuth des Friedrichs höher schätzte, als alle Reichthümer auf der Welt. Die Heyrath wurde mit vieler Pracht vollzogen, Friedrich sahe seine Wünsche erfüllt, und da er wieder reich worden war, so machte er sich das Vergangene zu Nutze, er wurde ein besserer Wirth, und endigte seine Tage mit vielem Vergnügen.

Als Peter von Vinciolo zu einem ſeiner Freunde zum Abendeſſen gegangen war, ſo kam er geſchwind wieder nach Hauſe, und überraſchte den Liebhaber ſeiner Frau, welche ein Mittel fand, alles wieder gut zu machen.

Ein reicher Mann von Peruſa, Nahmens Peter Vinciolo, war willens, ſich zu verheyrathen, nicht, weil er ſich aus der Heyrath was machte, ſondern weil er glaubte, die üble Meynung, die jedermann von ihm hatte, dadurch zu verringern. Die Frau, welche er nahm, war jung, groß, dicke und feurig, und, mit einem Worte, ſo beſchaf-

ſchaffen, daß ſie lieber zwey Männer für einen würde genommen haben. Aber, zu ihrem Unglücke, dachte der ihrige an nichts weniger, als die natürlichen Pflichten der Ehe zu erfüllen. Die Schöne merkte dieſes endlich, und gerieth mit ihrem Manne heftig darüber zuſammen. Niemals iſt wohl eine elendere Haushaltung geweſen. Da ſie aber betrachtete, daß eine ſolche Zänkerey ihrer Geſundheit ſchaden, und ihren Mann doch nicht beſſer machen würde, ſo ſagte ſie zu ſich ſelbſt: Weil mir dieſer Böſewicht auf dieſe Art begegnet, ſo will ich mich rächen. Ich habe ihn zum Manne genommen, weil ich geglaubt habe, daß er ein Mann wäre, und daß er das, was andere lieben, und lieben müſſen, auch liebte. Er wuſte, daß ich eine Frau war, und weil er die Weiber nicht liebet, ſo hätte er mich nicht nehmen ſollen. Wenn ich der Welt hätte entſagen wollen, ſo würde ich mich in ein Cloſter verſchloſſen haben: weil ich aber in der Welt bin, ſo muß ich auch ihrer Vergnügung genieſſen. Meine Jugend wird mit der Hofnung, daß mein Mann ſich ändern werde, vergehen, und wenn ich hernach alt ſeyn werde, ſo wird es mir nichts helfen, wenn ich mich ärgere, daß ich meine ſchönen Jahre übel angewendet habe. Wenn ich mich vergehen werde, ſo werde ich weniger ſtrafbar ſeyn, als er; denn ich werde blos die Geſetze verletzen, an ſtatt daß er die Geſetze und die Natur verletzet. Da ſie nun ihren Kopf von dieſen löblichen Gedanken voll hatte, ſo wandte ſie ſich, ihr Vorhaben auszuführen, an eine alte Frau, welche dem äuſſerlichen Anſehen nach, eine Heilige zu ſeyn ſchien. Man ſahe ſie jederzeit den

Roſen-

Rosen-Cranz in der Hand haben, und es wär zu Perusa kein Ablaß, der ihrer frommen Wachsamkeit entwischt wäre. Man hörte sie von nichts, als von den heiligen Vätern, oder von den Wunden des heiligen Franciscus reden. Die Schöne ersahe ihre Zeit, und sagte dieser Scheinheiligen ihre Gedanken. Diese Megere billigte sogleich ihr Vorhaben, und sagte zu ihr, daß die Jugend zu kostbar wäre, als daß man sie so übel anwenden müste. Das Alter taugt zu nichts, fuhr sie fort, ich weiß es aus meiner eigenen Erfahrung: Ich habe meine schönen Jahre übel angewendet, und muß mich die übrigen darüber ärgern. Nicht, als wenn ich meine Vergnügungen nicht auch auf der Welt genossen hätte, sondern ich werfe mir nur täglich vor, daß ich nicht alles gethan habe, was ich hätte thun können. Anjetzo, da ich zu nichts mehr nütze bin, so siehet mich niemand mehr an; alles währet nur eine gewisse Zeit, und diejenigen, welche Verstand haben, müssen die Quint-Essenz aus dieser Zeit ziehen. Mit den Männern ist es nicht so, sie sind zu tausend Dingen gut, und was die Vergnügungen der Liebe anlanget, so sind die Alten oft besser als die Jungen: an statt, daß die Weiber zu nichts als Kinder zu gebähren, gut sind: und dieserwegen liebt man sie auch. Wir sind allezeit parat, wie ihr selbst wisset, die Männer aber sind es nicht. Eine Frau würde vor viele Männer hinreichend seyn; aber viele Männer würden kaum einer Frau genug thun. Eine Frau hat auf der Welt keine angenehmere Uebung nicht, und ich sage euch nochmals, daß ihr sehr wohl thun werdet, wenn ihr euren Mann mit gleicher Münze

bezahlet,

bezahlet, damit eure Seele, wenn ihr alt seyn werdet, eurem Leibe keine Vorwürfe zu machen habe. Die Weiber haben in dieser Welt nichts, als was sie nehmen wollen: Dahero müssen sie sich die Zeit zu Nutze machen, ehe die Tage des Alters kommen, da uns niemand mehr ansehen will. Alsdenn schickt man uns in die Küche, die Töpfe, und das Geschirre zu zählen, wir sind der Gegenstand aller Spöttereyen, und wir haben das Misvergnügen, von den Jungen sagen zu hören: das sind artige Kinder: und von den Alten, die alten Schachteln. Um es kurz zu machen, Madam, so hättet ihr in keine bessern Hände fallen können, als in meine. Es mag einer so hochmüthig seyn, als er will, so sage ich ihm die Wahrheit, und es mag einer so hartnäckigt seyn, als er will, so erweiche ich ihn, und bringe ihn darzu, wozu ich ihn verlange. Lernet mir nur den, der euch gefällt, kennen, und lasset mich vor das übrige sorgen. Alles, was ich von euch verlange, ist dieses, daß ihr euch meiner bey Gelegenheit erinnert. Ich bin eine arme Frau; und wenn ihr mir einige Wohlthat erzeigt, so werde ich euch herzlich gerne dienen, und Gott für euch bitten. Da ihr die Schöne einen jungen Menschen, welcher oft bey ihr vorbey gieng, beschrieben hatte, so gab sie ihr Befehl, ihn zu fragen, ob er ein Mensch wäre, der sich ein gutes Glück zu Nutz zu machen wüste, und schickte sie mit einem Stück gesalznen Fische, welches sie ihr gab, fort. Einige Tage darnach brachte die Alte den, welchen sie verlangte, zu ihr, und in kurzer Zeit noch viele andere, weil die Schöne die Veränderung

liebte,

liebte und jederzeit neue Vortheile darinne zu finden hofte. Da eines Tages der Schönen ihr Mann zu einem seiner Freunde, der Hercolan hieß, zum Abendessen gebeten wurde, so gab sie der Alten Befehl, daß sie einen von den schönsten jungen Leuten aus Perusa zu ihr bringen sollte; welches sie auch sogleich bewerkstelligte. Die Verliebten hatten sich kaum zu Tische gesetzet, als der Mann an die Thür klopfte, und rufte, daß man sie aufmachen sollte. Die Schöne, welche über die unerwartete Zurückkunft ihres Mannes erschrocken war, versteckte ihren Liebhaber, und ließ ihn, weil sie entweder nicht Zeit hatte, ihn besser zu verstecken, oder weil der Ueberfall sie verhinderte, viel zu reden, in einen kleinen Verschlag, welcher an den Saal stieß, wo sie speißten, unter einen Hünerkorb kriechen, worauf sie alte Lumpen warf. Als dieses geschehen, und das Abendessen versteckt war, so machte sie ihrem Manne gleich auf. Ihr habt gar bald abgegessen, sagte die Schöne. Der Mann antwortete: Ich habe nichts weniger als gegessen, einer der sonderbarsten Zufälle hat des Herculans Haus dermassen in Unordnung gebracht, daß unser Abendessen verschwunden ist. Er, seine Frau, und ich, waren bey Tische, als wir ohngefehr vier Schritte von uns nieſen hörten. Das erstemahl liessen wir es hingehen, wurden aber sehr bestürzet, da wir eben dieses fünfmahl nach einander höreten. Herculan, der ein wenig auf seine Frau böse worden war, daß sie uns so lange an der Thür hatte warten lassen, fragte ganz aufgebracht, was das wäre? Sie befand sich da-

über betroffen, daher stund er auf, in ein kleines Cabinetchen, welches unten an der Treppe ist, zu sehen, woher er glaubte, daß dieses Niesen käme. So bald er die Thür dieses Cabinetchens eröfnet hatte, so kam ein Schwefeldampf heraus, worüber wir fast erstücket wären. Wir hatten den Schwefel schon gerochen, und Herculan hatte auch schon deswegen geschmählet: aber seine Frau entschuldigte sich damit, daß sie sagte, sie hätte diesen Schwefel verbrannt, um einige Wäsche weiß zu machen, und welche sie, wie sie sagte, unter die Treppe geleget hätte. Da nun der Rauch ein wenig vergangen war, so sahe Herculan denjenigen, der gemießt hatte, und welchen der Schwefel noch beständig niesend machte. Ha Frau, sagte hierauf Herculan! nunmehro sehe ich, warum du uns so lange hast an der Thüre warten lassen. Dieses verdienet eine Belohnung, und ich bin zu billig, als daß ich sie dir abschlagen sollte. Die Frau ergrif hierauf die Flucht und salvirte sich, ich weiß nicht wohin, ohne sich im geringsten zu rechtfertigen. Herculan sagte, ohne zu merken, daß seine Frau fortlief, vielmahls zu dem Niesenden, daß er aus seinem Neste hervorkommen sollte: Da er aber vom Rauche fast erstickt war, so bewegte er sich nicht einmahl. Nachdem ihn Herculan bey den Beinen heraus gezogen hatte, so lief er nach seinem Degen, in der Absicht ihn solchen durch den Leib zu stossen, die Furcht aber, daß ich in einen Mord verwickelt werden möchte, machte, daß ich ihm entgegen lief, ihn zu verhindern, diesen Unglückseeligen umzubringen. Zum Glück lieffen die Nachbarn hinzu, und trugen ihn, weiß nicht, wohin.

Sehet

Sehet, dieſes iſt unſre Abendmalzeit geweſen, welche ich gar gerne hätte entbehren wollen. Die Schöne ſahe hieraus, daß ſie nicht die einzige wäre, welche anderer Leute Guth begehrte. Sie hätte die Frau des Herculans gerne entſchuldiget, weil ſie aber glaubte, daß ſie ihre Fehler deſto beſſer verbergen würde, wenn ſie auf anderer ihre loszöge, ſo war kein Schimpfwort, welches ſie nicht ſagte. Was vor eine Heilige! fing ſie an, wer ſollte es geglaubet haben? ich hätte bey ihr beichten wollen. Das iſt eine Alte, welche den Jungen mit guten Exempeln vorgehet. Verflucht ſey doch die Stunde, worinne dies ewige Schauſaal unſers Geſchlechtes gebohren worden iſt. Iſt dieſes die Treue, welche ſie einem Manne, der ſie ſo gut hielte, ſchuldig war? Weiber von dieſem Charakter verdienen, daß man ſie ohne Mitleiden verbrenne. Nachdem ſie hundert andere ſolche Reden geſaget hatte und ſich erinnerte, daß ihr Liebhaber noch unter dem Hünerkorbe wäre, ſo ſagte ſie zu ihrem Manne; daß es Zeit wäre, ſich niederzulegen. Der Mann, welcher lieber eſſen als ſchlafen wollte, fragte, ob nichts von dem Abendeſſen übrig geblieben wäre? Die Schöne antwortete aber, wir machen nicht viel zu eſſen, wenn ihr nicht zu Hauſe ſeyd, und ich bin nicht wie die Frau des Herculan. Leget euch vor dieſen Abend zu Bette, ſo könnet ihr morgen mit beſſerm Appetite eſſen.

Da dieſen Abend des Vinciolo Bauern etwas vom Dorfe gebracht, und ihre Eſel, ohne ſie zu tränken, in einen kleinen Stall geſtellet hatten, der in dem Verſchlage, worinnen der Liebhaber unter dem

Hüner-

Hünerkorbe saß, gegen über war, so trug es sich zu, daß, als eines von diesen Thieren sich losgemachet hatte, aus dem Stalle lief. Und da es überall herum ging und Wasser suchte, so lief es auch endlich zum Unglück in den Verschlag, wovon die Thüre offen stunde, und indem es bey dem Korbe, worunter der Liebhaber in einem Haufen lag, vorbey ging, so trat es ihn auf die Finger, welche er durch das Gitter gestecket, und auf die Erde gestemmet hatte, um sich mit weniger Beschwerlichkeit zu erhalten. Der Schmerz, welchen er empfand, machte, daß er einen lauten Schrey that, Vinciolo hörte ihn und wunderte sich darüber. Er ging aus dem Zimmer und lief dem Geschreye, welches beständig fortdauerte, nach, weil der Esel das Bein noch auf den Fingern des Liebhabers hatte. Er hob den Hünerkorb auf, und fand den Vogel, welcher über die Gegenwart des Mannes mehr erschrack, als über den übeln Zustand seiner Finger betrübt war. Da ihn der Mann erkannt hatte, so fragte er ihn, was er da machte? Er erhielt aber weiter keine Antwort, als daß er ihn bat, ihm Quartier zu geben. Du sollst es unter der Bedingung haben, antwortete der Mann, wenn du mir die Wahrheit sagen wirst: welches er auch that. Der Mann war so vergnügt, den Liebhaber gefunden zu haben, als die Frau mißvergnügt darüber war, er nahm ihn bey der Hand und führete ihn in seine Stube, wo ihn die Frau mit der gröſten Furcht von der Welt erwartete. Meine gute Frau, sagte er, indem er hinein ging, ihr seyd nur mit dem Maule klug. Seyd ihr anjetzo noch der Meynung,

daß man ohne Barmherzigkeit alle Weiber verbrenne, welche es so, wie des Herculan seine, machen? Machet ihr eurem Geschlechte mehr Ehre als jene? Mußtet ihr denn an andern ein Laster auf eine so hochmüthige Art tadeln, dessen ihr doch selbst schuldig waret? Kann man seine Fehler nicht anders verbergen, als wenn man andern ihre vergrössert? Da die Schöne sahe, daß sie besser loskommen würde, als sie geglaubet hatte, so antwortete sie ihm ganz gelassen: Ein Mann, der die Weiber nicht mehr als ihr liebet, muß sich gar nicht darum bekümmern, was sie machen. Es ist ein grosser Unterschied zwischen mir und des Herculans Frau, dieses ist eine alte Heuchlerin, welche ihr Mann so hält, wie eine Frau gehalten werden muß; aber bey mir ist es gerade das Gegentheil. Es fehlet mir in Wahrheit an nichts, was des Lebens Unterhalt anbelanget: aber braucht denn eine Frau von meinem Alter weiter nichts? Ich wollte aller dieser Zierrathen gerne entbehren, wenn ich in Ansehung des ehelichen Vergnügens zufrieden zu seyn Ursache hätte. Ich bin eine Frau wie die andern: ich habe gleiche Neigungen und gleiche Begierden, und solltet ihr mir wohl verdenken, wenn ich das, was ich bey euch nicht haben kann, anderswo suche? Ich widersetze mich euern Vergnügungen nicht, widersetzet ihr euch den meinigen auch nicht; und seyd zufrieden, daß ich mich nur zu hübschen Leuten halte. Der Mann, welcher, wie zu Anfange bemerket worden, die Mannspersonen mehr als die Weiber liebte, und über den Lärm seiner Frau anfieng verdrüßlich zu werden, sagte zu ihr, wir wollens dabey bewenden

lassen:

laſſen: ihr ſollt Genugthuung haben, und ich verlange von euch nichts weiter als zu eſſen; denn ich glaube, daß dieſer ſchöne junge Menſch eben ſo wenig gegeſſen hat, als ich. Das iſt wahr, antwortete die Schöne: wir wollten uns eben zu Tiſche ſetzen, als ihr zum Unglück an die Thüre klopfetet. Ich bitte euch alſo, fuhr der Mann fort, ſchafft zu eſſen, und hierauf wollen wir die Sache ſo entſcheiden, daß ihr nicht Urſache haben werdet, euch zu beklagen. Da die Schöne ſahe, daß die Sachen ſo gut gingen, ſo ließ ſie das Tiſchtuch wieder auf decken und das verſchloſſene Abendeſſen auftragen. Der Mann, die Frau, und der Liebhaber, aſſen mit gutem Appetite; Um aber zu ſagen, wie die Sache nach der Mahlzeit entſchieden wurde, ſo muß ich antworten, daß ich es nicht erfahren habe: ſo viel weiß ich wohl, daß man den Morgen darauf zu Peruſa ſagte, daß der Mann die Nacht eben ſo vergnügt hingebracht hätte, als die Frau.

Als Madame Philippi mit ihrem Liebſten von ihrem Manne war überfallen worden, ſo zog er ſie vor Gericht, ſie wickelte ſich aber durch eine ſinnreiche Antwort aus dieſem Handel, und machte, daß das Geſetz, welches man wider die Weiber gegeben hatte, eingeſchränket wurde.

Die Stadt Prato hatte vor dieſen wider die Weiber ein ſehr ſtrenges, ich will nicht ſagen, grauſames Geſetz, nach welchem diejenigen, welche durch ihre Männer im Ehebruch waren ergriffen worden, ohne Barmherzigkeit verbrannt werden ſollten. Dieſes Geſetz war noch gültig, als eine Frau, Nahmens

Philip-

Philippi, die jung, schön und von Natur sehr verliebt war, durch Reinhold von Puglieſi ihren Mann, mit Lazarin Queſageliotri, welchen ſie als ihr eigen Leben liebte, auf friſcher That ertappet wurde. Der Mann überließ ſich alle dem, was ein Zorn von dieſer Art haben kann, und ohne die Furcht, welche er ſeinetwegen hatte, würde er ſie beide ohne Zweifel umgebracht haben. Dennoch glaubte er, daß er durch den Tod ſeiner Frau genug gerochen ſeyn würde; und da er ſo viel Kennzeichen, als nöthig waren, hatte, ſo lies er ſie, ſobald es Tag war, vor Gericht fordern. Die Freunde der Schönen, welche ſie ſchon als eine verlohrne Frau betrachteten, riethen ihr, daß ſie nicht erſcheinen ſollte: Da ſie aber einen groſſen Geiſt hatte, wie diejenigen gemeiniglich zu haben pflegen, welche wohl zu lieben wiſſen, ſo wollte ſie lieber auf eine herzhafte Art, durch Bekenntnis der Wahrheit ſterben, als auf der Flucht umkommen, und dadurch zu erkennen geben, daß ſie eines Liebhabers unwürdig wäre, der ſo viel vorzügliche Verdienſte hatte, als der, mit dem ſie war überfallen worden. Man mochte ihr ſagen, was man wollte, ſo begab ſie ſich dennoch, von einem, und von dem andern Geſchlechte begleitet, zu dem Richter und fragte ihn mit einem ernſthaften Geſichte, was er von ihr verlangte. Da der Richter ſahe, daß ſie ſchön war, und aus ihrer Standhaftigkeit urtheilete, daß ſie eben ſo viel Großmuth als Schönheit beſäſſe, ſo fing er an ihr Schickſaal zu beklagen und zu befürchten, daß ſie die That bekennen, und ihm dadurch nöthigen möchte, ſie zum Tode zu verdammen. Weil er ſie nun nothwendig über die Klage vernehmen

muſte, ſo ſagte er zu ihr, mehr als Advocat als Richter: Madam, euer Mann, welchen ihr hier gegenwärtig ſehet, klaget euch Ehebruchs halber an, und ſagt, daß er euch bey einem andern Mann überfallen habe. Er verlangt, daß ihr nach dem Geſetz ſollet beſtrafet, das iſt, verbrannt werden: Ich kann euch aber nicht verdammen, wenn ihr nicht zum wenigſten die That geſtehet. Ihr könnet eure Maasregeln darnach nehmen, und mir ſagen, was daran iſt. Die Schöne antwortete, ohne etwas von ihrer Standhaftigkeit zu verliehren: Es iſt wahr, mein Herr, daß Reinhold mein Mann iſt, und daß er mich die vorige Nacht in den Armen des Laparin, welchen ich liebe und hochachte, gefunden hat. Ihr ſeyd aber zu erfahren, als daß ihr nicht wiſſen ſolltet, daß die Geſetze, welche in einem Staate gegeben werden, gemein, oder zum wenigſten mit Einwilligung der dabey interreßirten Partheyen abgefaßt ſeyn müſſen. Dieſes iſt es, was man in dem Geſetze, wovon die Rede iſt, nicht beobachtet hat. Es iſt blos wider die Weiber. Es hat nicht allein niemand von uns darein gewilliget, ſondern es iſt auch nicht einmal eine um Rath gefraget worden. Alſo kann es nicht anders als Unrecht ſeyn. Weil ihr aber dennoch, wider euer Gewiſſen, und zum Nachtheil meines Lebens ein ſo ungerechtes Geſetz ausüben wollet, ſo ſtehet es euch frey, ich bin in euren Händen und ihr könnet thun, was euch gefället; ehe ihr aber das Urtheil ſprechet, ſo muß ich euch um eine kleine Gnade bitten, dieſe beſtehet darinne, meinen Mann zu fragen, ob ich mich jemals ſeinen Vergnügungen widerſetzet habe, und ob ich nicht

jeder-

jederzeit bereit gewesen sey, das, was er verlanget hat, zu thun. Reinhold antwortete, ohne zu warten, bis man ihn fragte, daß er, was die Gefälligkeit anlangete, mit seiner Frau vollkommen zufrieden wäre. Ich frage euch also, mein Herr, da mein Mann von mir alles erhalten, was er verlanget hat, und was ihm nöthig gewesen ist, was ich mit dem übrigen machen sollte? Sollte ich es den Hunden vorschmeißen? War es nicht besser, es einem artigen Menschen, der mich mehr als sich selbsten liebet, zu überlassen, als es verderben oder umkommen zu lassen? Der Stand der Personen und der Innhalt der Sache waren Ursache, daß eine grosse Menge Volks zum Richter gekommen war, ja die ganze Stadt war fast da: Dahero ein jeder über eine so artige Frau lachte und alle zusammen ausruften, daß die Schöne Recht hätte. Das Gesetz wurde mit Genehmhaltung des Richters gemäßiget und blos auf die Weiber eingeschränket, welche aus Geitz ihren Männern untreu seyn würden. Reinhold war vor seinen Theil beschämt, die Frau aber ging, da sie sich aus diesem Handel gewickelt hatte, voller Freuden und von tausend freudigen Zuruffungen begleitet, nach Hause.

Als Nicolas der Lothringer, einsmals in der Nacht an ſeine Hausthür pochen hörete, ſo weckte er ſeine Frau auf, welche ihm weiß machte, daß es ein Geiſt wäre: und nachdem ſie ihn beyde mit einem Gebete beſprochen hatten, ſo hörten ſie nichts mehr.

Vor dieſen war zu Florenz in der Straſe des heiligen Brancaſſe ein Wollkrämer, Nahmens Nicolas, der Lothringer, ein Menſch, der mehr glücklich als klug war. Weil er nun ein guter Tropf war, ſo war er oft in ſeinem Viertheil über die von ſeinem Handwerk Hauptmann. Wenn ſie ihre Verſamm-

lungen

langen hatten, so gingen sie zu ihm, und da er sein Auskommen hatte, und oft die Mönche bewirthete, so erhielt er oft eine kleine Ehre, welche ihn glaubend machte, daß er mehr als andere Leute wäre. Die Mönche, welche ihm beständig einige Federn ausraufften, lehrten ihm davor viel schöne Gebeter. Sie gaben ihm das Pater noster in gemeiner Sprache, den Gesang des heiligen Alexius, nebst dem Gesang der Frau Matilde u. s. f. welche er vor das Wohl seiner Seelen heilig verwahrete. Dieser Mann hatte eine Frau von einer ausserordentlichen Schönheit, sie hieß Helene, und war eine Tochter des Manutio Cucullia. Da sie eben so verständig als schön war, so konnte ihr die Einfalt ihres Mannes nicht unbekant bleiben. Die Schöne liebte einen jungen verdienstvollen Menschen, Nahmens Johann Pejolotti, welchem sie sagen ließ, das er sie in einem Lusthanse, welches ihr Mann bey Florenz hatte, besuchen sollte, wo sie gemeiniglich den Sommer zuzubringen pflegte. Der Mann kam bisweilen auch dahin und schlief da; bisweilen aber ging er gleich den andern Morgen in seinen Laden zurück: bisweilen brachte er auch Gesellschaft mit und blieb da. Johannes unterließ nicht, sich an dem bestimmten Orte einzufinden: und da der Mann diesen Abend nicht kam, so aß und schlief er bey seiner Liebsten. Da diese Verliebten mit einander zufrieden waren, so ergriffen sie solche Maasregeln, daß sie nicht nöthig hatten, nach einander zu schicken, oder an einander zu schreiben. Es wurde ausgemacht, daß Johannes alle Tage in ein Haus, welches er über seiner Liebsten ihrem hatte, gehen sollte, und wenn er im Hin- oder

Hergehen einen Eſelskopf, oben auf einem Weinpfahle, in dem Weinberge ſehen würde, welcher gleich bey dem Hauſe der Schönen war, und daß die Schnauze nach der Seite von Florenz zu gekehret wäre, ſo könnte er kommen, und ſich darauf verlaſſen, daß er bey ihr ſchlafen würde: wäre die Thüre verſchloſſen, ſo ſollte er nur ganz ſachte dreymal anpochen, und man würde ihm gleich aufmachen: wenn aber die Schnauze umgekehret ſtünde, ſo ſollte dieſes ein Zeichen ſeyn, daß der Mann da wäre, und daß er nicht kommen ſollte. Auf dieſe Art beſuchten ſie einander unzähligemahl, ohne daß ihnen was widriges begegnet wäre: einsmals aber, da Johann bey der Schönen ſpeiſen ſollte, welche ihn mit zwey groſſen Capaunen am Spieſſe erwartete, ſo kam der Mann ganz unvermuthet des Abends an, worüber ſie ſehr verdrießlich war. Sie gab ihm ein kleines Stückchen Speck, welches ſie beſonders hatte kochen laſſen, zum Abendeſſen, die zwey Capaunen, viele friſche Eyer und eine Flaſche von dem beſten Weine aber, wurde auf ihren Befehl in ein reines Tuch geſchlagen, und durch ihre Vertraute in einen, ein wenig von dem Hauſe gelegenen Garten, wo ſie bisweilen mit Johann unter einen Pfirſigbaum, der ihm wohl bekannt war, geſpeiſet hatte, getragen: Die Uebereilung aber, womit dieſes geſchahe, u. zu verhindern, daß der Mann nichts davon erfahren möchte, war Schuld, daß die Schöne der Vertrauten zu ſagen vergaß, daß ſie in dem Garten bis zu der Ankunft des Johannes warten, und ihm ſagen ſollte, daß der Mann gekommen wäre, und daß er unter dem Pfirſigbaume

me alles das, was er nöthig hätte, nehmen könnte. Da jedermann zu Bette war, so kam Johann, welcher den Eselskopf auf der guten Seite gefunden hatte, an die Thüre, und klopfte dreymal sachte an. Der Mann hörte es gleich, und die Schöne auch: damit sie sich aber bey ihm nicht verdächtig machte, so stellete sie sich, als wenn sie schliefe. Johann klopfte zum zweyten male, worüber der Mann ganz erschrocken, seine Frau stieß, und sagte: Helene, hörst du nicht. Es klopft jemand an der Thür; ach nein, Nicolas! Es ist Niemand, antwortete die Schöne: es ist ein Geist, der mir seit etlichen Nächten viel Furcht verursacht hat: und zwar so eine grosse Furcht, daß ich mich sogleich unter das Bette versteckte, sobald ich ihn nur hörete, ohne daß ich wieder vor Tages Anbruch heraus sahe. Fasse Muth, Frau, antwortete der Mann. Wenn es ein Geist ist, so wird er uns nichts zu Leide thun, denn ich habe, ehe ich mich zu Bette geleget, verschiedene schöne Gebeter gethan, und das Zeichen des heiligen Kreuzes an allen vier Ecken unsers Bettes gemacht. Die Schöne, welche fürchtete, Johann möchte denken, daß sie ihm nicht Farbe hielte, enschloß sich aufzustehen, und ihm zu sagen, daß ihr Mann bey ihr wäre. Eure Gebeter und Creutze, sagte sie zu ihm, machen mir nicht viel Muth. Wir wollen aufstehen, und den Geist, wenn ihr wollet, beschwören. Nu, wie denn beschwören? antwortete der Mann. Eine fromme Nonne, erwiederte sie, welcher ich meine Furcht gesaget habe, hat mir dieses Geheimniß gelehret, ich habe es niemals alleine versuchen wollen; mit euch aber

will

will ich es gerne versuchen. Sie stunden also auf, und giengen an die Thür, wo Johann die Treue seiner Liebsten schon im Verdacht zu haben anfing. Indem sie dahin giengen, so sagte die Schöne zu ihrem Manne, daß er ausspeyen müste, wenn sie es ihm heissen würde. Da es der Mann versprochen hatte, so fieng die Schöne ihr Gebet an, und sagte: Du Nachtgeist, kehre um, wo du hergekommen bist; in dem Garten unter dem grossen Pfirsigbaume wirst du zwey Capaunen, frische Eyer und eine Flasche Wein finden; Nimm, was du brauchst und kehre wieder um, ohne weder mir noch meinem Manne, welcher hier ist, etwas zu Leide zu thun. Speye aus, Nicolas: sagte sie zu ihrem Manne: und Nicolas spie aus. Johann, der alles dieses hörete, verstund es sogleich: sein Verdacht fiel weg, und ob er schon über diesen Zufall sehr verdrüßlich war, so hatte er doch Mühe genug, sich des Lachens zu enthalten, als er den Mann auf Befehl seiner Frauen ausspeien hörete, und dachte bey sich selbst, wenn du doch die Zähne mit ausspeien müßtest. Als die Beschwörung dreymal geschehen war, so kehreten die Beschwörer wieder um, und gingen ins Bette. Johann, welcher bey der Schöne hatte speisen wollen, und guten Appetit hatte, verstund den Inhalt des Gebets ganz wohl, dahero ging er in den Garten und fand vorerzehlte Sachen unter dem Pfirsigbaume, welche er mit sich fortnahm und zu Hause mit Bequemlichkeit speißte. Das erstemal, da sie einander wieder sahen, welches kurz darauf geschahe, so belachten sie die Beschwörung recht sehr, vornehmlich aber die Einfalt des guten Mannes Nicolas.

Da Bruder Syfart bey ſeiner Frau Gevatter ſchlief, ſo kam der Mann von ohngefähr dazu, welchem man weiß machte, daß der Mönch die Würmer ſeiner Pathe beſchwörete.

Syfart von Sienna, ein junger wohlgeſtallter Cavalier, verliebte ſich in eine von ſeinen Nachbarinnen, welche ſehr ſchön, und die an einen reichen Mann verheyrathet war. Der Cavalier bildete ſich ein, daß er alles, was er verlangte, erhalten würde, wenn er nur ein Mittel finden könnte, mit der Schönen, ohne ſich bey dem Manne verdächtig zu machen,

zu

zu reden. Da er aber kein ſolches Mittel finden konnte, ſo beſchloß er, weil die Schöne ſchwanger war, ſein Gevatter zu werden, und redete mit dem Manne auf die höflichſte Art davon. Er erhielt eine Antwort nach Wunſche: Weil ihm nun die Gevatterſchaft einen guten Vorwand verſchafte, mit der Schönen zu reden, ſo unterließ er nicht, ſie von dem Zuſtande ſeines Herzens zu unterhalten, welchen ſie ſchon aus ſeinen Blicken und tauſend andern Bezeigungen errathen hatte. Der Cavalier hatte von ſeiner Liebe nicht viel Vergnügen, ob die Schöne ſchon nicht böſe wurde, wenn er davon redete. Einige Zeit hernach wurde Syfart, ich weiß nicht warum, ein Mönch. Er entſagte einige Zeit ſeiner Liebe und verſchiedenen andern Eitelkeiten; er fing ſie aber gar bald wieder an, ohne deswegen ſeine Kleidung zu verändern. Er machte ſich im Gegentheil ein Vergnügen daraus, ſich in Mönchs-Kleidern ſehen zu laſſen. Er war jederzeit ſehr reinlich, und ſo luſtig, daß man ihn oft Verſe, die er auf Noten geſetzet hatte, ſingen hörete. Er war nach der gewöhnlichen Art der Mönche galant, voller Muſkus und Ambra, und ſo durchräuchert, wie eine Apotheke. In dieſem Aufzuge fieng Bruder Syfart wieder an, bey ſeiner Liebſten öftere Beſuche abzuſtatten, und ihr mehr als jemals zu Leibe zu gehen. Da die Schöne ſahe, daß er ſo ſehr in ſie drang, und ihr Bruder Syfart vielleicht beſſer als ſonſten gefiel, ſo antwortete ſie wie diejenigen, welche alles bewilligen wollen, zu antworten pflegen. Wie! Bruder Syfart, ſagte ſie zu ihm: Thun die Mönche dergleichen Sachen auch? Ja Madam, antwortete der

Mönch,

Mönch, wenn ich dieſes Kleid ablege, das ich anjetzo anhabe, ſo bin ich ein Cavalier wie andere. Aber, ſagte die Schöne, wie könnte ich denn das thun? Ihr ſeyd ja mein Gevatter, die Sünde würde zu groß ſeyn; und dieſes iſt es, was mich abhält, euer Verlangen zu erfüllen. Das iſt eine ſchöne Urſache, antwortete der Mönch! ich gebe es zu, daß es eine Sünde ſeyn würde: aber wie viel gröſſere Sünden vergiebt nicht unſer Herr Gevatter, wenn man ſie bereuet? Saget mir doch, wer eurem Sohne näher verwandt iſt, ich, der ich ihn aus der Taufe gehoben, oder euer Mann, der ihn gemacht hat? Die Schöne antwortete darauf, daß es ihr Mann wäre. Nun gut, fuhr der Mönch weiter fort, ſchlafet ihr denn nicht bey ihm? Alſo könnet ihr auch bey mir ſchlafen, da ich eurem Sohne nicht ſo nahe verwandt bin. Die Schöne, welche in der Kunſt zu diſputiren nicht ſonderlich geſchickt war, und leichtlich verwirrt wurde, glaubte oder ſtellete ſich vielmehr, als wenn ſie glaubte, daß der Mönch recht hätte. Wer kann euch darauf antworten, Gevatter, ſagte ſie zu ihm? Hierauf willigte ſie ein, alles zu thun, was er verlangte; aber nur ein einzigesmal. Da ihm die Gevatterſchaft einen Vorwand verſchaffte, daß ſie einander ofte beſuchen konnten, ohne daß Jemand etwas darwider einzuwenden hatte, ſo blieb es beym erſtenmale nicht. Da unter andern eines Tages Syfart von einem ſeiner Collegen begleitet, ſeine Frau Gevatter beſuchte, welche niemanden, als eine junge ſehr artige Magd bey ſich hatte, ſo ſchickte er ſeinen Cammeraden mit der Magd in die Scheune, um ihr ſein Pater noſter zu lernen,

lernen, er aber und seine Schöne, welche ihr Kind bey der Hand hatte, gingen in die Stube, und setzten sich auf ein Faulbettchen, welches ihm ganz bequem war, nieder. So bald der Mönch hinein war, so zog er seine Mönchskutte aus, und zog ein ander Kleid an. Kaum aber waren diese Verliebten eine Stunde beysammen gewesen, als der Herr Gevatter sich an der Stubenthür hören ließ; er klopfte und rufte seine Frau. Ich bin verlohren, sagte die Schöne, als sie es hörete: Mein Mann ist da. Bruder Syfart ohne Kutte und andere Zierathen der Mönche, fieng an zu zittern. Wenn ich nur Zeit hätte, sagte er, meine Kleidung wieder anzuziehen, so wollten wir bald eine Ausflucht finden: aber so, wie ich bin, was soll ich vor eine Entschuldigung machen? Ich will es schon machen, antwortete die Schöne. Machet nur geschwinde und überlasset mir die Sorge uns zu entschuldigen. Nehmet eure Pathe auf den Arm, und höret wohl zu, was ich sagen werde, damit ihr ein gleiches sagen könnet. Sobald die Schöne dieses gesagt hatte, so schrie sie: Mann, ich komme gleich. Nur einen Augenblick Gedult. Da nun alles zurechte gemacht war, so machte sie die Thür mit einem muntern Gesichte auf, und sagte zu ihrem Manne: Bruder Syfart, unser Gevatter, ist gleich zu rechter Zeit hier gewesen. Ohne ihn würden wir um unser Kind gekommen seyn. Da der arme Tropf vom Manne dieses hörete, so erstaunete er so sehr darüber, daß er eine gute Weile nichts sagen konnte, als: Ach mein Gott! Es fiel auf einmahl in eine Ohnmacht, fuhr sie fort, und ich dachte es wäre gestorben, als Bru-

der

der Syfaet zu meinem Glück dazu kam. Er nahm es in seine Arme und versicherte mich, daß es Würmer wären, welche dem Kinde das Herz zernageten, und welche es gewiß umbringen würden, wenn man nicht bald darwider Rath schaffte. Aber erschrecket nur nicht, sagte er weiter zu mir, ich will sie beschwören, so, daß sie alle sterben sollen; und ehe ich von hier weggehe, so sollet ihr sehen, daß sich euer Kind so wohl befinden soll, als es sich jemals befunden hat. Da ihr nun hiebey nöthig gewesen wäret, gewisse Gebeter zu beten, und die Magd euch nirgends hat finden können, so hat er sie von einem seiner Collegen in der Scheune beten zu lassen, und er und ich sind alleine hier geblieben, weil niemand als ich bey diesem Geheimnisse seyn durfte. Er hat das Kind noch in seinen Armen, und ich glaube, daß er wartet, bis sein Cammerad ausgebethet hat. Erschrecket nur nicht, mein lieber Mann, das Kind ist schon wieder zu sich selbst gekommen. Dank sey es unserm guten und hülfreichen Gevatter. Diese Erzählung machte den armen Teufel so verwirrt, daß er alles vor wahr hielt. Ich muß es sehen, sagte er seufzend! Thut das nicht, antwortete die Schöne, ihr möchtet alles verderben. Ich will sehen, ob alles vorbey ist, und wenn es ist, so will ich euch schon ruffen. Bruder Syfaet, der alles wohl gehöret hatte und versichert war, daß sich der Mann hatte betrügen lassen, schrie laut, ist das nicht mein Gevatter, den ich höre? Ja ich bin es, mein ehrwürdiger Vater, antwortete der arme Tropf. Kommet herein, fuhr der Mönch fort, damit ich euch euren Sohn, den meine Frau Gevatter für todt hielt, voll-

kommen gesund zeige. Alles, was ich von euch verlange, ist dieses, daß ihr eine Statue von Wachs von seiner Grösse aus Erkenntlichkeit gegen Gott, dem Bilde des heiligen Ambrosius gegen über, setzen lasset. Denn durch dieses Heiligen Verdienste, hat euch Gott euer Kind wieder geschenket. Sobald das Kind seinen Vater sahe, so lief es zu ihm und schmeichelte ihm, wie die kleinen Kinder gemeiniglich zu thun pflegen. Er empfing es, weinete vor Liebe, küßte es tausendmal, und dankte seinem liebreichen und dienstwilligen Gevatter auf den Knien. Da der Mönch in der Scheune, der der Magd schon viele Pater Noster hatte beten lassen, den Mann ruffen hörte, so war er ganz sachte gekommen, und hatte durch ein kleines Loch gesehen, wodurch er zugleich alles hören konnte, was in der Stube vorging, und da er sahe, daß alles gut ging, so kam er auch hinein, und sagte: Bruder Syfart, ich habe die vier Gebeter gebetet, die ihr mir aufgegeben habet. Das ist recht gut, mein Bruder, antwortete Syfart, ihr habt einen guten Athem. Da mein Gevatter kam, so hatte ich deren erst zwey gebetet: Der Herr aber hat euer und mein Gebet erhöret, und das Kind meines lieben Gevatters geheilet. Der Hahnrey vom Manne ließ von seinem besten Weine nebst vielen Confecte auftragen, womit er die Mönche, welche einiger Erquickung nöthig hatten, tractirte. Bey ihrem Weggehen erzeigte er ihnen unendliche Höflichkeit und stattete tausend Dank ab, ließ auch sobald als möglich, die Statue von Wachs machen, welche an den Ort, den Bruder Syfart bestimmt hatte, gesetzt wurde.

Blondel ſpielte dem Chiaque einen Poſſen, der ſich luſtig deswegen rächete, und machte, daß jener brav ausgeprügelt wurde.

Zu Florenz war einer, Nahmens Chiaque, welcher der gröſſeſte Freſſer, den man jemals geſehen hat und dabey ſo lecker war, daß ſein Einkommen, ob er ſchon ziemlich reich war, dennoch nicht zulangen wollte. Sonſten war es ein guter Menſch in Geſellſchafft, der ſich wohl aufzuführen wuſte, und alles mit einer gewiſſen Annehmlichkeit that. Er war ein Erztſchma-

rozer und hielt sich blos zu denen, die reich waren, und einen guten Tisch führeten; er war jederzeit bereit zu essen und zu trinken, ohne daß er wartete, bis man ihn bat. Zu gleicher Zeit war auch einer, Namens Blondel, ein Mensch von kleiner Statur, dabey aber verliebt, reinlich, knapp wie eine Puppe, und jeder zeit so gut frisirt, daß ein Haar wie das andere lag: im übrigen aber den Charakter und die Lebensart mit dem Chiaque gemein hatte. Da dieser Blondel einstens an einem Festtage auf den Fischmarkt gegangen war, wo er vor einen seiner Freunde zwey grosse Lampreten kaufte und ihm Chiaque von ohngefähr begegnete, so fragte er ihn, was er mit den Lampreten machen wollte? Gestern Abend, sagte er, kriegte Herr Donat noch drey grosse andere geschickt; und weil er heute viele von seinen guten Freunden zu Gaste hat, und verlangt, daß alles im Ueberfluß seyn soll, so hat er mich gebeten, daß ich ihm diese zwey noch kaufen sollte. Werdet ihr denn nicht zu der Gasterey kommen? ohne Zweifel, antwortete Chiaque. So bald die Freßglocke schlug, so ging dieser zum Herrn Donat, welcher bey seinem Nachbar war, und da er ihn sahe, fragte er, wo er hin wollte? Ich komme zu euch zu Gaste, mein Herr, antwortete Chiaque; Donat erwiederte, ihr seyd ein artiger Mann, ich mache mir ein Vergnügen daraus. Wir wollen also gehen, es ist Zeit. Da sie bey Tische waren, so trug man nichts als Erbsen und gesalzen Fisch, der nur ein wenig geröstet war, auf. Chiaque sahe nunmehro wohl, daß ihn Blondel zum Narren gemacht hatte, und beschloß, sich deswegen zu rächen.

chen. Blondel verkündigte unterdessen überall, was er ihm vor einen Possen gespielet hätte, und machte, daß ein jeder, dem er es erzählete, darüber lachte. Da sie einige Tage hernach einander begegneten, so grüßte Blondel Chiaquen, und fragte ihn lächelnd, ob die Lampreten des Hern Donats gut geschmeckt hätten? Chiaque sagte hierauf, daß er ihm auf diese Frage, ehe acht Tage vergingen, antworten wollte. Sie waren kaum von einander weg, als er zu einem Schweinschneider ging, dem er eine gläserne Flasche gab, und ihm auf dem Markte einen gewissen Cavalier, Nahmens Philipp Argenti zeigte, dieses war ein ansehnlicher, starker, hochmüthiger und im höchsten Grade hitziger Mensch. Siehest du wohl den Menschen da, sagte er zu ihm? Trage ihm diese Flasche hin und sage zu ihm, daß sich Blondel mit seinen guten Freunden lustig machen wollte, und ihn deswegen bitten ließ, daß er ihm diese Flasche mit rothem Weine möchte füllen lassen; aber nimm dich in Acht, daß er dich nicht beym Leibe kriegt, denn er würde dich übel zurichten, und du würdest meine ganze Sache verderben. Wenn du es wirst gethan haben, so komm wieder zu mir, und ich werde dich bezahlen. Philipp, der den Blondel kennete, und leicht in Zorn gerieth, hörete kaum von Füllung einer Flasche reden, als er schon glaubte, daß ihn Blondel zum Narren machen wollte, dahero stund er ganz wütend auf, und sagte: Blondel, seinem Freunde, rother Wein; lief zu gleicher Zeit nach dem Schweinschneider, der sich aber in Acht nahm, und auszog, und wieder zu Chiaquen kam, der den ganzen Handel mit angesehen hatte. Er bezahlte

ihn, und war mit der Art, wie Philipp das Compliment aufgenommen hatte, sehr zufrieden. Nun muste er aber den Blondel suchen. Er lief so lange, bis er ihn fand, und sagte zu ihm, daß Herr Philipp auf dem Markte wäre, und ihn überall suchen ließ; daß er aber nicht wüste, was er haben wollte. Blondel ging sogleich zu ihm, und Chiaque folgte ihm von weiten nach, um zu sehen, wie er würde bewillkommet werden. Herr Philipp, der aus den Reden des Schweinschneiders ersehen hatte, daß sich Blondel vielleicht auf Ansuchung eines seiner Freunde, auf seine Unkosten hätte lustig machen wollen, knirschte mit den Zähnen und schäumete für Zorn, als er Blondeln kommen sahe. Er stund sogleich auf, und gab ihm, ohne ein Wort zu reden, mit der Faust einen Schlag ins Gesichte und warf ihn zu Boden. Blondel wunderte sich über eine so hitzige Aufnahme und wollte nach deren Ursache fragen: Philipp aber fing an, an statt ihm zu antworten, ihn von neuem zu prügeln und bey den Haaren herum zu schleiffen. Ich will dir lernen, Hundsfutt, sagte er, wen du zum Narren haben sollst, und ob ich Wein vor deine Freunde habe. Blondel hätte gerne geredet, er konnte aber nicht dazu kommen. Die Schläge regneten auf ihn wie Hagel: das ganze Gesicht war ihm voller Blut, seine Haare, sein Hut und seine Kleider waren in tausend Stücken zerrissen. Da er ihn nun lange geprügelt und im Kothe herum geschleppet hatte, ohne daß ihn jemand abhalten konnte, so kamen endlich so viel Leute zusammen, daß sich Herr Philipp genöthiget sahe, ihn loszulassen. Nunmehro erzählte

man ihm, warum ihm Philipp auf dieſe Art begegnet wäre. Daraus könnet ihr lernen, ſetzte man hinzu, daß man Leute, wie er iſt, nicht zum Narren haben muß. Blondel weinte wie ein Kind, ſchwur und verſicherte, daß er nicht nach ſeinem Weine geſchickt hätte. Er vermuthete gleich, das dieſes ein Streich vom Chiaque wäre, und nachdem er den Koth abgemachet und ſich ein wenig wieder in Ordnung gebracht hatte, ſo ging er nach Hauſe. Er hatte einige Zeit nöthig, ehe er ſein zerſchlagenes Geſichte wieder zurechte brachte: da er aber wieder ausgieng, ſo begegnete ihm Chiaque, der ihn fragte, ob Philippen ſein Wein gut wäre? Ich wollte daß dir die Lampreten des Herrn Donats auch ſo gut bekommen wären, antwortete er. Chiaque fuhr fort, du haſt mir zu eſſen gegeben, es war alſo billig, daß ich dir zu trinken gab. Wir ſind nunmehro quitt, fieng Blondel wieder an, ich bitte dich, wir wollen ins künftige gute Freunde bleiben, und einander keine ſolchen Streiche mehr ſpielen.

Dianore verlangte von dem Anſaldo einen Garten, der im Monath Januar eben ſo ſchön, als im Monath May ſeyn ſollte. Anſaldo verſchafte ihn, durch Hülfe eines Schwarzkünſtlers. Der Mann der Dianore erlaubte ihr, dem Anſaldo ihr Wort zu halten, ohne etwas von ihr zu nehmen. Anſaldo wollte aber eben ſo großmüthig ſeyn, als der Mann, und ſchlug es ab. Der Schwarzkünſtler wollte in Anſehung der Großmuth beyden nichts nachgeben, und nahm auch nichts vor ſeine Arbeit, daß er den Garten hervorgebracht hatte.

Obſchon Frival ein kaltes Land iſt, ſo iſt es dennoch wegen ſeiner vielen ſchönen Berge, Flüſſe und Springbrunnen ſehr angenehm. Vormals war zu

Udine,

Udina, der Hauptſtadt dieſes Landes, eine Frau, die ſo wohl wegen ihrer Geburt, als auch wegen ihrer Schönheit berühmt war. Ihr Name hieß Dianore, und war an einen redlichen und ſehr reichen Mann verheyrathet, der Gilbert hieß. Die Verdienſte dieſer Schönen machten, daß ſich ein groſſer Herr, Nahmens Anſaldo, in ſie verliebte, ein Mann, der unternehmend, und ſeiner Tapferkeit und Freygebigkeit halber berühmt war. Ob nun ſchon ſeine Liebe heftig war, und nichts vergaß, was ihn beliebt machen konnte, ſo hatte er dennoch das Unglück, nicht gehört zu werden. Die Schöne, welche ſein Ueberlaufen müde war, ſahe ein, daß ihn das Weigern nur hitziger machte, und glaubte, daß ſie ſeiner loß werden könnte, wenn ſie eine Sache, die ſie vor unmöglich hielte, von ihm verlangte. In dieſer Abſicht ſagte ſie eines Tages zu einer alten Frau, welche oft in ſie drang: ihr gute Frau, ihr plaudert mir beſtändig vor, daß mich Anſaldo als ſein Leben liebet; ihr bietet mir ſo gar von ſeinetwegen groſſe Geſchenke an. Von der Seite bin ich nicht zu gewinnen, und ich werde mich niemahls entſchlieſſen können, Vortheils halber zu lieben, ich will ihn aber freywillig lieben, und alles thun, was er verlangen wird, wenn er mich überzeugen kann, daß er mich ſo ſehr liebet, als ihr mir es weiß machen wollet. Das, was ich verlange, um davon vollkommen überzeugt zu werden, iſt dieſes, daß er mir vor der Stadt auf künftigen Monath Januar einen Garten verſchaffe, der mit Gras gezieret und mit Blumen und Früchten ausgeſchmücket ſey, ſo wie es im Monath May iſt. Wenn er es aber nicht thun will, ſo

will ich ihn niemals ſehen, noch von ihm reden hören. Und wenn er alsdann fortfähret mir beſchwerlich zu ſeyn, ſo werde ich mich deswegen bey meinem Mann und bey meinen Freunden darüber beſchweren, welche ſchon ein Mittel finden werden, ihm das Maul zu ſtopfen. Da Anſaldo dieſe Antwort vernommen hatte, ſo ſahe er wohl ein, daß es eine bloſſe Ausrede und ein Vorwand, ſeiner loß zu werden, wäre: Nichts deſto weniger aber entſchloß er ſich, ob ihm ſchon die Sache unmöglich vorkam, zu verſuchen, wie er ſich daraus wickeln möchte. Er ſchickte überall herum, ob er nicht jemanden finden könnte, der ihm hierinne helfen und rathen könnte; endlich fand man einen Menſchen, welcher vor eine groſſe Belohnung, durch die ſchwarze Kunſt es auszuführen, verſprach. Da Anſaldo mit dem Schwarzkünſtler des Preiſes wegen einig worden war, ſo erwartete er den Monath Januar mit Ungedult. Endlich kam er und brachte Schnee, Kälte, Eiß und überhaubt alles, was der Winter nur rauhes hat, mit. Weil der Schwarzkünſtler die Regeln ſeiner Kunſt wohl verſtund, ſo hatte er in Weyhnachten einen ſo angenehmen und prächtigen Garten hervorgebracht, daß alle diejenigen, welche ihn ſahen, einmüthig bekannten, daß ſie niemahls ſo was ſchönes mitten im Frühlinge geſehen hätten, weder in Anſehung des Graſes, noch der Blumen, noch der Früchte, noch alles deſſen, was die Annehmlichkeit eines Gartens in der ſchönen Jahreszeit ausmachte. Anſaldo ſahe alle dieſe Schönheiten mit unausſprechlichem Vergnügen an. Er pflückte von den ſchönſten Früchten und Blumen ab, und lies ſie

heimlich

heimlich zur Schönen bringen, welche zu gleicher Zeit gebeten würde, daß sie nunmehro den verlangten Garten beschen möchte, damit sie von der Liebe, welche er zu ihr trüge, überzeugt würde. Man unterließ auch nicht, sie an ihrem Versprechen zu erinnern. Die Schöne, welche schon viel wunderns würdiges von diesem Garten hatte sagen hören, hatte kaum die überschickten Blumen und Früchte betrachtet, als sie bereuete, daß sie Gelegenheit dazu gegeben hätte. Es mochte ihr aber reuen, wie es wollte, so war sie dennoch so neugierig, wie die Weiber gemeiniglich sind, daß sie von einigen ihrer guten Freundinnen begleitet, den Garten zu besehen ging. Nachdem sie ihn wohl betrachtet, gelobet und bewundert hatte, so kehrte sie ausserordentlich verdrüßlich wieder nach Hause. Ihr Mißvergnügen war allzugroß, als daß sie es hätte verbergen, oder verstellen können. Ihr Mann merkte es auch, und wollte die Ursache davon wissen. Weil sichs aber die Schöne zu sagen schämte, so machte sie lange Schwierigkeiten: Allein, endlich wurde ihr so sehr zugesetzet, daß sie sich nicht entbrechen konnte, ihm die ganze Begebenheit von Anfange bis zu Ende zu erzählen. Der Mann erzürnte sich anfänglich; da er aber nachgehends vernünfftig überlegte, daß die Frau eine gute Absicht gehabt habe, so gab er sich ganz weislich zufrieden, und sagte zu ihr: eine kluge und ehrliche Frau muß niemals dergleichen Anträge anhören, noch weniger aber ihre Ehre, es sey auch unter was vor einer Bedingung es wolle, in Gefahr stellen. Die Worte, welche durch die Ohren ins Herz dringen, haben mehr

Gewalt

Gewalt als man glaubt. Es iſt nichts ſo ſchwer, das verliebte Leute nicht ſollten möglich machen: alſo habt ihr euch ſehr vergangen, daß ihr nicht allein den Antrag angehöret, ſondern auch Bedingungen eingegangen ſeyd. Nichts deſtoweniger, da ich die Güte eures Herzens kenne, erlaube ich euch (welches ein anderer nicht leichtlich thun würde) euer Wort zu halten: und dieſes darum, weil mir der Schwarzkünſtler Furcht verurſacht, er könnte uns aus Verdruß und Rache etwas Trauriges anthun laſſen. Ich verlange alſo, daß ihr zum Anſaldo gehet und euch Mühe gebet, euch von euren Worten loszumachen, ohne daß meine und eure Ehre darunter leide: Wenn ihr es aber nicht ändern könnet, ſo leihet ihm vor dieſesmal euren Leib; aber nicht euren Willen. Da die Schöne dieſes hörete, ſo weinte ſie, und ſagte zu ihrem Manne, daß ſie dieſe Gefälligkeit von ihm nicht verlangte. Da ihr aber der Mann ſagte, daß er ausdrücklich verlangte, daß ſie dieſes thun ſollte, ſo ging ſie den folgenden Tag mit zwey Bedienten und einer Magd zum Anſaldo. Er wunderte ſich ſehr, als man ihm ſagte, daß Dianore ihn zu ſprechen verlangte. Ihr ſollet Zeuge ſeyn, ſagte er zum Schwarzkünſtler, wie viel mir eure Kunſt hilft: Und hierauf empfing er die Schöne. Sie gingen zuſammen in ein ſchönes Zimmer, wo ein groſſes Feuer angemacht war; und nachdem man ſich niedergeſetzet hatte, ſo ſagte Anſaldo, ich bitte euch, Madam, um der Liebe willen, welche ich ſeit langer Zeit vor euch gehabt habe, daß ihr nicht übel nehmet, wenn ich ſo frey bin, euch zu bitten, mir die wahre Urſache zu entdecken, welche mir heute die Ehre

re eures Beſuchs verſchaft. Die Schöne erröthete und antwortete faſt weinend: Die Freundſchaft, welche ich vor euch habe, mein Herr, macht nicht, daß ich hierher komme, auch nicht das Verſprechen, welches ich euch gethan habe; ſondern lediglich der Befehl meines Mannes, welcher mir, da er über die Beſchwerlichkeiten eurer ſtrafbaren Liebe empfindlicher iſt, als über ſeine oder meine Ehre, befohlen hat, euch zu beſuchen. Hier bin ich alſo, alles das, was ihr nur von mir verlanget, zu thun, aber nur vor dieſes einzigemal. Setzte der Anfang dieſes Geſprächs den Anſaldo in Erſtaunen, ſo erſtaunte er über das Ende deſſelben noch vielmehr, er wurde gerühret, da er die Schöne ſo reden hörete, noch vielmehr aber rührte ihn die Gütigkeit des Mannes, ſo daß ſeine Neigung damals anfieng ſich in Mitleiden zu verwandeln. Da es ſo ſtehet, antwortete Anſaldo, ſo behüte mich Gott davor, daß ich einem Manne, der mit meiner Liebe Mitleiden hat, einige Schmach anthun ſollte. Ihr werdet mir einen groſſen Gefallen erzeigen, wenn ihr ſo lange hier bleibet, als es euch gefällt, ich werde euch aber weder ſchlimmer noch beſſer begegnen, als wenn ihr meine leibliche Schweſter wäret. Alles, warum ich euch bitte, Madam, beſtehet darinne, daß ihr eurem Mann von meinetwegen Dank abſtattet, und zugleich verſichert, daß ich von nun an ſein Freund und Diener ſeyn will. Wenn ich eure Redlichkeit betrachte, ſagte die Schöne, die mehr als jemals vergnügt war, hierauf, ſo konnte ich mir nicht einbilden, daß ihr fähig wäret, ſie zu verleugnen: und ich verſichere euch, daß ich keine geringere Großmuth

von

von euch erwartete. Ich werde euch ewig dafür verbunden seyn; und hierauf nahm sie Abschied und gab sich weg, ihrem Mann von dem Erfolg ihrer Reise Rechenschaft zu geben. Der Mann fand dieses Verfahren so großmüthig, daß er seit dem den Ansaldo als einen Menschen von einer sonderbaren Tugend betrachtete, und jederzeit einer von seinen vertrautesten Freunden war. Der Schwarzkünstler dem Ansaldo seinen verdienten Lohn bezahlen war von dem, was der Mann vor den Liebhaber seiner Frau, und der Liebhaber, vor die Schöne than hatte, so eingenommen, daß er nicht der Kleinmuth der Großmuth seyn wollte, schlug die Belohnung, die er hätte bekommen sollen, aus. Ansaldo that alles mögliche, ihn dahin zu vermögen, daß er entweder alles, oder nur zum wenigsten einen Theil davon annehmen möchte: Er konnte es aber niemals dahin bringen, so, daß der Schwarzkünstler, da er seinen Garten wieder weggeschaffet hatte, sich nach Hause begab.

Die Großmuth konnte nicht weiter getrieben werden. Ansaldo liebte auf das heftigste, und da seine Liebe am stärksten war, und alles zu hoffen Ursache hatte, so ließ er die Schöne, die ihm so viel Mühe gekostet, und mit welcher er Recht hatte zu machen was er wollte, aus bloßer Grosmuth fahren.

Sophro-

Sophronas glaubte des Grisippus Frau zu seyn, war aber des Titus Quintus Fulvius seine, der sie mit nach Rom nahm. Grisippus kam einige Zeit hernach, da er in dem äusserſten Elend war, auch dahin, und da er meynte, daß ihn Titus vergeſſen hätte, ſo klagte er ſich eines Mordes wegen an, damit er ſein Elend nicht überleben möchte. Titus erkannte ihn, nachdem er zum Tode verurtheilt worden war, befreyete ihn aber wieder dadurch, daß er ſich ſelbſt anklagte. Der wahre Mörder, der durch dieſe Großmuth gerühret worden war, ſetzte die Sache ans Licht, und gab ſich ſelbſt an. Cäſar, der von einer ſo ſchönen That eingenommen wurde, verziehe den Schuldigen, aus Liebe gegen die Unſchuldigen.

Zur Zeit des Octavius Cäſar, da er noch nicht den Namen Auguſtus führete, dennoch aber das Reich unter-

unter dem Titel eines Decemvirs regierte, war zu Rom ein berühmter Bürger, Nahmens Publius Quintus Fulvius, der einen Sohn hatte, der Titus Quintus Fulvius hieß: und schon in seiner Jugend grosse Hoffnung von sich gab. Sein Vater schickte ihn nach Athen, daß er daselbst die Philosophie studiren sollte, und übergab ihn einem alten Freunde, den er da hatte, welcher Chremes hieß: dieser nahm ihn zu sich in sein Haus, und ließ ihn mit seinem Sohne, welcher mit ihm gleiches Alter war, unter dem Philosophen Aristippus studiren. Die Sitten und die Neigungen dieser beyden jungen Leute waren einander so gleich, daß diese Gleichheit unter ihnen eine Freundschaft stiftete, die bis an ihren Tod währete. Sie hatten keinen vergnügten Augenblick, wenn sie nicht beysammen waren, und konnte keiner ohne den andern leben. Da sie beyde einen guten und aufgeweckten Verstand hatten, so brachten sie es in der Philosophie sehr weit, und wurden von allen Leuten, die einen guten Geschmack hatten, bewundert. Der gute Mann, der Chremes, war über eine so vollkommene Freundschafft so vergnügt, daß er keinen Unterschied unter ihnen machte, und sie beyde mit gleicher Zärtlichkeit liebte. Drey Jahr vergiengen in diesem beyderseitigen Vergnügen: Weil aber auf dieser Welt keine dauerhafte Glückseligkeit ist, und die Menschen den Zweck, wozu sie geschaffen sind, vergessen würden, wenn die Weisheit Gottes ihre Vergnügungen nicht mit einigem Misvergnügen vermischte, so ging Chremes, da er schon ziemlich bey Jahren war, aus dieser Welt in die andere, die beyden jungen Leute

waren

waren sehr betrübt darüber, und es war schwer zu errathen, welcher von beyden den meisten Trost nöthig hätte. Einige Zeit hernach, kamen die Freunde des Grisippus (so hieß der Sohn des Chremes) und riethen ihm, in Gegenwart seines Freundes, daß er sich verheyrathen sollte. Sie schlugen ihm ein Mädchen aus Athen vor, die ohngefehr funfzehn Jahr alt war, und Sophronia hieß, überdieses war sie schön, verständig, und von ansehnlicher Geburt. Da sie dem Grisippus gefiel, und die Heyrath fast sollte vollzogen werden, so bat er seinen Freund, daß er ihn zu seiner Liebste begleiten möchte, weil er sie noch nicht gesehen hätte. Titus fand, daß sie so viel Annehmlichkeiten, ja, mit einem Worte, so viel Vollkommenheiten besaß, daß er aus ihrem Hause verliebter als jemals gieng. Da Titus allein war, so konnte er sich nicht enthalten, an die Schöne zu gedenken, und je mehr er an sie dachte, je mehr wuchs seine Neigung. Wenn er sich aber vorstellete, daß er eine entsetzliche Niederträchtigkeit begehen würde, wenn er der Mitbuhler eines Freundes, den er mehr als sich selbst liebte, werden wollte, so that er sich erstaunlichen Zwang an, seine Neigung zu überwinden. Wie unglücklich bin ich nicht, sagte er bey sich selbst! Woran denke ich? Ich bin der Familie des Chremes auf tausenderley Art verpflichtet, und Grisippus ist ein Freund, der mir lieb ist. Kann ich ihn nun wohl mit Ehren betrügen, und muß ich nicht vielmehr die Sophronia mit eben so viel Hochachtung ansehen, als wenn sie meine leibliche Schwester wäre? Muß ich mich einer blin-

den Neigung, die mich betrüget, und einer falschen Hoffnung, die mich verführet, überlassen? Nein, ich muß mich meiner Vernunft bedienen, meine Begierden mäßigen, und an etwas anders denken. Ich muß meine Neigungen in ihrer Geburt ersticken, und über mich selbsten einen so herrlichen Sieg gewinnen. Mein Verlangen ist weder ehrbar noch redlich. Ueberdieses ist der Ausgang sehr ungewiß; wenn er es aber auch nicht seyn würde, so muß ich meine Liebe der Freundschaft und der Pflicht aufopfern. Dieses verlanget die Vernunft. Wenn er die Sophronia hätte vergessen können, so würde er keine Mühe gehabt haben seinen Entschluß zu halten: sobald er sie aber sich so schön und liebenswürdig, als er sie gesehen hatte, vorstellte, so machte er ganz widrige Ueberlegungen. Die Gesetze der Liebe, sagt er, sind ohne Widerrede die stärksten: sie brechen nicht allein die menschlichen, sondern auch die göttlichen Gesetze. Man hat mehr als einmal gesehen, daß Väter ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern, und Stiefmütter ihre Stiefsöhne geliebet haben, mit wie viel mehrerm Rechte kann ein Freund die Liebste seines Freundes lieben. Ueberdieses bin ich jung, und die Jugend ist das Eigenthum der Liebe. Was also der Liebe gefällt, muß mir auch gefallen. Ich muß wollen, was sie will, und ältern Leuten diese ernsthafte Liebe überlassen. Sophronia verdienet die Liebe der ganzen Welt, und ich kann nicht strafbar seyn, daß ich sie liebe. Ich liebe sie nicht, weil sie mit dem Grisippus verlobt ist; sondern

dern darum, weil ich sie auch würde geliebt haben, wenn sie schon eines andern Frau gewesen wäre. Das ist ein Fehler des Glücks, daß es diese Schöne meinem Freunde, und nicht einem andern gegeben hat. Wenn es nun nothwendig ist, daß sie muß geliebet werden, wie es denn auch ihre Schönheit würklich verdient, so muß es dem Grisippus lieber seyn, daß ich sie liebe, als ein anderer. Da er hierauf wieder zu sich selbst kam, so riß er alles wieder ein, was er gebauet hatte, und redete bald für, bald wider seine Liebe, so, daß er nicht allein den Tag und die folgende Nacht, sondern auch viele andere in dieser Ungewißheit zubrachte. Weil er weder aß noch trank, so wurde er so schwach und hinfällig, daß er sich genöthiget sahe das Bette zu hüten. Da Grisippus sahe, daß er krank wurde, und ihn schon zuvor verschiedene Tage so traurig gesehen hatte, so that es ihm sehr leid und kam nicht von seinem Bette weg. Er that alles, was er konnte, ihn zu trösten, und fragte ihn beständig auf eine recht dringende Art, nach der Ursache seiner Traurigkeit und Krankheit. Titus sagte ihm verschiedene Ursachen, ohne ihm jedoch die wahre zu entdecken. Da dieses Grisippus merkte, und von neuem wieder in ihn drang, so machte er dadurch, daß er weinete, und verschiedene Seufzer ausstieß. Der Tod, antwortete er, mein Grisippus, würde mir viel angenehmer gewesen seyn, als das Leben, wenn es die Götter hätten haben wollen. Das Glück setzet mich in die grausame Nothwendigkeit, meine Standhaftigkeit und Tugend auf

die Probe zu ſtehen, und ich habe das Mißvergnügen, zu empfinden, daß ſie unterliegen. Was mich noch tröſtet, iſt dieſes, daß ich hoffe, daß mir der Tod bald zu Hülfe kommen, und mich von der ſchmerzhaften Erinnerung meiner wenigen Herzhaftigkeit befreyen werde. Ich kann und darf euch nichts verhehlen, mein Griſippus: Ich kann euch aber, ohne zu erröthen, nicht ſagen, daß ich einen groſſen Streit in meiner Seele empfunden habe, ſeitdem ihr mir die Sophronia gezeiget habt: Die Liebe ſtreitet mit den Pflichten der Freundſchaft, und die Liebe überwindet, aller meiner Betrachtung ohnerachtet. Die Kämpfe der Seelen ſind vor einen empfindlichen Menſchen viel gefährlicher, als die blutigſten Schlachten. Ich verdamme mich ſelbſt. Es iſt Niederträchtigkeit in meiner Handlung, ich weiß es ſo wohl, als ich empfinde, daß ſie mir das Leben koſten wird. Die Thränen, welche hierauf im Ueberfluß kamen, verhinderten ihn fortzufahren. Wenn es weiter nichts brauchte, antwortete Griſippus, als mein Leben hinzugeben, das eurige zu erhalten, ſo würde mein Entſchluß leicht gefaſſet ſeyn: Da es aber die Sophronia betrifft, ſo braucht es einige Zeit, ſich zu entſchlieſſen. Entſchlieſſet euch nicht, Griſippus, ſagte Titus darauf; Ich entdecke euch mein Unglück nicht, daß ihr einige Linderung davor ſuchen ſollet; ſondern euch zu bitten, daß ihr mich vor die zwey Perſonen, die ich auf der Welt am meiſten liebe, ſterben laſſet. Wenn ihr auch ſo viel Großmuth beſäſſet, daß ihr zu meiner Geſundheit was beytragen wolltet, ſo merke

ich

ich doch wohl, daß es nicht mehr von euch abhanget. Ihr werdet mir viel mehr Vergnügen machen, wenn ihr euch euer Glück zu Nutze machet, und einen Unglücklichen, dessen Schmerzen ihr vermehren würdet, wenn es euch nur eine einzige schmerzhafte Ueberlegung kosten sollte, sterben lasset. Grisippus, welcher weinete, daß er seinen Freund weinen sahe, oder vielmehr, weil er genöthiget [illegible]de, ihm etwas aufzuopfern, das ihm so schwer ankam, beschloß endlich, nachdem er lange genug nachgedacht hatte, daß ihm das Leben des Titus kostbarer als die Sophronia seyn müßte. Wäret ihr nicht in dem elenden Zustande, worinne ihr seyd, fieng Grisippus wieder an, so würde ich mich bey euch über euch selbst beklagen. Ich habe niemals etwas vor euch geheim gehalten, und ihr habt mir eure Neigung verheelet, und zu gleicher Zeit dadurch unsere Freundschaft verletzet. Saget nun nicht, daß ihr euch nicht unterstanden habet, mir eure Neigung, weil sie nicht redlich gewesen wäre, zu entdecken. Gute Freunde müssen einander Gutes und Böses sagen: und da man sich ein Vergnügen macht, an seinem Freunde Gesinnungen der Grosmuth wahrzunehmen, so macht man sich auch eine Pflicht daraus, ihm dasjenige, was wider die Ehrbarkeit läuft, aus dem Sinne zu reden. Ich wundere mich gar nicht, daß ihr die Sophronia liebet: Ich würde mich aber vielmehr wundern, wenn ihr sie nicht liebtet, da ihr einen so guten Geschmack habet. Die Liebe, welche ihr also zu ihr habet, ist

rechtmäßig: Ihr habt aber Unrecht, daß ihr euch über das Glück beklaget, welches sie nur zur Frau bestimmet hat. Das, was ihr als ein Uebel betrachtet, ist die gröste Wohlthat, die euch jemals widerfahren konnte. Wenn die Götter die Sophronia einem andern als mir gegeben hätten, so würde er der Erhaltung eines so grossen Schatzes alles aufgeopfert haben. Von mir müsset ihr ganz etwas anders erwarten, wenn ihr mich vor einen so guten Freund haltet, als ich es würklich bin. Bis hieher habe ich nichts gehabt, welches nicht so wohl euer, als meine gewesen ist. Wenn es mit meiner Heyrath mit Sophronien schon soweit gekommen wäre, daß ich mich nicht mehr davon lossagen könnte, so würde ich es so machen, wie mit den übrigen: aber die Sache ist noch so, daß ich euch die Schöne abtreten kann, und dieses bin ich auch willens zu thun. Was würdet ihr wohl aus meiner Freundschaft machen, wenn ich bey einer Sache, die ich ganz wohl thun kann, meinen Willen dem eurigen nicht unterwerfen wollte? Ich habe mich mit der Sophronia verlobet, es ist wahr; ich liebe sie auch heftig: Da ihr sie aber noch heftiger liebet, als ich, und ihr ihre Verdienste besser kennet, so könnet ihr euch darauf verlassen, daß sie euch, und nicht mir, zugehörte. Vertreibet also diese traurige Betrübniß, welche euch verzehret, fasset einen Muth, machet, daß ihr wieder gesund werdet, und erwartet von nun an die Belohnung mit Freuden, welche ich ohne Niederträchtigkeit der großmüthigsten Freundschaft, die jemals gewesen ist, nicht abschlagen kann.

Dieses

Dieſes Geſpräche ſetzte den Titus in neue Verwirrung. Wenn ihm die angenehme Hoffnung, die Schöne zu erhalten, Freude verurſachte, ſo machte ihn die Großmuth ſeines Freundes beſchämt, und die Vernunft machte, daß er beſchloß, das Opfer, welches Griſippus ihm thun wollte, nicht anzunehmen. Er fieng hierauf wieder ſo ſehr an zu weinen, daß er kaum Zeit hatte, dieſe kurze Antwort zu geben. Ein ſo großmüthiges Verfahren, mein Griſippus, iſt eine ſchöne Lehre vor mich. Die Freundſchaft, welche euch beweget, mir dieſes Anerbiethen zu thun, beweget mich auch, es nicht anzunehmen. Die Götter ſind weiſe, und ſie würden euch die Sophronia niemals beſtimmt haben, wenn ſie nicht geſehen hätten, daß ihr ſie eher als ich, verdienet. Lebet glücklich mit ihr, und laſſet mich unter meinen Thränen ſterben, weil mich die Götter dazu beſtimmt haben. Komme ich auf, ſo wird es euch eine Urſache einer Vergnügung ſeyn; wenn ich aber unter meinem Schmerz erliege, ſo werde ich dabey das Ende meiner Mühſeeligkeiten finden. Griſippus antwortete, wenn die Freundſchaft berechtiget iſt, ſich des Zwanges zu bedienen, ſo erlaubet mir, daß ich mir dieſes Privilegium zu Nutze mache, um euch zu nöthigen, das Anerbiethen, welches ich euch herzlich gerne thue, anzunehmen. Laſſet mein Bitten ſtatt finden. Es hanget bloß von euch ab, die Sophronia zu beſitzen. Ich weiß, was die Liebe vermag, und es iſt mir ganz wohl bekannt, daß eine groſſe Menge Leute durch ſie um ihr Leben gekommen ſind. Ich ſehe, daß ihr einem unglücklichen Ende ſo

nahe seyd, daß ich nicht hoffen kann, daß ihr euern Schmerz überleben könnet. Auf euern Tod wird der meinige folgen: Wenn ich euch also blos aus Vortheil liebete, so muß mir euer Leben, meines Lebens wegen, lieb seyn. Ihr liebet die Sophronia zu sehr, als daß ihr eine andere lieben könntet, und ich glaube Entschlossenheit genug zu besitzen, mich von ihr loszumachen, eine andere zu lieben, und uns beyde zu vergnügen. Ich würde vielleicht nicht im Stande seyn, dieses zu thun, wenn die Weiber so rar wären, als die Freunde. Da es mir aber leichter ist, eine andere Frau zu finden, und hingegen sehr schwer fallen würde, einen andern Freund zu finden, so will ich sie euch lieber geben, als euch verliehren. Wenn ihr mich also so sehr liebet, als ich euch liebe, so besinnet euch nicht lange, die Belohnung, welche eure Liebe zur Sophronia verdienet, anzunehmen. Ob sich nun schon Titus schämete, darein zu willigen, so antwortete er doch mit einer Miene, welche die Verwirrung seiner Seele nur mehr als zu wohl anzeigte, da seine Liebe und das dringende Anhalten seines Freundes seinen Entschluß überwunden hatte: Wenn ich euer Bitten statt finden lasse, mein Grisippus, und daß ihr das, was ihr, wie ihr saget, so sehr wünschet, so thue ich es mit äußerstem Widerwillen. Eure Großmuth aber ist so groß, daß ich ihrer unwürdig zu seyn glauben würde, wenn ich auf meiner Weigerung beharrete. Dennoch aber will ich euer großmüthiges Anerbiethen nicht anders annehmen, als wenn ich bekenne, daß ich euch nicht allein die Person, welche ich

auf

auf der Welt am meiſten liebe, ſondern auch mein eigen Leben zu verdanken habe. Ihr habet mehr Mitleiden mit mir, als ich mit mir ſelbſt habe, und mein gröſter Wunſch iſt dieſer, daß mir die Götter ſo viel Leben verleihen, daß ich euch von der Erkenntlichkeit, welche ich vor die mir erzeigte Güte habe, überzeugen kann. Es braucht alſo weiter nichts, als die Mittel ausfündig zu machen, wie die Sache ausgeführet werden ſoll.

Griſippus ſchlug ein Mittel vor, welches vor gut befunden wurde. Sophronia iſt mir auf eine ſolche Art bewilliget worden, ſagte er, daß ich ohnfehlbar, wenn ich anjetzo ſagte, daß ich ſie nicht haben wollte, meine und ihre Freunde erzürnen würde. Ich würde mich über dieſen Zufall tröſten, wenn ich es dadurch dahin bringen könnte, daß ihr die Sophronia bekämet: Aber ich befürchte, daß ihre Freunde, wenn ſie einmal aufgebracht worden ſind, ſie einem andern geben; ſo daß man am Ende ſehen würde, daß ich verlohren, und ihr nichts gewonnen hätet. Alſo halte ich vors beſte Mittel, daß ich fortfahre, wie ich angefangen habe. Ich werde ſie heyrathen, ich werde die Hochzeit mit ihr halten, ich werde ſie in mein Haus bringen, und alsdenn werden wir ſchon ein Mittel finden, daß ihr die Nacht bey ihr, als bey eurer Frau ſchlafen könnet. Wir werden immer noch Zeit genug haben, die Sache zu offenbahren. Sind ihre Freunde damit zufrieden, wohl gut; wo nicht, ſo iſt die Sache einmal geſchehen, und ſie werden wider ihren Willen zufrieden

seyn müssen. So bald Titus wieder gesund war, so heyrathete Grisippus die Schöne. Es wurde eine prächtige Hochzeit gehalten, und als die Weiber die Braut ins Bette gebracht hatten, so begab sich ein jedes weg. Das Zimmer des Titus stieß an des Grisippus seines, und man konnte aus einem ins andere gehen. Da nun dieser die Lichter ausgelöschet hatte, so gieng er ganz sachte in das Zimmer seines Freundes, und sagte zu ihm, daß er sich nunmehro mit seiner Frau zu Bette legen sollte. Titus war beschämt, daß er in Ansehung der Großmuth sollte überwunden werden, und machte einige Schwierigkeiten es zu thun, aber Grisippus, dessen Herz aufrichtig, und dessen Freundschaft vollkommen war, zwang ihn, daß er endlich gieng. So bald Titus zu ihr kam, so fragte er sie ganz sachte, indem er sie dabey careßirte, ob sie seine Frau seyn wollte? Die Schöne, die ihn vor den Grisippus hielt, antwortete sogleich ja, Titus sagte hierauf, ich will auch euer Mann seyn, und indem er dieses sagte, so steckte er ihr einen Ring von hohen Werthe an den Finger. Nach dieser Ceremonie, welche dabey nöthig war, wurde die Ehe vollzogen, ohne daß die Schöne gemerket hätte, daß sie mit einem andern, als mit dem Grisippus zu thun habe. Unterdessen starb des Titus Vater, und er erhielt Briefe, worinne ihm gemeldet wurde, daß er sobald als möglich, nach Rom zurük kommen sollte, um seine Sachen in Ordnung zu bringen. Die Briefe waren dringend, und Titus hatte beschlossen, ohne Zeitverlust abzureisen, und die Sophronia mitzunehmen; welches

aber,

aber, ohne ihr den Zustand der Sachen zu entdecken, nicht geschehen konnte, noch durfte. Es wurde also beschlossen ihr zu sagen, wie alles zugegangen wäre. Die Schöne konnte es anfangs nicht glauben; Titus aber überzeugte sie durch so viel geheime besondere Dinge, daß sie darüber erstaunte. Nachdem sie über den Streich, welchen ihr Grisippus gespielt haben sollte, genug geweinet und geklaget hatte, so gieng sie zu ihren Eltern, und erzählete ihnen diese Begebenheit. Die Freunde erfuhren nachgehends den Betrug auch, und ein jeder ärgerte sich darüber. Auch so gar die Freunde des Grisippus wurden böse darüber. Auf allen Seiten war Zank, wovon Grisippus die Ursache war. Die Freunde der Sophronia, welche am meisten dabey interessirt waren, machten auch den gröſten Lärm, und sagten, daß Grisippus nicht allein strafbar wäre, sondern auch mit einer harten Strafe müste beleget werden. Grisippus hingegen sagte, daß, wenn man schon Ursache hätte sich über ihn zu beklagen, man es ihm dennoch Dank wissen müste, daß er die Sophronia besser verheyrathet hätte, als sie bey ihm gewesen seyn würde. Titus hörete alles dieses mit an, und zwar äußerst verdrießlich darüber, aber endlich faßte er einen Entschluß, wozu ein römisches Herz nöthig war, denn da er der Griechen ihre Art kannte, und wuste, daß sie Leute wären, welche einen grossen Lärm machten, wenn sie wenig Widerstand fänden, daß sie hingegen augenblicklich nachgäben, sobald sie sähen, daß jemand Herzhaftigkeit besäſſe. Er versammlete die Freunde

des

des Grisippus und der Sophronia in einen Tempel, und hielt ihnen, da ihm niemand als sein Freund beystand, folgende Rede: Viele Weltweisen glauben, daß die sterblichen Menschen nichts thun, was durch die unsterblichen Götter nicht wäre beschlossen worden: Also wollen einige, daß das, was geschicht, nothwendig geschehen müsse. Andere schrenken diese Nothwendigkeit blos auf die Dinge, welche schon geschehen sind, ein. Wenn man diese Meynungen ein wenig aufmerksam betrachtet, so wird deutlich erhellen, wenn man das, was geschehen ist, und sich nicht ändern lässet, verdammen will, dadurch so viel gesaget werde, daß man weiser sey, als die Götter, welche wir doch vor untrüglich halten müssen. Welche Thorheit, welches Vorurtheil, welche Tollheit ist es nicht, dem, was die unsterblichen Götter thun, zu widersprechen. Ihr seyd solche Verwegene, wenn es wahr ist, daß ihr, wie man sagt, nicht aufhöret, wider meine Heyrath mit der Sophronia, welche ihr an den Grisippus verheyrathet zu haben glaubt, zu schreyen, ohne zu betrachten, daß die unsterblichen Götter mir sie zur Frau bestimmt haben. Ohne aber von der heimlichen Vorsehung der Götter zu reden, welche einigen hart und schwer zu begreifen scheinet, so wollen wir annehmen, daß sich die Götter um die Handlungen der Sterblichen ganz und gar nicht bekümmern, und wollen blos auf die menschliche Vernunft aufmerksam seyn. Dieserwegen werde ich mich genöthiget sehen, zweyerley zu thun, das meiner Natur sehr zuwider ist. Das eine wird seyn, daß ich mich ein wenig lobe:

und das andere, andere zu tadeln. Da ich bey alle dem nichts als die Wahrheit nöthig habe, so werde ich mich so sehr, als es der Gegenstand erfodert, daran halten. Eure Klagen sind vielmehr auf Unsinn, als auf Vernunft gegründet. Ihr machet beständig Satyren und erwecket wider den Grisippus Aufruhr, weil er mir die zur Frau gegeben hat, welche ihr ihm gegeben zu haben glaubtet. Ihr tadelt ihn einer Handlung wegen, welche ich vor sehr lobenswürdig halte, und sehet, hier sind die Ursachen, warum ich sie für lobenswürdig halte. Erstlich hat er die Pflicht eines wahren Freundes erfüllet. Zum zweyten hat er viel klüger gehandelt, als ihr würdet gethan haben. Ich will anjetzo die Pflichten der Freundschaft nicht untersuchen. Ich will mich begnügen, euch zu sagen, daß das Band der Freundschaft bey vielen Dingen stärker ist, als das Band der Verwandtschafft. Wir wählen unsere Freunde; aber unsere Verwandten wählen wir nicht: denn das blosse Glück verschaft uns dieselbe. Grisippus, da er mein Freund war, hat mehr aus meinem Leben, als aus eurer Wohlgewogenheit gemacht. Es muß sich niemand darüber wundern. Drittens. Er hat besser gehandelt, als ihr würdet gethan haben. Ihr habt die Sophronia dem Grisippus, einem jungen Menschen und Philosophen gegeben, und Grisippus hat sie einem andern jungen Menschen und Philosophen wieder gegeben. Ihr hattet sie einem Athenienser gegeben, und er einem Römer. Ihr hattet sie einem ehrlichen, von Geburt berühmten Manne gegeben, und

er

er auch einem ehrlichen, von Geburt noch berühmten Manne. Ihr hattet sie einem reichen Manne gegeben, und er hat sie einem noch reichern gegeben. Ihr hattet sie einem Menschen, der sie nicht allein nicht liebte, sondern der sie auch kaum kannte, gegeben, und er hat sie einem Menschen gegeben, der sie mehr liebet und hochachtet, als sein eigen Leben. In Wahrheit, er ist ein Athenienser, und ich ein Römer. Wenn es aber darauf ankommt, von dem Ruhme dieser beyden Städte zu reden, so sage ich, daß Rom eine freye und Athen eine zinsbare Stadt sey. Rom ist das Haupt der Welt und Athen ist unter dessen Gewalt. Rom ist wegen seiner Waffen und wegen seines weitläuftigen Reiches, und schönen Wissenschafften berühmt. Athen aber ist es allein durch die Wissenschafften. Ueberdieses ob ihr gleich sehet, daß ich hier studiere, und eine mittelmäßige Figur mache, so bildet euch deswegen doch nicht ein, daß ich von niedriger Geburt sey. Meine Häuser und die öffentlichen Oerter sind mit Statuen von meinen Vorfahren gezieret, und wenn ihr in den Jahrbüchern nachsuchet, so werdet ihr finden, daß die Quintus oft die Ehre des Triumphs erhalten haben. Die Jahrhunderte haben den Ruhm unsers Namens nicht ausgelöschet. Er ist anjetzo berühmter als jemals. Ich will nicht von meinen Reichthümern reden, weil ich überzeuget bin, daß eine ehrliche Armuth bis auf den heutigen Tag der gröste Schatz berühmter Männer gewesen ist. Wenn ihr dieses vor eine falsche Meynung haltet, und so grosses Wesens von euern Reichthümern machet,

chet, so muß ich euch sagen, daß ich deren, Dank sey es dem Glück, und nicht der Herrschsucht und dem Geitze, genug habe. Ich begreiffe sehr wohl, daß ihr auf den Grisippus, da er aus eurer Stadt gebürtig ist, grosse Rechnung gemacht habet, gleich als auf einem Bundsgenossen, der euch Dienste hätte leisten können; ich kann euch aber eben so viel Dienste zu Rom erzeigen, als euch Grisippus hier würde haben erzeigen können. Warum wollet ihr nicht glauben, daß ihr an mir zu Rom einen hurtigen standhaften Freund, einen Beschützer und eine Stütze eurer öffentlichen und Privatangelegenheiten habet? Aus diesen allen schliesse ich, daß Grisippus weißlicher gehandelt hat, als ihr würdet gethan haben. Also ist Sophronia wohl verheyrathet, weil sie an Titus Quintus Fulvius verheyrathet ist, der seines alten Hauses wegen berühmt, ein reicher Bürger zu Rom, und ein Freund des Grisippus ist; diejenigen, welche demnach nicht wohl damit zufrieden sind, thun weder ihre Schuldigkeit, noch wissen, was sie thun. Vielleicht, könntet ihr mir sagen, wenn Sophronia nach den ordentlichen Gesetzen an den Titus wäre verheyrathet worden, so würden wir nichts darwider einzuwenden haben: Da er sie aber auf eine betrügerische Art, und ohne Wissen ihrer Freunde genommen hat, so beklagen wir uns billig darüber. Hierauf antworte ich, daß wir viele Exempel von gleicher Art haben. Wie viel Mädchen sind nicht, welche sich wider ihrer Eltern und Freunde willen verheyrathet haben, andere sind mit ihren Liebhabern in fremde Länder gegangen; noch

andere

andere haben ihre Ehe erſt durch ihre Schwangerſchaft, oder Niederkunft bekannt gemacht, ſo iſt es aber mit der Sophronia nicht, Griſippus hat ſie mit auf eine ehrliche und ordentliche Art gegeben. Aber, könnet ihr mir vielleicht noch einwenden, ſie iſt von einem Menſchen verheyrathet worden, der kein Recht dazu hatte. Fängt etwa das Glück erſt heute an, neue Mittel anzuwenden, gewiſſe Sachen, auf den Punkt, welches das Schickſal beſtimmt hat, zu leiten? Was verſchlägt mirs, ob ſich ein Philoſoph oder ein Schuſter mit meinen Sachen beſchäftiget, wenn ich nur bedienet werde? Wenn ich wüſte, daß der Schuſter unbeſonnen wäre, ſo würde ich ihm meine Vortheile nicht anvertrauen; ich würde ihm aber dennoch vor das, was er wohl ausgerichtet hatte, danken. Griſippus hat die Sophronia wohl verheyrathet, und was liegt daran, wie er es gethan hat? Wenn ihr ſeiner Klugheit nicht trauet, ſo gebet ihm nicht mehr eure Töchter zu verheyrathen: Danket ihm aber, daß er zum wenigſten eine wohl verheyrathet hat. Ich habe die Sophronia, nicht verſtohlner Weiſe, wie ihr ſaget, in einer unehrlichen Abſicht und eure Ehre zu ſchänden, geheyrathet. Ihre Tugend und ihre Schönheit haben mich gereizet, und weil ich einen Korb zu bekommen befürchtete, wenn ich ordentlich darum anhielte, ſo habe ich mich dieſes unſchuldigen Kunſtgriffes bedienet. Ueberdieſes habe ich nichts ohne ihre Einwilligung gethan: Und ſie wird euch ſagen, daß ſie ſich erklärete, da ich ihr den Ring gab, daß ſie meine Frau ſeyn wollte. Es iſt

wahr,

wahr, daß ſie mich vor den Griſippus hielt: Das iſt aber ihre Schuld, daß ſie nicht fragte, wer ich wäre? Sehet, dieſes iſt das groſſe Unglück, welches ich und Griſippus angerichtet haben. Dieſes groſſen Verbrechens wegen, drohet ihr täglich, ihn in Stücken zu zerreiſſen. Würdet ihr ihn wohl was mehrers anthun; wenn er die Sophronia an einen Laſterhaften, oder an einen Sclaven verheyrathet hätte? Das mag aber alles ſeyn; anjetzo will ich euch nur ſagen, daß mein Vater geſtorben iſt, und daß ich ohne Zeitverluſt nach Rom zurück kehren muß. Und da ich willens bin die Sophronia mitzunehmen, ſo hat mich dieſes genöthiget, euch dieſes zu ſagen: welches ich vielleicht nicht würde gethan haben. Ihr werdet weißlich handeln, wenn ihr es wohl aufnehmet, und werdet mit dem, was geſchehen iſt, zufrieden ſeyn. Wenn ich willens geweſen wäre, euch einen Poſſen zu ſpielen, und die Sophronia zu verachten, ſo hätte ich ſie euch nur laſſen, und, ohne ein Wort zu ſagen, mich wegbegeben dürfen; aber ein Römer, der ſo wie ich denket, iſt eines ſo niederträchtigen Gedanken nicht fähig. Sophronia iſt mein, vermöge der göttlichen Befehle, ingleichen der menſchlichen Geſetze, aus Großmuth meines Freundes und durch die unſchuldige Liſt, welche mir die Liebe eingegeben hat; und ihr, die ihr klüger ſeyn wollet, als die Götter, oder als andere Menſchen, ihr machet mir ein ſo offenbahres Recht ſtreitig. Ihr begehet an mir zweyerley Ungerechtigkeiten, worüber ich ſehr empfindlich bin. Ihr haltet mir die Sophronia zurück, worüber ihr doch nicht mehr Recht habt als mir euch zu geben gefällt; und

drohet dem Grisippus, dem ihr doch Dank schuldig seyd. Ich endige nunmehro und rathe euch als ein guter Freund, euren Haß und Widerwillen zu unterdrücken, und mir die Sophronia wiederzugeben, so werde ich vergnügt von hier abreisen, und jederzeit, wenn ich auch entfernet bin, die Pflicht eines redlichen Verwandten, und eines wahren Freundes erfüllen: Thut ihr es aber nicht, so erkläre ich euch, daß ich den Grisippus mitnehmen werde, und wenn mir die Götter die Gnade verleihen, daß ich einmal nach Rom bin, so wird mirs gar nicht an Mitteln fehlen, die Sophronia auch wider euren Willen zu erlangen; und alsdann werdet ihr aus der Erfahrung lernen, wie sehr der gerechte Zorn der Römer zu fürchten sey.

Da Titus ausgeredet hatte, nahm er den Grisippus bey der Hand, und ging geschwinde aus dem Tempel, schüttelte mit dem Kopfe, und bezeugte sich in allen als ein drohender Mensch. Als die Freunde der Sophronia die Sache mit einander überlegt, und von den Ursachen des Titus bewogen, oder vielmehr von seinen Drohungen erschreckt worden waren, so hielten sie davor, daß dieses das beste Mittel wäre, wenn sie das, was geschehen wäre, billigten, und den Titus in ihre Verwandschaft aufnähmen. Sie hielten alle für besser den Titus zum Verwandten, da es Grisippus nicht hätte seyn wollen, als zum Feinde zu haben. Sie giengen dahero zum Titus, und sagten zu ihm, daß sie vollkommen zufrieden wären, daß Sophronia seine Frau bliebe, und daß sie von nun an ihn als einen Verwandten und den Grisippus als

einen

einen Freund betrachten würden. Ein jeder umarmte den andern, und Sophronia wurde wieder zum Titus gebracht, welche aus der Noth eine Tugend zu machen wuste, und den Titus in kurzer Zeit eben so sehr liebte, als sie den Grisippus geliebet hatte. Die Neuvermählden reißten einige Tage hernach nach Rom ab, woselbst sie mit vieler Ehre und Vorzug empfangen wurden. Da Grisippus nach der Abreise des Titus zu Athen wenig geliebet wurde, und allerhand Unglück zu ertragen hatte, so wurde wider ihn ein grosser Aufstand, daß er und sein ganzes Haus auf ewig verwiesen wurden. So reich als er zuvor gewesen war, so arm wurde er, daß er betteln mußte: Dahero gieng er nach Rom so gut er konnte, und hoffte, daß sich Titus seiner erinnern würde. Sobald er nach Rom war, und erfuhr, daß sein Freund noch am Leben und in grosser Hochachtung wäre, so setzte er sich vor sein Haus und blieb da bis Titus hineingegangen war. Grisippus war in so betrübten Umständen, daß er sich nicht unterstund, sich seinem Freunde zu erkennen zu geben, oder ihn anzureden. Er vergaß nichts seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, weil er überzeugt war, daß er, wenn er ihm nur erkennete, nicht ermangeln würde, ihn ruffen zu lassen: Er gieng aber vorbey, ohne ihm ein Wort zu sagen. Weil Grisippus glaubte, daß ihn Titus gesehen und verachtet hätte, so begab er sich voller Verdruß und Widerwillen weg, zumal da er daran dachte, was er an ihm gethan hatte. Es war schon Nacht, als Grisippus noch nicht einmal gefrühstücket hatte. Weil er nun weder Heller noch

Pfennig hatte, auch nicht wuſte, wo er hingehen ſollte, und ſich den Tod vor das Leben wünſchte, ſo kam er an ein Gemäuer, welches an einem ſehr entfernten Orte von der Stadt war, und wohin ſo leichte Niemand kam: daſelbſt nahm er eine Art von einem kleinen Keller wahr, und beſchloß die Nacht daſelbſt zuzubringen. Nachdem er ſich lange genug gemartert und gequälet hatte, ſo ſchlief er endlich der Härte und Unbequemlichkeit ſeines Nachtlagers ohngeachtet, ein. Gegen Morgen trug es ſich zu, daß zwey Menſchen welche einen Raub begangen hatten, ihre Beute in den Keller, worinnen Griſippus war, zu theilen kamen. Die zwey Räuber geriethen in Wortwechſel, darauf kam es zu Schlägen, und endlich wurde der eine gar todt geſchlagen. Da dieſes Griſippus ſahe, ſo glaubte er, ſeinem Wunſche nach, ein ſicheres Mittel, zu ſterben, gefunden zu haben. Die Wache, welche den Mord erfahren hatte, kam an den Ort, und da ſie den Griſippus da fanden, ſo nahmen ſie ihn gefangen mit weg. Er bekannte das Verbrechen, und ſagte, daß er den Ort, wo er es begangen, nicht hätte verlaſſen können. Auf dieſes Bekenntniß verurtheilte ihn Marcus Varro, der damals Richter war, dem Geſetze nach, am Creutze zu ſterben. Titus, der zu ſeinem Glück an den Richterſtuhl gekommen war, ſahe den Verbrecher genau an, und da er ſein Verbrechen erfahren hatte ſo erkannte er, daß es Griſippus war, er erſtaunte über ſein Unglück, und daß er ihn in einem ſo erbärmlichen Aufzuge in Rom ſehen ſollte. Weil er nun entſchloſſen war ihn zu retten, es möch-

ſe auch koſten was es wolle, und ſahe, daß er ſeine Abſicht nicht erreichen würde, als wenn er ſich des Verbrechens wegen ſelbſt anklagte, ſo ſchrie er augenblicklich: Marcus Varro laſſet den Beklagten, den ihr verurtheilet habt, loß. Er iſt unſchuldig, und ich bin ſchuldig. Ich habe die Götter durch einen Mord nur allzuſehr beleidiget, als daß ich ſie von neuem beleidigen ſollte, wenn ich einem Unſchuldigen die Strafe, welche ich verdiene, ſollte tragen laſſen. Varro erſtaunte über ein ſolches Bekänntniß, und wünſchte, daß es nicht ſo öffentlich geſchehen ſeyn möchte. Weil aber kein Mittel mehr zu finden war und er ſich genöthiget ſahe, den Geſetzen zu gehorchen, ſo ließ er den Griſippus loß und ſagte zu ihm: Wie ſeyd ihr ſo närriſch geweſen, daß ihr ein Verbrechen, welches mit dem Leben beſtrafet wird, und welches ihr doch nicht begangen, bekennet habet? Ihr ſaget, daß ihr das Verbrechen begangen habet, und dieſer ſagt, daß er es geweſen ſey. Da nun Griſippus die Augen aufhub, und ſahe, daß es Titus war, ſo merkte er gleich, daß er ſich, ihn zu retten, ſelbſt angeklaget hätte. Er konnte ſich nicht enthalten vor Freuden zu weinen, da er ſahe, daß ihn ſein Freund nicht vergeſſen hatte. Nachdem er ſich nun ein wenig beſonnen, ſo ſagte er zum Richter: Ich bin der Mörder, und das Mitleiden des Titus kommt mir zu ſpät zu Hülfe. Titus hingegen ſtellte dem Richter vor, daß Griſippus ein Fremder wäre, den man an dem Orte, wo der Mord wäre begangen worden, ohne Waffen gefunden hätte; daß es gar nicht wahrſcheinlich wäre, daß er dieſes Verbrechen ſollte begangen haben; daß ihn aber vielleicht das

Elend, worinne er wäre, den Tod hätte wünschen laſſen, daher er ſich dieſes Mittels bedienet hätte, ſein Leben und ſein Unglück zu endigen, derohalben verlange er, daß er als ein Unſchuldiger wieder losgelaſſen, er aber als Schuldiger geſtrafet werden möchte. Ein ſo neuer Streit über einen Gegenſtand von der Art ſetzte die Zuhörer in Verwunderung, und machte, daß der Richter ſogleich einſahe, daß ſie beyde unſchuldig wären. Wie er nun auf Mittel dachte, ſie beyde loszulaſſen, ſo kam ein junger Menſch, Nahmens Publius Ambuſtus, den jedermann vor einen boßhaften, und offenbahren Räuber hielt, welcher der wahre Thäter, und durch das Verfahren dieſer zwey Leute, welche mit einander ſtritten, daß einer vor den andern ſterben wollte, gerühret war, und ſagte: mein Gewiſſen nöthiget mich euch mein Verbrechen zu bekennen: ich bin der Thäter, und dieſe zwey hier ſind unſchuldig Ich habe den Menſchen, welcher dieſen Morgen iſt umgebracht worden, getödtet. Ich ſahe den armen Menſchen wohl, welcher ſchlief, da ich mit dem, den ich umgebracht habe, die Beute theilete. Was den Titus anbelanget, ſo iſt es nicht nöthig, daß ich ihn rechtfertige. Sein guter Nahme iſt Vertheidigung genug vor ihm. Ich bitte euch alſo, laſſet ſie loß, und verurtheilet mich zu der Strafe, welche ich verdienet. Da Octavius Cäſar einen ſo ſonderbahren Streit erfahren hatte, ſo wollte er die drey Leute ſelbſt befragen, um zu erfahren, was ſie nöthigte, daß einer vor den andern verurtheilet ſeyn wollte. Als nun ein jeder ſeine Urſachen geſaget hatte, ſo war

Cäſar

Cäsar so vergnüget darüber, daß er die beyden Unschuldigen losließ, dem dritten, als dem Schuldigen aber um dieser beyden willen Gnade erzeigete. Titus nahm den Grisippus mit nach Hause, und nachdem er ihm sein Mistrauen sehr verwiesen hatte, so erzeigte er ihm tausend Caressen, und die Sophronia empfieng ihn, als wenn er ihr Bruder gewesen wäre. Titus theilte mit seinem Freunde sein ganzes Vermögen, und gab ihm seine Schwester Fulvia zur Frau. Also endigte Grisippus seine Tage zu Rom, und lebte mit seiner Frau, mit seinem Freunde, und mit Sophronien vollkommen vergnügt.

Le Brun und Bulfamaque führeten einen Medicinner einsmals in einem ſtinkigten Graben, und ließen ihn unter dem Vorwande da, daß ſie ihn mit in eine Geſellſchafft nehmen wollten, welche auf Beute ausgieng.

Simon von Villa, reicher an Vermögen als Wiſſenſchaften, kam vormals von Bologna mit dem mediciniſchen Doctor-Hute zurück, miethete in der Straſſe, welche man anjetzo die Kürbis-Straſſe nennt, ein Hauß. Dieſer Neuangekommene, hatte in der Gewohnheit, das er ſich nach allen Leuten, welche vor-

bey

bey giengen, erkundigte, gleich als wenn er nach den Gebehrden der Vorübergehenden seine Medicamente, die er seinen Kranken gab, hätte einrichten müssen. Vornemlich bemerkte er zwey Mahler, welche jederzeit beysammen waren, und die man unter den Nahmen Le Brun und Bulfamaque kennete. Da es ihm schien, und wie es auch wahr war, daß er niemals zwey zufriednere Leute als diese beyde gesehen hätte, so fragte er verschiedene Leute, wer sie wären. Als er nun gehöret hatte, daß sie Mahler, und auch so arm, als Mahler wären, so bildete er sich ein, daß es nicht möglich seyn könnte, daß solche arme Leute so lustig und zufrieden wären, und daß sie nothwendig eine unbekannte Quelle haben müsten, zumal da es bekannt wäre, daß sie listig und verschlagen wären. Um nun die Wahrheit davon zu erfahren, so setzte er sich in den Kopf, mit ihnen, oder zum wenigsten mit einem von ihnen, Bekanntschaft zu machen. Er fieng also bey dem le Brun an. Dieser hatte sich kaum ein wenig mit dem Mediciner unterhalten, als er sogleich sahe, daß er ein vollkommner Narr wäre. Sie waren beyde mit einander so gut zufrieden, daß ein jeder in dieser neuen Gesellschaft ein Vergnügen fand. Le Brun belustigte sich über die Thorheiten des Mediciners, und der Mediciner wünschte sich Glück, mit so einem Verdienstvollem Manne, wie le Brun war, Bekanntschaft gemacht zu haben. Da ihn nun der Mediciner verschiedenemal tractiret hatte, so sagte er einsmals auf eine vertraute Art zu ihm, daß er sich wundere, wie er und Bulfamaque, da sie doch kein Vermögen hätten, so lustig und zufrieden seyn könnten, und bath

ihn, daß er ihm ihr Geheimniß entdecken möchte. Weil Le Brun sahe, daß die Bitte sehr grob war, so entschloß er sich ihm so zu antworten, wie er es verdienete. Einem andern, als euch, würde ich es nicht sagen, wie wirs machen, sagte er: Da ihr aber einer von meinen guten Freunden seyd, so will ich mir kein Bedenken machen, es euch zu sagen, jedoch mit der Bedingung, daß ihr niemals gegen jemanden etwas davon saget. Bulsamaque und ich, sind vergnügt und zufrieden, und vielleicht zufriedner, als ihr euch einbilden könnet: jedennoch muß ich euch sagen, daß das, was wir verdienen, kaum zum nöthigen Wasser hinreichend ist. Hierbey stehlen wir nicht; aber wir gehen auf Beute aus, und verdienen alles, was wir nöthig haben, oder wünschen, ohne jemand Unrecht zu thun: Und dieses macht es, daß wir so vergnügt leben. Der Medicíner glaubte dieses vollkommen, ob er es schon nicht begreiffen konnte, und bat den Le Brun, daß er ihm sagen möchte, was auf Beute ausgehen, wäre, und versicherte ihm, daß er niemals ein Wort davon sagen wollte. Le Brun erwiederte, daß dieses ein Geheimniß wäre, welches er ihm nicht sagen könnte: daß er sein Leben und alles, was er auf der Welt am liebsten hätte, in Gefahr setzen würde, wenn er es ihm sagen wollte. Le Brun, der diese Schwierigkeiten blos deswegen machte, um sich destomehr bitten zu lassen, erhielt tausend Versicherungen eines ewigen Stillschweigens, und sagte endlich, nach vielen Ceremonien, daß er ihm ein Geheimniß von der gröſten Wichtigkeit entdecken wolte, weil er seiner Freundschaft und dem Vertrauen, welches er auf ihn setzte, nichts abschlagen könnte. Wisset also, mein Herr! daß vor

nicht

nicht gar langer Zeit ein gelehrter Schwarzkünſtler, Namens Michel der Schottländer, hier war, welchem viel Edelleute groſſe Ehre bezeugten. Da er hier weggieng, ſo ließ er auf ihr inſtändiges Bitten zwey von ſeinen gelehrteſten Schülern da, welchen er Befehl gab, dieſen Edelleuten, in Betrachtung der Wohlthaten, ſo er von ihnen empfangen hätte, alle nur mögliche Dienſte zu erweiſen. Dieſe zwey Leute dieneten dieſen Edelleuten, nicht allein bey ihren Liebeshändeln, ſondern auch in andern Sachen ſehr gerne. Da ihnen die Stadt und die Leute gefielen, ſo beſchloſſen ſie, ſich in Florenz niederzulaſſen, und mit jederman umzugehen, ohne unter den Adelichen und Bürgerlichen, unter den Reichen und Armen einen Unterſchied zu machen. Es war genug, wenn die Leute einigermaſſen ihre Gemüthsart hatten. Aus Gefälligkeit gegen ihre Freunde nun, machten ſie eine Geſellſchaft von ohngefehr fünf und zwanzig Perſonen zuſammen, welche ſich monatlich zweymal an einem Orte, den ſie erwählen wollten, verſammlen ſollten. Da die Verſammlung beyſammen war, ſo ſagte ein jeder den Schülern des Schottländers, was er verlangte, und dieſe erfülleten es, ſo lange als die Nacht währete. Bulſamaque und ich machten Bekanntſchaft mit dieſen zwey Leuten, und wurden von ihnen ſo ſehr geliebet, daß wir in die Geſellſchaft, worinne wir noch ſind, aufgenommen wurden. Das iſt was vortrefliches, wenn man die koſtbaren Tapeten des Saals, wo wir ſpeißten, betrachtet; das koſtbare Eſſen, die groſſe Anzahl vornehmer Leute beyderley Geſchlechts, welche den Befehlen der Glieder der Geſellſchaft gehorchen. Das goldene und ſilberne Geſchirre, deſſen wir uns bedienen, und die

verſchiedenen Arten von Fleiſche, welche man einem jeden nach ſeinem Geſchmacke aufträgt. Es giebt kein muſikaliſches Inſtrument, womit man ſeine Ohren nicht beluſtiget, und ich kann euch nicht ſagen, wie viel Wachslichter bey dieſer Gaſterey brennen, oder was vor ein Ueberfluß von Zuckerwerk und Confect da befindlich iſt, noch wie koſtbar der Wein iſt, welchen man da trinket. Wir ſind ſo reich gekleidet, daß der geringſte einem Kaiſer ähnlich ſiehet. Eines von unſern gröſten Vergnügungen iſt dieſes, daß man nur die ſchönſten Weiber auf der Welt wünſchen darf, und man führet ſie uns von allen Enden und in einem Augenblicke herbey. Ihr ſehet daſelbſt alle Königinnen der Welt, bis auf die Frau des Prieſters Johannes, welche Hörner im Arſche hat. Wenn man gegeſſen und getanzet hat, ſo gehet ein jeder mit derjenigen, die er verlangt hat in ſein Zimmer. Hierbey muß ich euch ſagen, daß dieſe Zimmer von dem beſten Rauchwerke, das man nur haben kann, durchräuchert ſind. Die Betten ſehen viel ſchöner aus, als des Herzogs von Venedig ſeines. Nun überlaſſe ich euch ſelbſten, zu überlegen, was man in ſo prächtigen Betten mit den ſchönen Weibern macht. Es hats niemand beſſer als ich und Bulſamaque. Er läſt ofte die Königin von Frankreich kommen, und ich die Königin von Engelland, welche die beyden ſchönſten Perſonen von der Welt ſind. Wir haben uns ſo ſehr einzuſchmeicheln gewuſt, daß dieſe Prinzeßinnen an niemanden anders als an uns denken. Daraus könnet ihr urtheilen, ob jemand vergnügter ſeyn könne als wir: Denn über die Freundſchaft zweyer groſſen Königinnen, wovon wir gewis verſichert ſind, brauchen

chen wir ſie nur um tauſend oder zweytauſend Ducaten zu bitten, ſo haben wir ſie auch augenblicklich; dieſes heiſſen wir auf Beute ausgehen. Nunmehro könnet ihr ſehen, ob ich Unrecht hatte, euch die Verſchwiegenheit zu empfehlen. Der Mediciner, der vielleicht weiter nichts wuſte, als kleinen Kindern den Grind zu heilen, glaubte alles dieſes, als einen Glaubensartickel, und hatte eine entſetzliche Begierde in dieſe vortrefliche Geſellſchaft aufgenommen zu werden. Beynahe hätte er Le Brun ſogleich gebethen, daß er ihn in dieſe Geſellſchaft bringen möchte; er glaubte aber, daß er ihn durch neue Ehrenbezeugungen in ſeinen Vortheil ziehen müſte, damit er dieſe Bitte deſto eher an ihm thun könnte. Le Brun aß ſeitdem nirgends als bey dem Mediciner, der ihm ſo viel Freundſchaft erwieß, daß man hätte glauben ſollen, er könnte nicht ohne ihm leben. Le Brun mahlete, um nicht undankbar zu ſcheinen, in dem Saale des Mediciners die Faſte und Agnus Dei an die Thüre, über die Thür ſeines Zimmers aber einen Nachttopf, welcher ihm ſtatt eines Zeichens dienen ſollte. Er mahlete ihm auch in ſeine Gallerie den Krieg der Ratten und der Katzen, welches der Mediciner ſehr bewunderte. Wenn es ſich zutrug, daß Le Brun nicht bey dem Mediciner ſpeiſete, welches doch nicht oft geſchahe, ſo ſagte er ihm den Morgen darauf, daß er die Nacht bey der Geſellſchaft zu gebracht hätte. Und weil ihm die Königinn von Engelland ein wenig verdrüßlich gemacht hätte, ſo hätte er die Gumedra des groſſen Tartar-Chans kommen laſſen. Was heißt Gumedra, antwortete der Mediciner? Ich verſtehe dieſes Wort nicht. Das wundert mich nicht, erwiederte Le Brun; Denn ich habe ſagen hören, daß

der Vocrat nichts davon meldet. Ihr wollt vielleicht Hypocrat ſagen, ſagte der Mediciner darauf. Ja ihr habts getroffen, fuhr le Brun fort. Ich verſtehe eure Redensarten eben ſo wenig, als ihr meine verſtehet. Gumedra iſt in tartariſcher Sprache das, was wir Kaiſerin nennen. O das iſt eine ſchöne Frau! wenn ihr ſie ſehen ſolltet, ihr würdet alle eure Arzeneyen und Pflaſter vergeſſen. Da nun dieſes und verſchiedene andere Mährchens, welche er ihm erzählete, die Begierde des Doctors jemehr und mehr anfeuerte, ſo entſchloß ſich dieſer endlich, ihm ſein Herz zu eröffnen, weil er überzeugt war, daß ihn ſeine Wohlthaten vollkommen in ſein Intereſſe gezogen hätten. Eines Abends alſo, da er das Licht hielt, da der Mahler an der Schlacht der Ratten und Katzen arbeitete, und niemand als ſie beyde da war, ſo ſagte er ihm auf die ernſthafteſte Art von der Welt: Weil niemand auf der Welt iſt, vor dem ich das thäte, was ich vor euch thun würde, ſo wundert euch nicht über die Bitte, welche ich als ein guter Freund an euch thue. Seitdem ihr mir von eurer angenehmen Geſellſchaft erzählet habet, ſo habe ich groß Verlangen, auch dabey zu ſeyn. Wenn ich ja darzu kommen ſollte, ſo haltet mich vor den gröſten Narren von der Welt, wenn ich euch nicht die ſchönſte Magd, die ihr jemals geſehen habt, zeige. Ich habe ſie vergangenes Jahr geſehen, und muſte ſie lieben. Ich hatte ihr zwey groſſe Bologneſer (eine Art von Münze, welche ohngefähr acht Marien-Groſchen gilt) geboten, ſie zu bewegen, mir einige Gunſt zu erzeigen: Ich konnte es aber nicht ſo weit bringen, daß ſie ſich dazu entſchloſſen hätte. Nunmehro bitte ich euch, ſaget mir doch,

was ich thun muß, wenn ich in eure berühmte Gesellschaft kommen will, und seyd versichert, daß ihr an mir einen wahren Freund, der euch Ehre machen wird, haben werdet. Ihr sehet, daß ich ein hübscher Mensch bin, und dicke Waden habe: Mein Gesicht ist frisch wie eine Rose, und überdieses bin ich Doctor Medicinä dessen ihr, wie ich glaube, benöthiget seyd. Ich weiß tausend schöne Sachen, und so gar eine grosse Menge Liederchen. Zur Probe will ich eines singen: und hierauf fieng er an zu singen. Le Brun hätte gar zu gerne lachen mögen; er hielt sich aber doch. Da das Liedchen aus war, so sagte der Mediciner: Nun mein werther Freund, was haltet ihr davon? Ihr singet so vortreflich schöne, antwortete Le Brun, daß nichts darüber ist. Ihr hättet es wohl niemals geglaubet, fieng der Doctor wieder an. Ich weiß wohl noch andere. Mein Vater war, so wie ihr mich aussehet, ein Edelmann, ob er schon auf dem Dorfe wohnete, und von Seiten meiner Mutter, stamme ich aus dem Hause Vallechio. Kein Mediciner in Florenz hat weder so schöne Bücher, noch so schöne Kleider, als ich. Ich bitte euch also nochmals, es dahin zu bringen, daß ich in eure Gesellschaft kommen kann. Wenn ihr mir das zu Gefallen thut, so will ich euch, ihr möget krank werden, wenn ihr wollet, umsonst gesund machen. Le Brun wollte ihm weis machen, als wenn er eine Ausflucht suchen wollte, und sagte zu ihm: leuchtet ein wenig, ich will euch antworten, wenn ich diesen Ratten werde Schwänze gemahlet haben. Le Brun stellete sich hierauf ganz verwirrt, und sagte, daß er zwar überzeugt wäre, daß er grosse Dinge vor ihm thun würde, da aber auch das, was

ihr verlanget, sehr wichtig ist, so ist wohl niemand auf der Welt, dem ich dieses so leicht zu Gefallen thäte. Da ich euch aber liebe, und ihr mich mit einer einnehmenden Weisheit darum bittet, so kann ich euch nichts abschlagen. Jedoch muß ich euch sagen, daß mein Ansehen viel geringer ist, als ihr wohl glaubet. Da man aber bey einem so rechtschaffenen Manne, wie ihr seyd, nichts zu befürchten hat, so will ich euch sagen, was ihr thun müsset, wenn ihr in unsre Gesellschaft wollt aufgenommen seyn, und ich glaube, daß ihr mit euren schönen Büchern, und raren Eigenschaften, wovon ihr mir gesaget habet, nicht viel Mühe haben werdet, aufgenommen zu werden. Wir haben in unsrer Gesellschaft jederzeit einen Hauptmann und zwey Räthe, die allemal von sechs zu sechs Monathen verneuert werden. Es ist beschlossen, daß Bulfamaque das ehstens Hauptmann und ich Rath werden soll. Weil nun der Hauptmann viel dabey thun kann, wenn ein neues Mitglied aufgenommen werden soll, so hielte ich davor, daß es eurem Vortheile zuträglich seyn würde, wenn ihr mit dem Bulfamaque Bekanntschaft machtet und durch eure Höflichkeiten auf eure Seite zu bringen suchtet. Er liebt redliche Leute, und wenn er sehen wird, daß ihr so klug seyd, so wird er euch sogleich hochachten. Wenn ihr ihn einmal gewonnen habt, so könnt ihr eure Bitte sicher thun. Er kennet euch schon durch das Gute, welches ich ihm von euch gesaget habe, und er ist sehr geneigt unter die Zahl eurer Freunde aufgenommen zu werden. Wenn dieser Anfang gemacht worden ist, so will ich das übrige gerne über mich nehmen. Das gefällt mir sehr wohl, antwortete der Doctor. Wenn

Bulfa-

Bulfamaque kluge Leute liebt, ſo wird er mich ſchwerlich nicht kennen, als er mir auch nachlaufen wird. Ich bin ſo klug, daß ich eine ganze Stadt damit verſehen könnte, und dennoch genug für mich übrig behielt. Le Brun erzählte alles dieſes dem Bulfamaque, der auſſerordentlich ungeduldig war, auf Koſten dieſes groſſen Doctors zu lachen. Der Mediciner, welcher nichts ſo ſehr wünſchte, als auf Beute auszugehen, lies den Bulfamaque bitten, daß er ihm die Ehre geben möchte, mit einem kleinen Abendbrodte bey ihm vorlieb zu nehmen. Auf dieſe Abendmahlzeit folgten andere. Der Doctor tractirte faſt alle Tage mit ſchmackhaften Eſſen und guten Wein. Die Mahler weigerten ſich, ſo viel als nöthig war; endlich aber lieſſen ſie ſich durch das Bitten des Doctors überwinden, und verſicherten, daß ſie bey einem andern gewiß nicht bleiben würden. Da nun der Mediciner ſeine Zeit erſehen hatte, ſo that er an den Bulfamaque eben die Bitte, die er an le Brun gethan hatte. Jener ſtellte ſich zornig, und ſagte dieſem tauſenderley Scheltworte, indem er ihn anklagte, daß er die Geſellſchafft verrathen und ihre Geheimniſſe offenbaret hätte. Der Mediciner aber verſicherte, daß er es anderswo erfahren hätte, und redete ihm ſo klüglich zu, daß er ſeinen Zorn billete. Man kann es wohl ſehen, mein Herr, ſagte Bulfamaque zu ihm, daß ihr in Bologna geweſen ſeyd, und ein Geheimniß zu verwahren wiſſet. le Brun hat mir zwar geſagt, daß ihr ein gelehrter Mediciner wäret, er hat mir aber nicht geſagt, daß ihr mit eurer klugen Aufführung und ſchönen Worten die Herzen ſo einzunehmen wüßtet. Sehet ihr nun wohl, mein Herr, unterbrach ihn der Doctor, indem er ſich

gegen Le Brun wendete, wie viel es zu ſagen hat, wenn man mit klugen Leuten umgehet. Hat dieſer ehrliche Mann nicht in einem Augenblick den ganzen Umfang meiner groſſen Gelehrſamkeit eingeſehen? Ihr brauchtet mehr dazu, ehe ihr einſehen konnter, wie hoch ich zu achten ſey. Hierauf ſagte er zum Bulfamaque, ihr würdet wohl noch anders geredet haben, wenn ihr mich zu Bologna gekennet hättet, da war niemand weder groß noch klein, weder gelehrt noch ungelehrt, deſſen Herz ich durch meine ſchönen Worte, und durch meine groſſe Gelehrſamkeit, nicht hätte zu gewinnen gewuſt. Ich verſtund die Kunſt zu gefallen ſo wohl, daß ich niemals redete, ohne daß jederman darüber gelachet hätte, und da ich wegzog, war jederman betrübt darüber. Ich hatte unbeſchreibliche Mühe, mich des Bittens zu erwehren, welches man mir that, dazubleiben: man wollte mich zum einzigen Profeſſor Medicinä machen: endlich aber ſchlug ich alles aus, um hier mein gröſſes Vermögen zu genieſſen. Nu, Bulfamaque, ſagte LeBrun hierauf, ſehet ihr nun wohl, daß ich euch von der Geſchicklichkeit dieſes Herrn nicht zu viel geſaget habe. Anjetzo müſſet ihr mir zugeben, daß ihr Unrecht hattet, da ihr nicht glauben wolltet, daß kein Mediciner in der Stadt wäre, der ſich beſſer auf den Eſels-Urin verſtünde, als dieſer Herr hier, und daß man ſeines gleichen bis an die Thore von Lyon nicht finden könnte. Ihr ſehet ſelbſt, ob es möglich iſt, ihm was abzuſchlagen. Ihr habt würklich Recht, mein Herr Le Brun, antwortete der tumme Mediciner, und man kennet mich gewiß noch nicht recht, wollte, daß ihr mich ſehen ſolltet, wenn ich bey andern Doctorn bin. Ich habe nicht nöthig, erwiederte Bulfa-

famaque,] euch bey andern Doctorn zu ſehen, um zu glauben, daß ihr gelehrter ſeyd, als ich dachte. Alles, was ich euch ſagen kann, iſt dieſes, daß ich alles mögliche thun werde, daß man euch in unſere Geſellſchafft aufnimmt. Dieſes Verſprechen vermehrete die Ehrenbezeugungen und die Gaſtereyen, welche der Medicíner dieſer Mahler wegen hielte, um ein groſſes. Die Thorheiten, welche er ſagte, waren vor ſie eine Comödie. Sie verſprachen ihm, die Gräfin von Civilari (ſo nennet man zu Florent den Ort, wo allerhand Unreinigkeiten hingefahren werden) zur Frau, welche die ſchönſte wäre, die ſich überall befände, wo man niemanden vor ſich hinſchicken könnte. Wer iſt dieſe Gräfin, fragte der Medicíner? O das iſt eine groſſe Frau antwortete Bulſamaque, es giebt wenig Häuſer, worinne ſie nicht einiges Recht hätte. Die ganze Welt iſt ihr zinsbar, und bläſet ihr zu Ehren auf der Trompete von hinten. Die meiſte Zeit iſt ſie eingeſchloſſen: wenn ſie aber ſpatziren gehet, ſo kann man ſie weit riechen. Bisweilen gehet ſie ins Waſſer, ſich die Füſſe zu waſchen: ihr ordentlicher Sitz aber iſt das Königreich der Schießhäuſer. Nachdem er die Officier der Gräfin beſchrieben hatte, ſo erzählete er ihm von ihren Barons ſolch Zeug, daß man vor Lachen hätte erſtikken mögen, und verſicherte ihn nochmals, ihn in die Arme dieſer großen Gräfin zu bringen, wenn er nicht das Unglück hätte, daß ſein Vorhaben vereitelt würde. Der Doctor war mit dem Bildniß, welches man ihm von der Gräfin gemacht hatte, vollkommen zufrieden: noch zufriedner aber war er, als man ihm einige Tage hernach ſagte, daß die Geſellſchafft willens wäre, ihn aufzunehmen. Der Tag, welcher

vor der Nacht hergieng, da die Versammlung sollte gehalten werden, behielt der Doctor die Mahler zum Mittagsessen, und fragte sie, wie er sich dabey aufzuführen hätte? Bulsamaque sagte zu ihm, daß er erstlich viel Herzhaftigkeit haben müste, weil er sonsten Hindernisse finden würde, die zu ihrem Schaden gereichen möchten: Dieserwegen müste er gegen eilf Uhr des Abends auf dem Kirchhofe auf ein neues Grab treten, und eines seiner schönsten Kleider anziehen, und dieses beydes folgender Ursachen wegen: Erstlich, damit er sich mit mehrerer Ehre der Gesellschaft zeigen möchte; und nachgehends auch die Gräfin in ihrer guten vorgefaßten Meynung zu erhalten; und weil ihr uns letzthin saget, daß ihr ein Edelmann wäret, so hat sie beschlossen, euch auf ihre Unkosten zum Ritter vom kalten Wasser schlagen zu lassen. Auf diesem Grabe müsset ihr warten, bis man euch ein schwarzes Thier, das Hörner hat, abzuholen schicket. Dieses wird Sprünge und Capriolen vor euch machen, um euch abzuschrecken, wenn es aber sehen wird, daß ihr euch nicht fürchtet, so wird es ganz sachte zu euch kommen; und hierauf müsset ihr euch, ohne euch zu fürchten, und weder Gott noch die Heiligen zu nennen, drauf setzen. So bald ihr drauf seyn werdet, so müsset ihr eure Hände vor den Leib legen, ohne das Thier irgendswo anzugreifen, da es euch denn ganz ruhig zur Versammlung bringen wird. Wenn ihr dieses unterlasset, so will ich euch zuvor sagen, daß es das Thier irgend in einen übeln riechenden Ort werfen wird. Wenn ihr dahero nicht glaubet Herznung zu haben, so würde das beste seyn, wenn hier bliebet; denn ihr würdet uns Unglück verur-

chen, ohne daß ihr einigen Vortheil davon hättet. Ihr kennet mich noch nicht, antwortete der Medicíner, und ihr urtheilet vielleicht aus meinen Kleidern und Handschuen von mir. Ich habe mein Lebetage wohl hundert Heldenthaten ausgeführet: aber ich will euch nur zwey davon erzählen. Da ich noch zu Bologna war, so ging ich eines Abends mit einigen guten Freunden mentscheriren. Da wir so giengen, so kam ein ziemlich artiges Mädchen, die nicht höher als ein Ellbogen war. Sie wollte nicht mitgehen, ich trug sie aber bey den Haaren wohl hundert Schritte weit. Ein andermal gieng ich, da der Zapfenstreich schon geschlagen war, bey dem Kirchhof der Franciscaner-Mönche, ohne mich zu fürchten, vorbey, da ich doch wuste, daß selbigen Tag eine alte Frau darauf war begraben worden. Also habt ihr nichts zu befürchten. Und wenn ich ja einen Fehler an mir habe, so ist es dieser, daß ich zu dreuste bin. Ich werde meinen scharlachenen Rock, worinnen ich zum Doctor gemacht wurde, anziehen, und ihr werdet sehen, daß sich die Gesellschafft recht über mich freuen wird. Wenn man mich nicht gleich zum Hauptmann macht, so werdet ihr sahen, was man zwischen hier und einiger Zeit thun wird. Ich verspreche mir Wunderdinge, weil die Gräfin, da sie mich noch nicht gesehen hat, so sehr in mich verliebet ist, daß sie mich zum Bitter vom kalten Wasser machen will. Aber, fieng Bulfamaque wieder an, machet uns nicht zum Narren und macht, daß ihr da seyd, wenn man nach euch schicken wird. Ich sage euch dieses darum, weil es kalt ist, und die Herren Medicíner nicht gerne frieren.

Ha, ſo einer bin ich nicht, antwortete der Doctor, ſchlaft nur ruhig, ich werde mich gewiß einſtellen.

Da die Mahler weg waren, ſo machte der Doctor, da er ſahe, daß es Nacht wurde, ſeiner Frau weiß, daß er nöthige Verrichtungen zu beſorgen hätte; nahm ſeinen ſchönen Rock, und verfügte ſich auf das Grab, wovon man ihm geſaget hatte, wo er das Thier, weil es kalt war, mit Ungedult erwartete. Bulfamaque, welcher groß und geſchickt vom Leibe war, ſchaffte ſich eine Maſke an, nahm einen Rock, der mit ſchwarzen Pelz gefüttert war, und kehrete ihn um, worinne er einem Bäre ziemlich ähnlich war. Ueberdieſes hatte die Maſke Hörner und eine Figur des Teufels. In dieſem Aufzuge gieng er mit Le Brun, der die Comödie auch mit anſehen wollte, an den Ort, wo ſich der Doctor befand. Da er ihn ſahe, ſo machte er ein entſetzliches Geheule, und wunderbare Sprünge. Nun ſchauerte dem Mediciner die Haut, und wäre lieber in ſeinem Bette geweſen. Dennoch aber behielt die Begierde, die Wunderdinge, wovon man ihm geſagt hatte, zu ſehen, über ſeine Furcht die Oberhand. Da Bulfamaque einige Zeit herum geſprungen war, ſo gieng er ganz ſachte an das Grab, der Mediciner wuſte nicht, ob er ſich aufſetzen ſollte, oder nicht. Weil er aber befürchtete, es möchte ihm ſchlim gehen, wenn er ſich nicht aufſetzte, ſo vertrieb die letzte Furcht die erſte, und machte, daß er ſich ganz ſachte auf das Thier ſetzte, indem er dabey ſagte, Gott begleite mich! Er legte ſeine Hände vor den Leib, wie man ihm geſagt hatte, und Bulfamaque nahm unvermerkt den Weg nach einem Gewölbe, wo man alle Unreinigkeit hinein warf, und unter andern auch den Ueberfluß der Gräfin, die man dem

Doctor

Doctor verſprochen hatte. Da er nun ſeine Zeit erſahe, ſo näherte er ſich dem Graben, und warf ſeinen Reuter hinein, daß der Kopf unten kam. Hierauf ſprang und hüpfete er von neuen, und gieng zu Le Brun, welcher auf ihn wartete, und ſich hatte entfernen müſſen, weil er ſich des Lachens nicht enthalten konnte, und ſahen beyde zu, wie ſich ihr beſchiſſener Mediciner heraus helfen würde. Da dieſer arme Teufel ſahe, daß er an einem ſo abſcheulichen Orte war, ſo wendete er alle Kräfte an, wieder heraus zu kommen, und da er bald auf dieſe bald auf jene Seite fiel, ſo wurde er dermaſſen voll Koth, daß man ihn faſt nicht kannte, und kam endlich, da er etliche Drachmas voller dreckichten Materie verſchluckt hatte, wieder heraus. Er nahm die Hände und machte den Dreck damit ab, weil er nichts anders bey der Hand hatte, und gieng ohne Hut und voller Verdruß wieder nach Hauſe. Da er lange genug geklopfet hatte, ſo wurde ihm endlich aufgemacht, und da er hinein war, kamen Le Brun und Bulſamaque an die Thüre, um zu hören, wie ihn ſeine Frau aufnehmen würde. Hier höreten ſie nun, daß ſie ihm die ſchimpflichſten Reden, welche der ärgſte Böſewicht kaum verdiente, ſagete. Das iſt euch recht, ſagte ſie: ihr wolltet gewiß eine Hure beſuchen, und habt euch deswegen ſo ſauber angezogen. Solltet ihr mit ſo einer Frau, wie ich bin, nicht zufrieden ſeyn? Ihr ſeyd ein ſchöner Dreck-Mediciner, ihr habt eine ehrliche Frau, und geht zu Huren. Und dieſe Muſic währete bis nach Mitternacht, denn ſo lange dauerte es, bis der Mediciner von ſeinem Drecke wieder geſaubert war. Den Morgen darauf giengen die beyden Mahler, da ſie den Leib zuvor bläulicht gemah-

let hatten, gleich als wenn ſie wären geſchlagen worden, zu ihrem Mediciner. So bald ſie der Doctor ſahe, ſo gieng er ihnen, wie gewöhnlich, entgegen, ſie ſtellten ſich aber, als wenn ſie entſetzlich zornig wären, und beſchuldigten ihn einer Untreue, weil ſie ſeinetwegen entſetzlich wären geſchlagen worden, ohne zu gedenken, daß man ſie aus der Geſellſchaft hätte ſtoſſen wollen, und damit ſie zeigen möchten, daß das, was ſie ſagten, wahr wäre, ſo lieſſen ſie ihm ihre bloſſen Leiber ſehen. Der Mediciner wollte ſich entſchuldigen, und mit ihnen von dem ſtinkenden Orte, worein er war geworfen worden, reden: Bulſamaque aber unterbrach ihn, und ſagte, daß er wollte, daß er oben von der Brücke wäre herunter geworfen worden. Zum Teufel, fuhr er fort, warum habt ihr euch dem lieben Gott und ſeinen Heiligen empfohlen? Haben wirs euch nicht verboten, das ſoll das erſte und das letztemal ſeyn, daß man uns auf ſo eine Art hintergeht. Der Doctor brachte groſſe Entſchuldigungen vor, und bath ſie, daß ſie die Sache verſchweigen möchten: um ſie nun deſto eher dahin zu vermögen, ſo erzeigte er ihnen mehr Ehre und Höflichkeit, als er jemals gethan hatte.

Ende.

104 95 HM